~~H. Knoebel~~

<36617313600010

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Sechster Band.

Gotthold Ephraim Lessings
sämtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage,

besorgt durch

Franz Muncker.

Sechster Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1890.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Papier von der G. Haindl'schen Papierfabrik in Augsburg.

Vorwort.

Bei der „Theatralischen Bibliothek", der Vorrede zu den vermischten Schriften von Mylius und der von Lessing und Moses Mendelssohn gemeinsam verfaßten Schrift „Pope ein Metaphysiker!" welche der sechste Band dieser Ausgabe enthält, durfte ich mich nur an die ersten Drucke aus den Jahren 1754—1758 binden, da nur sie von Lessing selbst überwacht worden sind. Handschriften lagen mir hier nirgends vor, und der Text in Karl Lessings Ausgabe der sämtlichen Schriften seines Bruders ist kritisch ohne Wert. In dieselbe fand überdies nur ein Auszug aus der „Theatralischen Bibliothek" Aufnahme.

Auch ich mußte von einem vollständigen Abdrucke dieses Werkes, wie ihn die Hempel'sche Ausgabe darbietet, absehen, da die für meine Arbeit geltenden Grundsätze alles ausschließen, was bloße Übersetzung ist und als solche für das Verständnis des Zusammenhangs entbehrt werden kann. Deshalb ließ ich, wie seiner Zeit schon Lachmann, die von Lessing verdeutschten Abschnitte aus Riccobonis „Geschichte der italienischen Schaubühne", wozu auch die Auszüge aus Trissinos „Sophonisba", aus Ruccelais „Rosemonda" und aus Bibienas „Calandra" gehören, ebenso die Abhandlung des Abtes du Bos von den theatralischen Vorstellungen der Alten weg, obgleich Maltzahn einzelne dieser Übertragungen in die zweite Auflage der Lachmann'schen Ausgabe aufgenommen hatte. Hingegen druckte ich mit Lachmann und Maltzahn die Übersetzung der beiden Aufsätze von Chassiron und von Gellert über das rührende Lustspiel ab und fügte auch die von diesen frühern Herausgebern weggelassenen umfangreichen Stücke, welche Lessing aus Drydens Versuch über die dramatische Dichtung verdeutschte, vollständig ein, weil ohne sie der übrige Text bisweilen unverständlich wird. Auch durfte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, wie Lachmann und Maltzahn mit den bloß übertragenen Abschnitten aus Drydens Essay auch einige Lessingische Originalsätze zu streichen. Stellenweise macht auch die Skizze des Lebens und der Werke des Destouches nur den Eindruck einer Übersetzung; da es bisher aber noch nicht gelungen ist, die etwaige französische Vorlage dafür aufzufinden, mußte ich unbedenklich den ganzen, ohnedies kurzen Aufsatz abdrucken. Dagegen hätte ich mit Lachmann den Auszug aus Montianos Trauerspiel „Virginia" weglassen sollen,

obwohl Maltzahn ihn ausführlich mitgeteilt hatte. Denn auch dies ist nur eine mitunter freie, namentlich in der logischen Verbindung der einzelnen Sätze selbständige Übersetzung der französischen „Exposition“ des Dramas von Hermilly, die Lessing selbst anführt. Ich kann meinen Abdruck dieses Auszuges nur damit entschuldigen, daß ich das französische Buch erst zu Gesichte bekam, nachdem jener bereits erfolgt war, vorher aber in der Ungewißheit, ob Lessing nicht vielleicht doch freier mit Hermillys Arbeit verfahren sei, lieber zu viel als zu wenig geben wollte. Keinem Tadel jedoch fürchte ich mich dadurch ausgesetzt zu haben, daß ich die „Geschichte der englischen Schaubühne“ gleich Danzel und Maltzahn, deren Ansicht unter andern sich sofort Lachmann (in seinem Handexemplar seiner Ausgabe) und neuerdings auch Erich Schmidt aneignete, von Lessings Schriften ausschloß. Die Worte Nicolais, der sich diese Arbeit zuspricht, lassen trotz allen Einwänden, die in der Hempel'schen Ausgabe dagegen versucht worden sind, keine andere Deutung zu; überdies ist das Gepräge des Lessingischen Stiles nirgends in dem Aufsatz ersichtlich. Den Schluß des Verzeichnisses englischer Dramatiker, den Nicolai 1756 noch nicht verfaßt hatte, kann er sehr wohl bis zum Druck desselben 1758 nachgeliefert haben. Das einzige Bedenken, das dann noch gegen Nicolais Autorschaft geltend gemacht werden könnte, hoffe ich in der Anmerkung zu Seite 248 durch eine Vermutung, die man wenigstens nicht ohne weiteres unwahrscheinlich oder gesucht schelten wird, gehoben zu haben.

München, 28. Mai 1890.

Franz Muncker.

Inhalt.

Theatralische Bibliothek. 1754—1758.

Erstes Stück. 1754.

Zweytes Stück. 1754.

Gotth. Ephr. Leßings

Theatralische Bibliothek.

1754—1758.

[Die Theatralische Bibliothek erschien in vier Stücken „Berlin, bey Christian Friederich Voß", die beiden ersten Stücke nach der Angabe auf dem Titelblatte 1754, das dritte 1755, das vierte 1758, in Wirklichkeit vielmehr das erste Stück zur Michaelismesse 1754, das zweite zur Ostermesse 1755, das dritte zur Michaelismesse 1755, das vierte zur Ostermesse 1759. Das erste umfaßt 7 unpaginierte Blätter (Titel, Vorrede und Inhaltsverzeichnis) und 291 Seiten 8°, das zweite 284 Seiten und 1 Blatt Inhaltsverzeichnis, das dritte 312 Seiten und 2 Blätter Inhaltsverzeichnis, das vierte 298 Seiten und 1 Blatt Inhaltsverzeichnis. Jedes Stück ist mit einer Vignette versehen; das erste enthält außerdem das Bildnis des Jacob Thomson, das dritte das des Philipp Nericault des Touches.]

Erstes Stück.

1754.

Vorrede.

Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorschein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, sondern andere Umstände machten ihnen ein zu kurtzes Ende. Ich könnte es beweisen, daß Leute von Einsicht und Geschmack öffentlich die Fortsetzung derselben gewünscht haben. Und so viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünschen, nach Gelegenheit ablassen muß, so bleibt doch noch immer so viel davon übrig, als hinlänglich ist, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß ich hiermit diese Theatralische Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist gegründet. Von mir nehmlich schrieb sich nicht nur der gantze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird; sondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufsätze ist aus meiner Feder geflossen. Ja ich kann sagen, daß die fernere Fortsetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu diesem Entschlusse brachten mich, Theils verschiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten seiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leser von den Verfassern überhaupt einen schlechten Begrif beybringen mußten. Er übersetzte, zum Exempel,

die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieses Stücks, in gewisser Absicht, gantz wohl zu frieden seyn; allein mit seinem Vorberichte hatte ich Ursache, es gantz und gar nicht zu seyn. Er sagte unter andern darinne: „Fragt man mich, warum ich nicht lieber ein „gutes als ein mittelmäßiges Stück gewählt habe? so bitte ich, mir „erst ein gutes Stück von dem italiänischen Theater zu „nennen." = = = Diese Bitte machte mich so verwirrt, daß ich mir nunmehr beständig vorstellte, ein jeder der in der welschen Litteratur nur nicht gantz und gar ein Fremdling sey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiäner, so haben wir uns feine Dinge von euch zu versprechen!

Was war also natürlicher, als daß ich die erste die beste Gelegenheit ergrif, mich von einer Gesellschaft los zu sagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunstalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzusetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl sahe, daß es gemeinschaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen sey.

Ich weis nicht, ob ich mir schmeicheln darf, diese Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigstens kann ich versichern, daß ich seit dem nicht aufgehöret habe, meinen erstern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einschränkung des Plans, zu meiner Absicht dienlich war.

Diese Einschränkung bestand darinne, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer ersten Anlage nach, ein Werk ohne Ende scheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände bestimmte, welche zusammengenommen, nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine critische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich setzte mir also vor, nicht alles aufzusuchen, was man von der dramatischen Dichtkunst geschrieben habe, sondern das beste und brauchbarste; nicht alle und jede dramatische Dichter bekannt zu machen, sondern die vorzüglichsten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigstens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey diesen wollte

ich mich bloß auf diese von ihren Stücken einlassen, welchen sie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmstes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leisten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen versprochen habe.

Zweyerley wird man daselbst auch noch versprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erstlich werde ich es nicht wagen, die dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich selbst unter sie gemengt habe, so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht. Denn entweder sie sind besser, oder sie sind geringer als ich. Jene setzen sich über mein Urtheil hinweg; und was diese ihre Leser bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

- - - date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis - -

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen; Theils weil ich für die wenigsten derselben würde stehen können; Theils weil ich unsern Schauspielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eifersucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigstens eben so viel Ermunterung und Nachsicht, als unsre Schriftsteller.

Was die äusserliche Einrichtung dieser theatralischen Bibliothek anbelangt, so ist weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen sollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht bestimmen kann, welcher es seyn wird, soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. An keine gewisse Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich versichern, daß mir selbst daran liegt, sobald es sich thun läßt, zu Stande zu kommen.

I.

Abhandlungen

von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines grossen Geistes, als eines kleinen seyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bey jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bey diesem der Eckel. Das *Genie* will mehr thun als sein Vorgänger; der *Affe* des Genies nur etwas anders.

Beyde lassen sich nicht immer auf den ersten Blick von einander unterscheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit diesen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwissenden Stolzes, jenes zu diesem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lautersten Unpartheylichkeit verbunden seyn, wenn der aufgeworfene Kunstrichter weder aus wollüstiger Nachsicht, noch aus neidischem Eigendünkel fehlen soll.

Diese allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unsern Zeiten in der Dramatischen Dichtkunst sind gemacht worden. Weder das Lustspiel, noch das Trauerspiel, ist davon verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden, und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.

Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das *rührende Lustspiel*, und seine Widersacher das *weinerliche* nennen.

Aus der zweyten Veränderung entstand das *bürgerliche Trauerspiel*.

Jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beyde aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer grösser scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anders, welches alles grosse zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, seines gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bey sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. — — Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch so gar in der Ueberschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die blosse Anwendung des einen, so schlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das weinerliche Lustspiel ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue Gattung eingenommen sind. Ich glaube, ob schon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das Französische larmoyant auszudrücken, am ersten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jezt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein rührendes Lustspiel läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheinet.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaube ich, zu schliessen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht so viel schöne und scharfsinnige Geister für sie erklären: sie muß aber auch eine schlechte haben, sonst würden sich andre, die eben so schön und scharfsinnig sind, ihr nicht widersetzen.

Wie kann man also wohl sichrer hierbey gehen, als daß man jeden von diesen Theilen höret, um sich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu schlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem sie sich gewissermassen beyde vereinigen lassen? Zum guten Glücke finde ich, so wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geschicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn sie nicht beyde Recht haben.

Der eine ist ein Franzose und der andre ein Deutscher. Jener verdammt diese neue Gattung, und dieser vertheidiget sie; so wahr ist es, daß die wenigsten Erfindungen, an dem Orte, wo sie gemacht werden, den meisten Schutz und die meiste Unterstützung finden.

Der Franzose ist ein Mitglied der Akademie von Rochelle, dessen Name sich mit den Buchstaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komische geschrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen sind. Hier ist der völlige Titel: Reflexions sur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. Trésorier de France et Conseiller au Presidial, de l'Academie de la Rochelle; adressées à M. M. *Arcere* et *Thylorier* de la même Academie.

Der Deutsche ist der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahr 1751. bey dem Antritte seiner Profeßur, durch eine lateinische Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie ist in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan ist, nicht noch einmal thun solle, wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es besser thun werde, scheint mir so billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entschuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufsätze meinem Leser übersetzt vorlegen will, wenn dieses Verfahren eine Entschuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzosen, die man also zuerst lesen wird, bin ich ein wenig französisch verfahren, und beynahe wäre ich noch französischer damit umgegangen. Sie ist, wie man gesehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, diese Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verschiedene Noten, die nicht viel sagen wollen; ich habe also die armseligsten weggelassen, und beynahe hätten sie dieses Schicksal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von sechs Seiten, und

auch diese habe ich nicht übersetzt, weil ich glaube, daß sie zu vermissen ist. Beynahe hätte ich sogar den Anfang der Abhandlung selbst übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geschichte der Dramatischen Dichtkunst, nach dem Pater Brumoi, erzehlt wird. Doch weil der Verfasser versichert, daß er diese Schritte zurück nothwendig habe thun müssen, um desto sichrer und mit desto mehr Kräften auf seinen eigentlichen Gegenstand loßgehen zu können, so habe ich alles gelassen wie es ist. Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der kostbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen will. Ich habe sie größten Theils müssen beybehalten, und man wird mich entschuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung selbst zu kommen; hier ist sie!

Betrachtungen über das weinerlich Komische,

aus dem Französischen des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unsterbliche Werk des Pater Brumoi, lehret uns, daß die Komödie, nachdem sie ihre bretterne Gerüste verlassen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Ansehung der politischen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem ersten Alter der Bühne grif man vielmehr die Personen, als die Laster an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweise, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter selbst, den allerblutigsten Spöttereyen ausgesetzt; und alles, ohne Unterscheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erstern Gesetze schränkten diese unbändige Frechheit der Dichter einigermassen ein. Sie durften sich nicht erkühnen irgend eine Person zu nennen; allein sie fanden gar bald das Geheimniß, sich dieses Zwangs wegen schadlos zu halten. Aristophanes und seine Zeitgenossen schilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; so daß sie das Vergnügen hatten, so wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuschauer, auf eine feinre Art ein Gnüge zu thun.

Das dritte Alter der Atheniensischen Bühne war unendlich weniger frech. Menander, welcher das Muster derselben ward, verlegte die

Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorstellung geschah, nichts mehr gemein hatte. Die Personen waren gleichfalls Geschöpfe der Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Gesetze, welche weit strenger als die erstern waren, erlaubten dieser neuen Art von Komödie nicht das geringste von dem zu behalten, was sie etwa den ersten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateinische Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, sondern begnügte sich, ihr mehr oder weniger knechtisch nachzuahmen, nach dem das Genie seiner Verfasser beschaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu scherzen hatte, entwarf alle seine Schilderungen von der Seite des Lächerlichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Aristophanes als des Menanders gewesen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anständiger und regelmäßiger; seine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, sagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Gesellschaft zu seyn, wann sie den Lustspielen dieses Dichters beywohnten; und seine Scherze sind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Bescheidenheit, die den Lustspieldichtern aller Jahrhunderte zum Muster dienen kann.

Die persönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten also, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von diesen verschiedenen Arten des Komischen, aus; und unter diesen Zügen einzig und allein suchten die Verfasser ihre Mitbürger zu bessern und zu ergötzen. Doch diese letztre Art, welche sich auf alle Stände erstrecken konnte, ward nicht so weit getrieben, als sie es wohl hätte seyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechischen noch im Lateinischen, dessen Gegenstand unmittelbar das Frauenzimmer sey. Aristophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die ersten Rollen giebt, wie zum Exempel in den R e d n e r i n n e n, fällt dennoch die Critik auf die Mannspersonen zurück, welche den wahren Gegenstand seines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das schändliche und feile Leben der griechischen Buhlerinnen vorgestellt. Diese häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen

Aufführung des römischen Frauenzimmers machen; und unsre Neugierde wird beständig ein für die Critik so weitläuftiges und fruchtbares Feld vermissen. Die Neuern, welche glücklicher (oder soll ich vielmehr sagen, verwegener?) waren, haben sich die Sitten des andern Geschlechts besser zu Nutze gemacht, und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkosten lachen kann.

Das Jahrhundert des Augustus, welches fast alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komische Dichtkunst bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geschmacks nur allmälich geschieht, so haben wir vorher tausend Irrthümer erschöpfen müssen, ehe wir auf den bestimmten Punkt gelangt sind, auf welchen die Kunst eigentlich kommen muß. Als unbehutsame Nachahmer des Spanischen Genies, suchten unsre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterstand sich, die allerverehrungswürdigsten Geheimnisse zu spielen, und scheute sich nicht, eine ungeheure Vermischung von Frömmigkeit, Ausschweifungen und Possen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte sich, zufolge einer sehr widersinnigen Abwechselung, der Geschmack an verliebten Abentheuern unsrer Scene. Man sahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zusammen gesetzt waren, sich auf derselben verwirren und zum Erstaunen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterschaft, die Zweykämpfe und Entführungen schlichen sich in unsre Lustspiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Ursache darüber unwillig zu werden.

Endlich erschien Corneille, welcher dazu bestimmt war, die eine Scene sowohl, als die andre berühmt zu machen. Melite brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieses Stück welches uns jetzt so schwach und fehlerhaft scheint, stellte unsern erstaunten Voreltern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdessen muß man doch erst von dem Lügner die Epoche der guten Komödie rechnen. Der grosse Corneille, welcher den Stof dazu aus einem spanischen Poeten zog, leistete damit dem französischen Theater den allerwichtigsten Dienst. Er eröfnete seinen Nachfolgern den

Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen, und lehrte die sinnreiche Art, sie unsern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem Lügner muß man so gleich auf den Moliere kommen, um die französische Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Diesem bewundernswürdigen Schriftsteller haben wir die siegenden Einfälle zu danken, welche unsere Lustspiele auf alle Europäische Bühnen gebracht haben, und uns einen so besondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr sahe man alle Schönheiten der Kunst und des Genies in unsern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwischenfälle, die Aufmerksamkeit des Zuschauers anzufeuren; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenpersonen in eine sinnreiche Abstechung* gebracht waren, um den Originalen desto mehr Vorsprung zu geben. Die Laster des Herzens wurden der Gegenstand des hohen Komischen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern Europens unbekannt war, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich so sahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens sich beziehende Beurtheilung; das Lustige und Spaßhafte wurde aus dem Innersten der Sache selbst genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komischen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieses edeln Fluges konnte man natürlicher Weise nicht anders denken, als daß die Komödie auf diesem Grade der Vortreflichkeit, welchen sie endlich erlangt hatte, stehen bleiben, und daß man wenigstens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu schlagen. Allein, wo sind die Gesetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigensinne der Neuigkeit widerstehen, und den Geschmack dieser gebiethrischen Göttin festsetzen könnten? Das Ansehen des Mo-

* Durch dieses Wort habe ich das Französische Contraste übersetzen wollen. Wer es besser zu übersetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es sey durch Gegensatz zu geben. Ich habe Abstechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und also eben so wohl ein mahlerisches Kunstwort ist, als das französische. Ueb.

liere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermassen verschiedne von seinen Nachfolgern, in seine Fußtapfen zu treten, und lassen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unsrer Verfasser, und selbst diejenigen, welchen die Natur die meisten Gaben ertheilet hat, glauben, daß sie ein so nützliches Muster verlassen können, und bestreben sich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den sie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die sie auf unsre Scene gebracht haben, nichts von jenen besondern Komödien sagen, worinne man Wesen der Einbildung zur wirklichen Person gemacht und sie anstatt dieser gebraucht hat: es ist dieses ein feyenmäßiger Geschmack, und nur die Oper hat das Recht sich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die spitzige Lebhaftigkeit des Gesprächs anstatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat sie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zusammengesetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzusehen, welches geschickter ist, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatisches Gedicht mit seinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komischen einschränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der Weinerlichen gab, und für die man in der That schwerlich eine anständigere und gemäßere Benennung finden wird.(1)

Damit man mir aber nicht ein Unding zu bestreiten, Schuld geben könne, so muß ich hier die Maximen eines Apologisten der Melanide,* dieser mit Recht so berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken.

(1) Ich gestehe es, nichts ist lächerlicher, als über Namen zu streiten; es ist aber auch eben so lächerlich, einen bekannten und bestimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem weinerlich Komischen nicht besser zu, als der Name eines Epischen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt = = Wie soll man also diese neue Gattung bezeichnen? Eine in Gespräche gebrachte pathetische Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zusammen gehalten wird 2c. Man sehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

* Lettres sur Melanide. Paris, 1741.

„Warum wollte man, sagt er, einem Verfasser verwehren, in eben dem„selben Werke das Feinste, was das Lustspiel hat, mit dem Rührendsten, „was das Trauerspiel darbiethen kann, zu verbinden. Es tadle diese „Vermischung wer da will; ich, für mein Theil, bin sehr wohl damit „zufrieden. Die Veränderungen sogar in den Ergötzungen lieben, ist „der Geschmack der Natur = = = Man geht von einem Vergnügen zu „dem andern über; bald lacht man, und bald weinet man. Diese „Gattung von Schauspielen, wenn man will, ist neu; allein sie hat „den Beyfall der Vernunft und der Natur, das Ansehen des schönen „Geschlechts und die Zufriedenheit des Publicums für sich."

Von dieser Art sind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu setzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen Bewunderung des Genies der Verfasser durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geschmack ihrer Werke, oder vielmehr d a s w e i n e r l i c h K o m i s c h e ü b e r h a u p t g e n o m m e n, angreiffe. Ich habe mir beständig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tausend Lobsprüche zu ertheilen, die uns durch sehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verschiedner wahren und sich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmischung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Wesentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft seyn konnte. Das Genie des Verfassers strahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler seines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler seines Werks strahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezaubrungen, die das Genie des Werkmeisters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich also den hochachtungswürdigen Gaben der Künstler in dieser neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so laßt uns ohne Furcht den Geschmack ihrer Stücke untersuchen, und gleich Anfangs sehen, ob ihnen das Alterthum Beyspiele darbiethe, die sie uns zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegensetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, ist es klar und deutlich, daß ihnen das griechische Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komischen analogisch wäre, geben konnte. Die Stücke des Aristophanes sind eigentlich fast nichts, als satyrische Gespräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch

dieser Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weise des lateinischen Theaters ist eben so wenig für sie.* Es ist ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenstand seiner Lustspiele gewählt hat. Keine einzige von seinen Fabeln, kein einziger von seinen Zwischenfällen, kein einziger von seinen Charaktern ist dazu bestimmt, daß wir Thränen darüber vergiessen sollen. Es ist wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende Scenen findet; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus seine zärtliche Unruhe für die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stellung eines jungen verliebten Menschen, der von der Ehre und von der Leidenschaft gleich stark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unsrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beständig hervorbringt; und er drückt sie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünstelten Einfalt aus, welche die Natur so wohl treffen, und auf einen gewissen Punkt fest stellen. Ist aber dieses der Geschmack der neuen Schauspielschreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge sind sie hernach verbunden, ihren vornehmsten Personen einen klagenden Ton zu geben, und das Komische für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwischenfälle entstehen blos um neue Thränen vergiessen zu lassen, und man geht endlich aus dem komischen Schauspiele mit einem von Schmerz eben so beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyest hätte aufführen sehen.

Bey den Alten also können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weise nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyspielen abhinge, oder auch nur von den Beyspielen der französischen Dichter, welche bis zu Anfange dieses Jahrhunderts auf unserm Theater geglänzt haben. Der Zusammenfluß so vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine siegende Ueberzeugung verursachen; gleichwohl aber will ich diesem Vortheile auf einen Augenblick entsagen, und untersuchen, ob diese

* Man redet hier von dem lateinischen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftsteller, die uns davon übrig sind.

neue mit komischen und kläglichen Zügen vermischten Accente genau aus der Natur hergehohlet sind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt ist, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu seyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Bequemlichkeit, und sie können, ohne ungerecht zu seyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

Nach den verschiednen Rührungen des Herzens entweder lachen oder weinen, sind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben demselben Augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fortsetzen, wenn man in der andern dieses thun soll, das ist ganz und gar nicht nach der Natur. Dieser schleinige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, setzet die Seele in Zwang und verursacht ihr unangenehme und gewaltsame Bewegungen. *

Damit man diese Wahrheit in aller ihrer[1] Stärke empfinde, so wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, so muß man zu überzeugen suchen. In dem ungeheuren Lustspiele Samson, reißt dieser von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchste Wesen angerufen, die Thore des Gefängnisses ein, und trägt sie auf seinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erscheint Harlequin und bringt einen Kalekutschhahn, und schüttelt sich in komischen Possen aus, die eben so kriechend sind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu seyn geschienen hatten. Ich bitte, was kann man wohl zu einer Abstechung sagen, die auf einmal zwey so widrige Stellungen zeiget, und zwey so wider-

* Es ist nicht der Körper, welcher in dem Schauspiele lacht oder weinet; es ist die Seele, die von den Eindrücken, die man auf sie macht, gerühret wird. Wann sie durch das Pathetische bewegt, und durch das Komische erfreut wird, so ist sie zu gleicher Zeit ein Raub zweyer gegenseitigen Bewegungen = = Wie erstaunlich ist es für den menschlichen Geist, so schleinig und ohne Vorbereitung, von dem Tragischen auf das Komische über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäckereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters ꝛc. Principes, eben daselbst.

[1] seiner [1754]

sprechende Bewegungen verursachet? Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anständigkeit ihr gleich sehr zuwider sind? Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zusammenlauf nichtswürdiger Zuschauer, welche solche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entstehen sollte?

Ueber eine so närrische Vermischung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche eine edlere Wendung hat, und diese ist es, der man wohl will, und zu deren Vertheidigung man bis zu den ersten Grundsätzen zurück geht.

Derjenige, sagt man, der das Schauspiel einer Komödie zuerst aufführte, konnte nach keinem Muster arbeiten; er machte sich einen Plan nach seiner Einsicht, und das neue Werk bekam folglich seine Natur und seine Eigenschaften aus dem Innersten seiner Begriffe. Die, welche nachfolgten, glaubten eben so wohl ein Recht zum Erfinden zu haben; unter ihren Händen bekam die Komödie eine neue Form, welche gleichfalls der Veränderung unterworfen war. Diese Veränderungen wurden nicht als Neuerungen ausgeschrien; man hatte es sich noch nicht in Sinn kommen lassen, daß es nicht erlaubt sey, Aenderungen zu machen, und die Hirngeburth eines Verfassers anders zu bearbeiten, deren Natur ziemlich willkührlich seyn muß. Denn kurz, setzt man hinzu, das Wesen der Komödie, es mag nun bestehen worinne es will, kann doch nimmermehr so unwandelbar festgesetzt seyn, als es das Wesen der geometrischen Wahrheiten ist; und hieraus schließt man endlich, daß es unsern Neuern erlaubt seyn müsse, die alte Einrichtung des komischen Gedichts zu ändern. Das Beyspiel ihrer Vorgänger muntert sie dazu auf, und die Natur der Sache erlaubt es.

So übertäubend als dieser Einwurf zu seyn scheinet, so braucht es, ihn übern Haufen zu stossen, doch weiter nichts, als daß man die Grundsätze desselben zugiebt, und die daraus gemachte Folgerung leugnet. Es ist wahr, daß alle Geburthen des Genies, so zu reden, ihr Tappen haben, bis sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt sind; allein, es ist auch eben so gewiß, daß verschiedne von denselben sie schon erreicht haben, als das epische Gedichte, die Ode, die Beredsamkeit und die Historie. Homer, Pindarus, Demosthenes und Thucydides sind die Lehrmeister des Virgils, des Horaz, des Cicero und des Livius gewesen. Das vereinigte Ansehen dieser grossen Männer ist zum Gesetze

geworden; und dieses Gesetz haben hernach alle Nationen angenommen, und die Vollkommenheit einzig und allein an die genaue Nachahmung dieser alten Muster gebunden. Wenn es also nun wahr ist, daß das Wesen dieser verschiednen Werke so unveränderlich festgestellet ist, als es nur immer durch die aller verehrungswürdigsten Beyspiele festgestellet werden kann; aus was für einer besondern Ursache sollte es denn nur vergönnet seyn, das Wesen der Komödie zu ändern, welches durch die allgemeine Billigung nicht minder geheiliget ist.

Und man glaube nur nicht, daß diese durchgängige Uebereinstimmung schwer zu beweisen sey. Man nehme den Aristophanes, Plautus und Terenz; man durchlaufe das englische Theater und die guten Stücke des Italiänischen; man besinne sich hernach auf den Moliere und Regnard und verbinde diese thätlichen Beweise mit den Entscheidungen der dramatischen Gesetzgeber, des Aristoteles, des Horaz, des Despreaux, des P. Rapins, so wird man die einen sowohl, als die andern, dem System des kläglich Komischen gänzlich zuwider finden. Zwar wird man die nothwendigen Verschiedenheiten zwischen den Sitten und dem Genie der Dichter eines jeden Volks bemerken; zwar wird man, nach Beschaffenheit der Gegenstände, in den Stücken, welche die Laster des Herzens angreifen, einen nothwendig ernsthaften Ton antreffen, so wie man in denen, welche mit den Ungereimtheiten des Verstandes zu thun haben, eine Vermischung des Scherzes und des Ernstes, und in denen, welche nur das Lächerliche schildern sollen, nichts als komische Züge und Wendungen finden wird; zwar wird man sehen, daß die Kunst eben nicht verbunden ist, uns zum Lachen zu bewegen, und daß sie sich oft begnügt, uns weiter nicht als auf diejenige innere Empfindung, welche die Seele erweitert, zu bringen, ohne uns zu den unmäßigen Bewegungen zu treiben, welche laut ausbrechen: aber jenen traurigen und kläglichen Ton, jenes romanenhafte Gewinsle, welches vor unsern Augen der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute geworden ist, wird man ganz und gar nicht gewahr werden. Mit einem Worte, diese Untersuchung wird uns überzeugen, daß es wider die Natur der komischen Gattung ist, uns unsre Fehler beweinen zu lassen, es mögen auch noch so häßliche Laster geschildert werden; daß Thalia, so zu reden, auf ihrer Maske keine andre Thränen, als Thränen der Freude und der Liebe duldet; und

daß diejenigen, welche sie quasi-tragische Thränen wollen vergiessen lassen, sich nur eine andre Gottheit für ihre Opfer suchen können.

Der Einwurf also, den man aus der willkührlichen Natur der Komödie hergenommen, scheint mir hinlänglich widerlegt zu seyn; weil alles, was die vornehmste Wirkung, die ein Werk hervorbringen soll, vernichtet, ein wesentlicher Fehler ist. Wollte man gleichwohl noch darauf dringen, daß die Komödie natürlicher Weise mehr, als irgend eine andre Geburth des Genies, dem Geschmacke des Jahrhunderts, in welchem man schreibt, unterworfen sey, und daß man diesem Geschmacke also folgen müsse, wenn man darinne glücklich seyn wolle; so nehme ich diese Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komischen fliessen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geschmack sich dafür erkläre; wenigstens sind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuschauer, bey welchem[1] das heilige Feuer der Wahrheit gleichsam niedergelegt worden, und dessen sichrer und unveränderlicher Geschmack sich niemals unter die Tyranney der Mode geschmiegt, noch diesen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Diesem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß sich noch in allen Gattungen jene ausgesuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geschmack erhält, der, indem er wider die Blendungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu bestimmen weis. Er ist eben so einfach, als die Wahrheit selbst; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des französischen Odendichters* folgen will, so giebt

* Der Verfasser zielt hier auf eine Stelle in des Rousseau Briefe an Thalien. Sie ist so trocken schön, daß ich sie nicht zu übersetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, so ist es eben die, welche der Herr von Voltaire an einem Orte sehr scharf getadelt hat. Man sehe, ob Rousseau mehr darinne sagt als, daß es mit dem Geschmacke eine kützliche Sache sey, und daß er nothwendig entweder gut oder schlecht seyn müsse.

Tout institut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être aussi consequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts.
Mais de ces gouts la dissemblence extreme,
A le bien prendre, est un foible probleme;

[1] bey welchen [1754]

es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich seyn wird, damit man den Unterscheid ihrer Charaktere desto besser empfinde.

Der erste giebt sich mit den Lastern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt seine Bilder mit lachenden und satyrischen Zügen; er will, daß sich jeder in seinen Gemählden erkennen, und über seine eigne Abschilderungen eben so boshaft lachen solle, als ob alles auf Kosten seines Nächsten gehe. Der andere hingegen greift nur gewisse Fehler an, oder besser zu reden, er greift ganz und gar keine an: er sucht mühsam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt sie mit den allerdunkelsten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geist, durch ein lebhaftes und sich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere stürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt sich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entscheiden, oder leugne die Wahrheit dieser Charaktere.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müssen; denn ob man schon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, so muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die scheinbarsten einschränken.

„Die Komödie ist das Bild der Handlungen des gemeinen Lebens, „oder, wenn man lieber will, der gewöhnlichen Laster oder Tugenden, „die den Zirkel desselben erfüllen. In der Schilderung so wohl der „guten, als schlechten Eigenschaften, bestehet daher ihre wesentliche Be„schaffenheit. Das Portrait der Menschen mit Genauigkeit entwerfen, „ihre Gemüthsneigungen und Gesinnungen auf das deutlichste aus„drücken, und diese Gemählde zum Vortheile der Sitten anwenden; „das heißt, auf einmal die grossen Gegenstände der Kunst und des „Künstlers fassen.“

Obschon diese Grundsätze, überhaupt betrachtet, wahr sind, so können sie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weise, auf die komische Dichtkunst angewendet werden. Die Menschen mahlen,

Et quoi qu'on dise, on n'en sauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais etc. Ueb.

und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, ist ein Zweck, den auch die la Rochefoucaults und die la Bruyere mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Lastern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatische Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und bösen Eigenschaften macht also nicht an und für sich selbst das Wesen der Komödie aus; die Wahl und die Mischung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Personen, diese sind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Wesen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenstand der Kunst und die Pflicht des Künstlers wohl unterscheiden. Der erstre ist durch den Tadel des Lasters und durch die Anpreisung der Tugend genugsam erfüllet. Der andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet sich nothwendig solcher Farben bedienen, welche sowohl den allgemeinen Lastern, dergleichen die Leidenschaften sind, die ihren Ursprung aus dem Herzen haben, als den besondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden sind, die ihre Quelle in dem Verstande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anständige Handlung erwählen; er muß sie so einzurichten wissen, daß sie die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelst der spielenden Personen, mit einstreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieser Absicht einmüthig bestimmt zu haben scheinen.

Nun ist es aber ganz und gar keine Frage, ob diese Moral aus dem Helden des Stücks fliessen soll, oder ob sie vielmehr der Gegenstand aller Züge des Tadels und des Scherzes seyn soll. Die neue Gattung scheint die erstre Methode angenommen zu haben: allein sowohl die Grundsätze als die Beyspiele sind gleich stark darwieder. Nach den Grundsätzen ist die Komödie bestimmt, uns mehr Laster und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen sollen, vorzustellen; und nach den Beyspielen, kömmt es den Nebenpersonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat Moliere dem Freunde des Misanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle &c. die Sorge aufgetragen, uns die Grundsätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenstande unsrer Nachahmung machen wollte; seine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von

welchen er glaubte, daß sie sowohl zu unserm Ergötzen, als zu unserm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jezt gesagt, folgt unwidersprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Person seyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung sind, und daß dieses ein eingewurzelter Uebelstand ist, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die satyrischen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß sie unsre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenstände abzuwenden wisse.* Umsonst wird man uns zu überreden suchen, daß die neuen komischen Dichter eben darum desto mehr Lob verdienten, weil sie anstatt der lasterhaften Charaktere lauter Personen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unser Herz von selbst aufschlössen, und sie mit Vergnügen uns einflössen liessen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu fassen wüßte. Alle diese Gründe sind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Lasset sie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn diese sind sicherer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung schöner und grosser Gesinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unsre Herzen und auf unsern Verstand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig ist, uns in uns selbst gehen zu lassen. So viele auf das allerfeinste vorbereitete Sittensprüche, so viel zierlich ausgekrahmte Vorschriften sind für die Zuschauer völlig in Wind gesagt. Man bewundert Melaniden, und betauert sie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil sie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinschaft haben. Das Schicksal der Aufseherin bewegt und rühret uns, allein ihre ganz besondern Umstände haben mit den unsrigen gar nichts gemein. (1) Wir treffen in uns

* Lettres sur Melanide.

(1) Der Stoff einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen seyn; und ihre Personen müssen, von allen Seiten, mit dem Volke,

selbst nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleich bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und also gar nicht für uns gemacht zu seyn scheinen. Man wird, wenn man es ja gestehen muß, bey dem Anblicke so sinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns selbst, in diesem Zusammenflusse von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menschlicher Dinge uns gewiß verschonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders ist es mit den Schilderungen bewandt, welche der Dichter von den Lastern und von dem Lächerlichen macht; sie finden bey uns allen Statt, und auch der vollkommenste Mensch trägt sowohl in seinem Verstande, als in seinem Herzen beständig den Saamen gewisser Ungereimtheiten und gewisser Fehler, welche sich bey Gelegenheit entwickeln. Wir finden uns also in dem Gemählde solcher mit der Menschheit verbundenen Schwachheiten getroffen, und sehen darinne was wir sind, oder wenigstens seyn können. Dieses Bild, welches zu dem unsrigen wird, ist eines von den einnehmendsten Gegenständen, und erleuchtet unsre Seelen mit gewissen Lichtstrahlen, die desto heilsamer sind, je fähiger ihre Ursache, die Furcht vor der Schande und dem Lächerlichen, zu seyn pflegt, uns zu heilsamen Entschliessungen zu bewegen. So ward der stolze und unversöhnliche Hauffe der Heuchler durch das Gemählde von den Lastern des scheinheiligen Betriegers zu Boden geschlagen. Tausend Schuldige wurden in Harnisch gejagt, und beklagten sich mit so viel grösserer Bitterkeit, je empfindlicher sie waren getroffen worden. Bey den Vorstellungen des George Dandins lassen auch die verhärtesten Ehemänner auf ihren Gesichtern die Bewegung spüren, die sie alsdenn empfinden, wenn ihre Umstände mit den Umständen des Originals allzusehr übereinstimmen; diese Uebereinstimmungen sind nicht selten, ob sie schon durch den Mangel der Bildung oder des Genies, durch den Geschmack an Veränderungen und den Eigensinn, so vielfältig gemacht werden, als sie

für das sie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, diese ihre Personen auf ein Fußgestelle zu erhöhen, weil ihr vornehmster Entzweck eben nicht ist, Bewundrung für sie zu erwecken, damit man sie desto leichter beklagen könne; sie will aufs höchste, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für sie ein wenig unruhig machen. Dubos kritische Betrachtungen Th. II. S. 225.

es durch die Verschiedenheit der Geburth sind. Die ohne Unterlaß wieder jung werdenden Schilderungen der Diafoiren haben vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, daß die Aerzte ihren blinden Eigensinn für die alte Methode verlassen haben, ohne daß sie eben zu jenen kühnen Versuchen wären gereizt worden, von welchen man schalkhaft genug vorgiebt, daß wir dann und wann derselben Opfer seyn müßten. Und wem ist endlich unbekannt, daß die muntern und beissenden Züge der gelehrten Weiber und der kostbar Lächerlichen, auf das plötzlichste das schöne Geschlecht von diesen zwey Unsinnigkeiten abgebracht haben?

Ich gebe zu, daß andre Charaktere, welche eben sowohl getroffen waren, keine so merkliche Wirkungen gehabt haben. Der eingebildete Kranke hat nicht alle Orgons von ihren Dünsten befreyet; es sind nicht alle Menschenfeinde gesellschaftlicher, noch alle Grafen von Tufiere bescheidner geworden. Allein was ist der Grund davon? Er ist dieser: weil die Fehler von dieser Art das rechtschafne Wesen nicht angreifen, und weil man so gar in der Welt Leute antrift, die sich eine Ehre daraus machen. Zärtliche Leibesbeschaffenheiten setzen gemeiniglich zärtliche Seelen voraus. Eine strenge und unwillige Gemüthsart ist fast immer mit viel Rechtschaffenheit verbunden; der Herzog von Montausier hielt es nicht für seiner unwürdig, ein Menschenfeind zu seyn. Und ein gewisser Stolz endlich, entstehet nicht selten aus einer vernünftigen Empfindung seiner eignen übersehenden Größe. Das Vorurtheil ringet bey solchen Gelegenheiten glücklich mit den Spöttereyen des Tadels, da es Gegentheils gegen die komische Schilderung eines Lasters des Herzens, oder einer Lächerlichkeit im gesellschaftlichen Leben, oder einer Ungereimtheit des Verstandes, gewiß nicht bestehen wird. Der Gegenstand der beschämenden Bemerckungen der Zuschauer, will man durchaus nicht seyn, es koste auch, was es wolle; und wenn man sich auch nicht wirklich bessert, so ist man doch gezwungen sich zu verstellen, damit man öffentlich weder für lächerlich noch für verächtlich gehalten werde.

Und so wären wir denn endlich auf die lezte Ausflucht gebracht, welche über alle Beyspiele und Gründe sieget. Diese neue komische Gattung, sagt man, gefällt;* das ist genug, und die Regeln thun dabey nichts.

* S. den Prolog des Lustspiels Liebe für Liebe.

Man berufe sich nicht zur Bestätigung dieser zu allgemeinen und eben deswegen gefährlichen Maxime auf den Einfall Sr. Hoheit des Prinzen über die regelmäßige aber verdrüßliche Tragödie des Abts von Aubignac. Die Anwendung der Regeln verursachte den Fall dieses Stücks gar nicht; sondern die schlechte Colorite seines Pinsels schlug es nieder. Doch weil ich mir vorgenommen habe meinen Gegnern nur solche Gründe entgegen zu setzen, von welchen ich selbst überzeugt bin, so will ich es ihnen vorläufig einräumen, daß das kläglich Komische große Bewegungen und oft angenehme Empfindungen verursache. Allein, wenn ich auf einen Augenblick die ganze Frage dahinaus lauffen lasse, bey welcher Gattung das größere Vergnügen anzutreffen sey, so behaupte ich, daß jene neuere uns kein so mannichfaltiges und natürliches Vergnügen verschaffen könne, als die Gattung welche in dem Jahrhunderte des Moliere herrschte.

Zuerst findet man in den weinerlichen Komödien alle die rührungslosen leeren Plätze, die man bey Lesung eines Romans findet. Sie sind eben so wie diese mit erzwungnen Verwicklungen, mit ausserordentlichen Stellungen, mit übertriebenen Charakteren angefüllt, welche oft wahrer als wahrscheinlich sind; und wenn sie in unsrer Seele jene, nichts weniger als willkührliche, Bewegungen verursachen, die sie auf einige Augenblicke bezaubern, so kömmt es daher, weil wir bey dem Anblicke auch der erdichtesten Gegenstände gerührt werden, wenn sie nur mit Kunst geschildert sind. Allein man merke wohl, daß die Rührungen weder so einnehmend sind, noch eben dieselbe Dauer und eben denselben Charakter der Wahrheit haben, welchen die getreue Nachahmung einer aus dem Innersten der Natur geschöpften Stellung hervorbringt.

In der That, wenn die dramatischen Erdichtungen uns um so viel lebhafter rühren, je näher sie der Wirklichkeit kommen, so müssen die Erdichtungen der neuen Gattung so viel schwächere Eindrücke machen, je entgegengesetzter sie der Wahrscheinlichkeit sind. Es ist ein Wunderwerk der Kunst nöthig gewesen, um uns die Abentheuer einer Frau annehmlich zu machen, die nach siebzehn Jahren einer heimlichen Vermählung und eines eingebildeten Gefängnisses, auf einmal sich aus dem Schooße ihrer Provinz aufmacht, und nach Paris kommt, einen untreuen Mann aufzusuchen, der sie, ob er sie schon alle

Tage zu sehen bekommen könnte, doch nicht eher, als bey der Entwicklung findet. So und nicht anders ist der romanenhafte Grund beschaffen, auf welchen das Gebäude des weinerlich Komischen gemeiniglich aufgeführt ist, oder vielmehr nothwendig aufgeführt seyn muß; und diesen muß sich der Zuschauer gefallen lassen, wenn er anders Vergnügen daran finden will. Die Oper sezt bey weitem nicht so viel Triebfedern in Bewegung, um uns durch das Glänzende ihrer Auszierungen zu verblenden, als das kläglich Komische Täuschungen anwendet, um eine schmerzhaft angenehme Empfindung in uns zu erwecken.

Die Eindrücke des Vergnügens, welche das wahre Komische hervorbringt, sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Es geschiehet allezeit mit einem stets neuen Vergnügen, so oft wir jene von der Natur erkannte Schilderungen, dergleichen der Menschenfeind, der Geizige, der Stumme, der Spieler, der Mürrische, der Ruhmredige und andre sind, wieder vorstellen sehen, oder sie aufs neue lesen. Oder, wenn wir uns in kleine Stücke einlassen wollen, wird man es wohl jemals satt, die wahren komischen Auftritte zu sehen, zum Exempel die Auftritte des Harpagons mit der Euphrosine, des Valers mit dem Meister Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit seinem Mädchen und seinen verschiednen Lehrmeistern, die pedantische Zänkerey des Trissotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und sinnreiche Gespräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdrische Unterredung der Cölimene mit dem Marquis und ihre sinnreiche Art, der spröden Arsinoe ihre spitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verursachen uns wohl die am meisten glänzenden Moralien, wann sie auch bis zum Thränen [1] getrieben werden, jemals ein so lebhaftes, ein so wahres und ein so daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Schwächung unseres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernsthaften und traurig spruchreichen Moral, ist der gegründeste Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmster Fehler ist dieser, daß sie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragische von dem Komischen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomischen zurück bringet, welche man mit so vielem Grunde, nach verschiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworffen hat. Ich weis

[1] [vielleicht nur verdruckt für] bis zun Thränen

wohl, die neue Art hat bey weitem nicht so viele und grosse Ungereimtheiten; die Verschiedenheit ihrer Personen ist nicht so anstößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zusammen spielen: allein im Grunde ist sie doch eben so fehlerhaft, ob schon auf eine verschiedne Weise. Denn wie die erstre Art die heroischen Personen erniedrigte, indem sie ihnen bloß gemeine Leidenschaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden aufführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genug sind; eben so erhöhet die andre die gemeinen Personen zu Gesinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt sie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterscheidende Eigenthum des Trauerspiels ausmachet. Beyde sind also dem Wesen, welches man dem komischen Gedichte zugestanden hat, gleich sehr zuwider; beyde verdienen also einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomische zuerst aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komischen Muse erweitert zu haben, und billigte also anfangs diese kühne Erfindung. Mit eben dieser Einbildung geschmeichelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; sie suchen sich zu überreden, der Weg der Empfindung sey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der französischen Scene den höchsten Grad der Ausschmückung gegeben habe; sie wollen durchaus nicht einsehen, daß die Empfindung, welche gewissen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, so wesentlich ist, sich ganz und gar nicht mit der komischen Grundlage verbinden lasse, welche das Theater nothwendig braucht, wenn sie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen bessert. Man betriege sich hier nur nicht: wir haben zwey sehr unterschiedne Gattungen; die eine ist die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt also, daß das weinerlich Komische eine dritte ausmache; sie schmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem sie uns reicher zu machen scheinet.

Wann die wirklich komischen Fabeln gänzlich erschöpft wären, so könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil sie wenigstens, als eine Vermischung des Wahren und Falschen, das Verdienst haben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn sie uns auch schon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es ist derselben noch eine sehr große Menge übrig, welche alle

neu sind, und die man, schon seit langer Zeit, auf der Bühne geschildert zu sehen gewünscht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verschiednen Sitten und Lächerlichkeiten unsrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethrischen Leutseligkeit unsrer Hofleute, und von ihrem unersättlichen Durste nach Vergnügen und Gunst; von der unbesonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblasenheit unserer jungen Magistratspersonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verschwendung unsrer großen Rentmeister; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eifersucht, welche unter den Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrschet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverschämte Pracht den Gesetzen, dem Wohlstande und der Vernunft Hohn sprechen.

Auf diese Art würden sich tausend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinsel unsrer Dichter darbiethen, wenn sie nicht von der Liebe zu dem Besondern verführt würden. Sollten sie wohl von der Schwierigkeit, solche feine Charaktere zu schattiren, welche nur eine sehr leichte Auftragung der Farben erlauben, zurückgehalten werden? Allein könnten sie nicht, nach dem Beyspiele des Moliere, an den Nebenrollen dasjenige einbringen, was ihnen an der Unterstüzung des Hauptcharakters abgehet? Und brauchen sie denn weniger Kunst darzu, wenn sie uns in Komödien eingekleidete Romane wollen bewundern lassen, oder weniger Genie, um sich in dem engen Bezirke, in welchen sie sich einschliessen, zu erhalten? Da sie nur auf eine einzige Empfindung, des Mitleidens nehmlich, eingeschränkt sind, so haben wir vielmehr zu fürchten, daß sie uns, durch die Einförmigkeit ihres Tones und ihrer Originale, Frost und Eckel erwecken werden. Denn in der That, wie die Erkennungen beständig mit einerley Farben vorbereitet, herzugeführet, und aufgeschlossen werden, so ist auch nichts dem Gemählde einer Mutter, welche ihr und ihrer Tochter Unglück beklagt, ähnlicher, als das Bild einer Frau, welche über ihr und ihres Sohnes Unglück Thränen vergießt. Fliessen aber hieraus nicht nothwendig Wiederhohlungen, die nicht anders, als verdrüßlich seyn können?

Wie weit übertrift das wahre Komische eine so unfruchtbare Gattung! Nicht allein alle Charaktere und alle Stände, nicht allein alle Laster und Lächerlichkeiten sind seinen Pfeilen ausgesetzt; sondern es

hat auch noch die Freyheit die Farben zu verändern, womit eben dieselben Originale, und eben dieselben Ungereimtheiten gemahlt werden können. Und auf diesem Wege findet man nirgends Grenzen; denn obschon die Menschen zu allen Zeiten einerley Fehlern unterworfen sind, so zeigen sie dieselben doch nicht immer auf einerley Art. Die Alten, in dieser Absicht, sind den Neuern sehr ungleich; und wir selbst, die wir in den jetzigen Tagen leben, haben mit unsern Vätern sehr wenig ähnliches.

Zu den Zeiten des Moliere und der Corneillen, besonders zu Anfange ihres Jahrhunderts, konnte man die gelehrten und witzigen Köpfe von Profeßion mit griechischen und lateinischen Citationen ausgespickt, über ihre barbarischen Schriftsteller verdüstert, in ihren Sitten grob und unbiegsam, und in ihrem Aeusserlichen nachläßig und schmutzig vorstellen. Diese Züge passen schon seit langer Zeit nicht mehr. Das pedantische Ansehen ist mit jener tiefen Gelehrsamkeit, die aus Lesung der Originale geschöpft war, verschwunden. Man begnügt sich, wenn ich so reden darf, mit dem blossen Vernis der Litteratur, und den meisten von unsern Neuern ist ein leichtes und sich ausnehmendes Mundwerk anstatt der gründlichen Wissenschaft, welche ihre Vorgänger besassen. Ihre Erkenntniß, sagt man, ist mannigfaltiger, aber eben deswegen auch unvollkommner. Sie haben, wenn man will, mehr Witz; aber vielleicht desto weniger wahres Genie. Kurz die meisten von ihnen scheinen von den alten Gelehrten nichts beybehalten zu haben, als die beklagenswürdige Erbitterung, ihre Personen und ihre Werke unter einander zu verlästern, und sich dadurch in den Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt verächtlich zu machen.

Es ist also nicht sowohl die Erschöpfung der Charaktere und des Lächerlichen, noch die Begierde nützlicher zu seyn, noch die Vorstellung eines grössern Vergnügens, welche uns die Gattung des weinerlich Komischen verschaft hat, sondern vielmehr die Schwierigkeit, den Ton des Moliere zu erreichen, oder vielmehr die Begierde unsre Bewunderung durch die glänzenden Reitze der Neuigkeit zu überraschen. Diese Krankheit, welche dem Französischen Genie so eigen ist, erzeugt die Moden in der Litteratur, und stekt mit ihren Sonderlichkeiten sowohl alle Schreibarten, als alle Stände an. Unsre Neugierde will alles durchlaufen; unsre Eitelkeit will alles versuchen; und auch als-

denn, wenn wir der Vernunft nachgeben, scheinen wir nicht sowohl ihrem Reitze, als unserm Eigensinn gefolgt zu seyn.

Wann diese Betrachtungen wahr sind, so ist es leicht, das Schicksal des weinerlich Komischen vorher zu sagen. Die Mode hat es eingeführt, und mit der Mode wird es vergehen, und in das Land des Tragikomischen verwiesen werden, aus welchem es gekommen ist. Es glänzet vermöge der schimmernden Blitze der Neuigkeit, und wird eben so geschwind, als diese, verlöschen. Das schöne Geschlecht, welches der gebohrne Beschützer aller zärtlichen Neuerungen ist, kann nicht immer weinen wollen, ob es gleich immer empfinden will. Wir dürfen uns nur auf seine Unbeständigkeit verlassen.

Unter die Gründe, warum man den Geschmack an dem weinerlich Komischen wird fahren lassen, gehöret auch noch die äusserste Schwierigkeit, in dieser Gattung glücklich zu seyn: die Laufbahn ist nicht von grossem Umfange, und es wird ein eben so glänzendes und bearbeitetes Genie, als das Genie des Verfassers der Melanide ist, dazu erfordert, wenn man sie mit gutem Fortgange ausfüllen will. Der Herr von Fontenelle hat einen Ton, welcher ihm eigen ist, und der ihm allein unvergleichlich wohl läßt; allein es ist unmöglich oder gefährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chaussee hat gleichfalls seinen Ton, dessen Schöpfer er ist, und dem es mehr in Ansehung der Art von Unmöglichkeit, seine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Ansehung der Schwierigkeit, sie mit eben so vieler Kunst und mit eben so glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunst ist unnütze, wenn die Gattung an und für sich selbst fehlerhaft ist, das ist, wenn sie sich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verständlich ist. Aus dieser Ursache vornehmlich wird die Täuschung des neuen Komischen gewiß verschwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig seyn, die Auskrahmung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu sehen, und romanenhafte Originale die strengste Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menschlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenschreibers, sinnreich zanken zu hören.

Lasset uns daher aus diesem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt sind, als welche die Absicht zu verschönern haben,

und daß die Gattung des weinerlich Komischen eine von den gefährlichen Erfindungen ist, welche dem wahren Komischen einen tödlichen Streich versetzen kann. Wenn eine Kunst zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, und man will ihr Wesen verändern, so ist dieses, nicht sowohl eine in dem Reiche der Gelehrsamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. (1) Die Griechen und die Römer, unsre Meister und Muster in allen Geburthen des Geschmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu bestimmt, daß sie uns, vermittelst der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten soll. Alle Völker Europens sind hernach dieser Weise mehr oder weniger gefolgt, so wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war: und wir selbst haben sie in den Zeiten unsers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man so oft mit dem Jahrhunderte des Augusts in Vergleichung gestellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernsthaftes Ansehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmste Zierde allezeit Spiel und Lachen gewesen sind, und beständig ihr unterscheidender Charakter seyn werden?

Versibus exponi tragicis res comica non vult

Horaz in der Dichtkunst.

* *
*

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so

(1) Da alle Künste aneinander grenzen, so laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in seinem 1747 gedruckten Discours sur l'Architecture führet. Es ist zu befürchten, sagt er, daß die sinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künstlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienste und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge ungereimter Gestalten fallen, welche den Geschmack nach und nach verderben, und werden ausschweifenden Sonderlichkeiten den schönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieses Gift die Künste einmal ergriffen hat, so fangen die Alten an unfruchtbar zu scheinen, die grossen Meister frostig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wann er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären.

Des Hrn. Prof. Gellerts Abhandlung
für das rührende Lustspiel.

Man hat zu unsern Zeiten, besonders in Frankreich, eine Art von Lustspielen versucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuschauer zu ergötzen, sondern auch so zu rühren und so anzutreiben vermögend wäre, daß sie ihnen so gar Thränen auspresse. Man hat dergleichen Komödie, zum Scherz und zur Verspottung, in der französischen Sprache comedie larmoyante,* das ist die weinerliche genennt, und von nicht wenigen pflegt sie als eine abgeschmackte Nachäffung des Trauerspiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in diese Klasse können gebracht werden, zu vertheidigen; sondern ich will bloß die Art der Einrichtung selbst retten, und wo möglich erweisen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, heftiger bewegen könne. Dacier** und andre, welche die von dem Aristoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, setzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerliche. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derselben darauf ankomme, obgleich, nach dem Voßius,*** auch dieses zweifelhaft seyn könnte; allein so viel ist auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend bestehe. Denn entweder sind die rei-

* S. die Vorrede des Hrn. v. Voltaire zu seiner Nanine im IX. Theile seiner Werke, Dresdner Ausgabe.

** In den Anmerkungen zu des Aristoteles Dichtkunst Hauptst. V. S. 58. Pariser Ausgabe von 1692. Aristote en faisant la definition de la Comedie decide, quelles choses peuvent faire le sujet de son imitation. Il n'y a que celles qui sont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne sçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'indignation, ou la pitié, passions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

*** In seiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

zenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernsthaften Stellen, und muß sie haben, damit selbst das Lächerliche durch das beständige Anhalten nicht geschwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig ist, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es dasselbe allzusehr rührt. Ich glaube also, daß aus der Erklärung des Aristoteles weiter nichts zu folgern ist, als dieses, was für eine Art von Lastern die Komödie vornehmlich durchziehen soll. Es erhellt nehmlich daraus, daß sie sich mit solchen Lastern beschäftigen müsse, welche niemandem ohne Schande, obschon ohne seinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, solche Laster, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran sich aber doch weder Plautus, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, besonders gekehrt zu haben scheinen. Ja man muß so gar zugestehen, daß es eine Art Laster giebt, welche gar sehr mit eines andern Schaden verbunden ist, als zum Exempel die Verschwendung, und dennoch in der Komödie angebracht werden kann, wenn es nur auf eine geschickte und kunstmäßige Art geschieht. Ich sehe also nicht, worinne derjenige Lustspieldichter sündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der Kunst dann und wann bey Seite setzt, besonders wenn man von ihm sagen kann:

Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Es sey also immer die sinnreiche Verspottung der Laster und Ungereimtheiten die vornehmste Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuschauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine ist die stammhafte und, so zu reden, am meisten handgreifliche, weil sie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere ist feiner und bescheidener, weil sie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen solchen Beyfall und ein solches Vergnügen, welches nicht so starck ausbricht, sondern gleichsam in dem Innersten des Herzens verschlossen bleibt. Wann nun die ausgelassene und heftige Freude, welche aus der ersten Gattung entspringt, nicht leicht eine ernsthaftere Gemüthsbewegung verstattet; so glaube ich doch, daß jene gesetztere Freude sie verstatten werde.

Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen ist, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; so sage man mir doch, worinne dasjenige Lustspiel zu tadeln sey, welches sich einen solchen Innhalt erwählet, durch welchen es, ausser der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für sich selbst aber ungemein süsse ist.* Da nun aber dieses alsdann sehr leicht geschehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laster, sondern auch die Tugenden schildern läßt; so sehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt seyn sollte, mit den tadelhaften Personen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und sich dadurch sowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaassen jener alten Klage des komischen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

Hujusmodi paucas Poetae reperiunt comoedias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigstens sind unter den Alten, wie Scaliger erinnert, sowohl unter den Griechen als unter den Römern, verschiedene gewesen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelassen, und sie in die sittliche und lächerliche eingetheilet haben. Unter der sittlichen verstanden sie diejenige, in welcher die Sitten, und unter der lächerlichen, in welcher das Lächerliche herrschte. Doch wenn man nicht allein darauf zu sehen hat, was in der Komödie zu geschehen pflegt, sondern auch auf das, was darinne geschehen sollte, warum wollen wir sie nicht lieber, nach Maaßgebung des Trapps,** also erklären, daß wir sagen, die Komödie sey ein dramatisches Gedicht, welches Abschilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreise, und verschiedene Laster und Ungereimtheiten der Menschen, auf eine scherzhafte und feine Art durchziehe. Ich gestehe ganz gerne, daß sich diese Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden

* Permagna enim, sagt der vortrefliche Engländer, Joseph Trapp, est discrepantia inter istam tristitiam, quae in tragoedia dominatur, et istam, quae in comoediam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempestas, diem pene integrum nubibus et tenebris obvolvit; interspersis tantum raris et brevibus lucis intervallis: haec actionem dramaticam, tanquam coelum tempore aestivo plerumque sudum, nubibus non nunquam, sed rarius, intercipit. *Praelect. Poet.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

** Am angef. Orte S. 314. und folglich.

lasse; allein, wenn man auch durchaus eine solche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen worden, in sich fassen sollte, so würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß diese von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen soll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet ist, und auch daher ihre Entschuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch sorgfältig führen möge, so muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen; deren eine dahinaus läuft, daß auf diese Weise der Unterscheid, welcher zwischen einer Tragödie und Komödie seyn müsse, aufgehoben werde; und deren andre darauf ankömmt, daß diejenige Komödie sich selbst zuwieder wäre, welche die Affecten sorgfältig erregen wolle.

Was den ersten Grund anbelangt, so scheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig seyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem sie weder eben dieselben Leidenschaften rege macht, noch aus eben derselben Absicht, und durch eben dieselben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unsinnig, wenn sich die Komödie jene großen und schrecklichen Zurüstungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaassen wollte; allein wenn hat sie dieses jemals gethan? Sie begnügt sich mit einer gemeinen, obschon seltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; sie weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche sich entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre ausserordentliche Häßlichkeit ausnehmen; sie weis nichts von jenem tragischen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieses alles ist so klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander setzen wollte. Was hat man also für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn sie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche sie dieser oder jener Person zustoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie

eigen ist? Es sind kaum die Anfänge dieser Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Absicht anwendet, daß sie diese kleine Bewegung durch etwas erwünschtes wieder stillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geschehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmsten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herhohlt, und zusehen, ob sie sich vielleicht auf dieser Seite des Eigenthums der Tragödie anmaasse. Man sage mir also, wenn rühret denn diese neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geschicht es nicht meistentheils, wenn sie eine tugendhafte, gesetzte und ausserordentliche Liebe vorstellet? Was ist aber nun zwischen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterscheid? Ein sehr großer. Die Liebe in der Komödie ist nicht jene heroische Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeitzes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es ist nicht jene lermende Liebe, welche von einer Menge von Gefahren und Lastern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: sondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verschiedene Hindernisse und Beschwerlichkeiten verwickelt wird, die sie entweder vermehren oder schwächen, die aber alle glücklich überstiegen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Personen des Stücks angenehm, doch dem Wunsche der Zuschauer gemäß zu seyn pflegt. Es ist daher im geringsten keine Vermischung der Kunst zu befürchten, so lange sich nicht die Komödie mit eben derselben Liebe beschäftiget, welche in der Tragödie vorkömmt, sondern von ihr in Ansehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umstände eben so weit, als in Ansehung der Stärcke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn so wie die Liebe in einem doppelten Bilde strahlt, welche auf so verschiedene Weise ausgedrückt werden, daß man sie schwerlich für einerley halten kann; ja wie so gar die Gewalt, die sie über die Gemüther der Menschen hat, von ganz verschiedner Art ist, so daß, wenn der eine mit zerstreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken schlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen seinen Kummer verräth: eben so, sage ich, ist die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz

und gar nicht von einerley Art und kann also auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt so viel, daß die Komödie in diesem Stücke die Rechte der Tragödie zu schmälern scheinen sollte, daß sie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten sucht. Denn ob ich schon denjenigen nicht beystimme, welche, durch das Ansehen einiger alten Tragödienschreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragischen Fabel verbannen wollen; so ist doch so viel gewiß, daß nicht jede Liebe, besonders die zärtlichere, sich für sie schickt, und daß auch diejenige, die sich für sie schickt, nicht darinne herrschen darf, weil es nicht erlaubt ist, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerspiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit sie dieselben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit sie selbst das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieses Gesetz, welches man der Tragödie vorgeschrieben hat, und welches aus der Natur einer heroischen That hergeholet ist, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren schrecklichen und traurigen Theil bey Seite gesetzt, im Rührenden vermag, kann sich die Komödie mit allen Recht anmaassen. Der vortrefliche Corneille erinnert sehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrschet, wann es auch schon in den vornehmsten Personen wäre, keine Tragödie, sondern, seiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie sey.* Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatpersonen aufgeführet wird, das Wesen des Trauerspiels angenommen zu haben scheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von dem Anspruche der Komödie auf dieselbe, gesagt habe, kann, glaube ich, eben so wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend sind; von der Freundschaft, von der Beständigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und so weiter. Denn weil diese Tugenden denjenigen, der sie besitzt, zwar zu einem rechtschafnen, nicht aber zu einem grossen und der Tragödie würdigen Manne machen, und also auch vornehmlich nur Zierden

* S. die erste Abhandlung des P. Corneille über das dramatische Gedicht.

des Privatlebens sind, wovon die Komödie eine Abschilderung ist: so wird sich auch die Komödie die Vorstellung dieser Tugenden mit allem Rechte anmaassen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was sie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf diese Art, kann man einwenden, wird die Komödie allzu frostig und trocken scheinen; sie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger besucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erschüttern wollen. Was schadet das? Genug, daß sie alsdann, wie der berühmte Wehrenfels* saget, weise, gelehrte, rechtschafne und kunstverständige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das schickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimassenhafte sehen: und wann schon die, welche nur Possen suchen, dabey nicht klatschen, so wird sie doch denen gefallen, welche, mit dem Plautus zu reden, pudicitiae praemium esse volunt.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. Rührende Komödien, sagt man, widersprechen sich selbst; denn eben deswegen weil sie rühren wollen, können entweder die Laster und Ungereimtheiten der Menschen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geschieht, so sind es weder Komödien noch Tragödien, sondern ein drittes, welches zwischen beyden inne liegt, und von welchem man das sagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus sagte:

Semibovemque virum, semivirumque bovem.

Dieser ganze Tadel kann, glaube ich, sehr leicht durch diejenigen Beyspiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatischen Dichtern der Franzosen sehr häufig sind. Denn wenn Destouches, de la Chaussee, Marivaux, Voltaire, Fagan und andre, deren Namen und Werke längst unter uns bekannt sind, dasjenige glücklich geleistet haben, was wir verlangen, wann sie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komischen Stärcke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innersten der Handlung fliessen und den Zuschauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweise? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, so erhellet wenig-

* In seiner Rede von der Komödie. S. 365. Diss. var. argum. Parte altera. Amstelod. 1617.

stens aus der verschiednen Natur derjenigen Personen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß sich die Sache ganz wohl thun lasse. Denn da, wie wir oben gezeugt haben, den bösen Sitten ganz füglich gute entgegen gesetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erstern sich desto mehr ausnehme; und da diese rechtschaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn sie sich hinlänglich äussern sollen, in schwere und eine Zeit lang minder glückliche Zufälle, bey welchen sie ihre Kräfte zeugen können, verwickelt seyn müssen: so darf man nur diese mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunstmäßig einflechten, wenn diejenige Komödie, die sich am meisten mit Verspottung der Laster beschäftiget, nichts destoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernsthaftere Rührungen vergnügen soll. Zwar ist allerdings eine grosse Behutsamkeit anzuwenden, daß dieses zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maasse geschehe; ja der komische Dichter, wenn er unser Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius inarescere[1] quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu sehen, daß er nicht auf eine oder die andere lustige Scene, sogleich eine ernsthafte folgen lasse, wodurch das Gemüth, welches sich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menschlichkeit dahin gerissen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finstern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer gesetzten Person alsdann, wenn sie die Gemüther der Zuschauer in Bewegung setzt, eine allzulächerliche beygesellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieser Gattung anbringen, wenn man nicht die Gemüther genugsam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denselben Affecten sich nicht allzulange aufhalten. Wenn man also die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verspatet, welchen man alsdann, wann sich die Fabel am meisten verwirret, noch öftrer aber, wenn sie sich aufwickelt, findet: so kann das Lustspiel nicht nur seiner satyrischen Pflicht genug thun, sondern kann auch noch dabey das Gemüth in Bewegung setzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was

[1] inarcescere [1754] marcescere [Lachmann]

der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung sich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Personen so natürlich fließt, daß es sich fast nicht anders hätte zutragen können: so überläßt sich alsdann der Zuschauer, dessen sich Verwundrung und Wahrscheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Person wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle derjenigen Personen, deren er sich am meisten annimmt, für Freuden weinen. Auf diese Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt seyn wird, pflegen die Zuschauer in dem letzten Auftritte des Looses in der Lotterie gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunst der Zuschauer erlangt. Jene hatte schon daran verzweifelt, daß sie das Looß wiederbekommen würde, welches für sie zehn tausend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine anständige Art deswegen betrübt. Ehe sie sichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigsten Herzen dasjenige wieder, was sie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entstehet zwischen beyden der edelste Streit freundschaftlicher Gesinnungen, so wie bald darauf zwischen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesstreit; und da sowohl dieser als jener schon für sich selbst, als ein angenehmes Schauspiel, sehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergehohlet, sondern in der Natur der Sache gegründet, und freywillig aus den Charakteren selbst geflossen sind: so streitet ein solcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, sondern ist ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet worden, vortheilhaft. Mir wenigstens scheint eine Komödie, welche, wenn sie den Witz der Zuhörer genugsam beschäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths schliesset, nicht tadelhafter, als ein Gastgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge dabey genossen, die Gäste zum Schlusse durch ein Glas stärkern Weins erhitzen und so auseinander gehen läßt.

Es ist aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszusetzen zu seyn scheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrschen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmsten Personen entweder nicht gemein und tadelhaft, sondern von vornehmen

Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart sind, oder, wenn sie ja einige Laster haben, ihnen doch nicht solche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden sind. Von dieser Gattung sind ungefehr die verliebten Philosophen des Destouches, die Melanide des la Chaussee, das Mündel des Fagan, und der Sidney des Gressets. Weil nun aber diejenige Person, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art ist, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an sich hat, so kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein solches Schauspiel mit dem Wesen der Komödie übereinkomme? Denn obschon meisten Theils auch lustige und auf gewisse Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, so erhellt doch genugsam aus der Ueberlegenheit der andern, daß sie nur der Veränderung wegen mit eingemischt sind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorstellen sollen. Nun gebe ich sehr gerne zu, daß dergleichen Schauspiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu setzen pflegt, nicht mit begriffen sind; allein es fragt sich, ob man nicht diese Grenzen um so viel erweitern müsse, daß sie auch jene Gattung dramatischer Gedichte mit in sich schliessen können.* Wenn dieses nun der Endzweck der Komödie verstattet, so sehe ich

* Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anständige Gemüthsergötzung ist, und diese durch eine geschickte Nachahmung des gemeinen Lebens verschaft wird: so werden sich die verschiednen Formen der Komödie gar leicht erfinden und bestimmen lassen. Denn da es eine doppelte Art von menschlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernsthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: so muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens ist. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernsthaftrer Gemüthsbewegungen geschickt seyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verschiednen Theile, und in Ansehung der verschiednen Personen von welchen sie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig sind: so muß es auch eine vermischte Gattung von Komödien geben, von welcher der Cyclops des Euripides, und der Ruhmredige des Destouches sind. Dieses hat der jüngst in Dennemark verstorbene Hr. Prof. Schlegel, ein Freund dessen Verlust ich nie genug betauren kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatischen Dichtkunst seyn wird, vollkommen wohl eingesehen. Man sehe was in den Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung der Schrift des Herrn Batteux, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von seinen noch ungedruckten Abhandlungen, über diese Materie angeführet worden. S. 316.

nicht, warum es nicht erlaubt seyn sollte? Das Ansehen unsrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen seyn, dasjenige zu versuchen, was sie unversucht gelassen haben, oder aus eben der Ursache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht schon Horatius gesagt:

Nec minimum meruere decus, vestigia graeca
Ausi deserere.

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als solche, wie sie Aristophanes, Plautus und selbst Terenz gemacht haben; so glaube ich schwerlich, daß sie den guten Sitten sehr zuträglich seyn, und mit der Denkungsart unsrer Zeiten sehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauspiel, welches aus dem gemeinen Leben genommen und so eingerichtet ist, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatischen Stücks ist; sollen wir, sage ich, es deswegen von der Bühne verdammen,[1] weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf dasselbe passen will? Muß es deswegen abgeschmackt und ungeheuer seyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, sollte ich glauben, müsse die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke seyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatischen Stücken gezogen, welche ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum sollen wir uns nicht eben dieses Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatischen Gedichts nicht verletzet, sondern sie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menschlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum sollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn diese Komödie, von der wir handeln, abgeschmackt wäre, glaubt man denn, daß ein so abgeschmacktes Ding sich die Billigung, sowohl der Klugen als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wissen wir, daß dergleichen Spiele, sowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer ge-

[1] [vielleicht verdruckt für] verbannen,

funden haben. Wenn nun also die meisten durch ein solches Schauspiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene wenige viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben?* Es giebt Leute, welchen die lustige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört sie deswegen nicht auf, gut zu seyn. Allein, wird man sagen, es giebt unter den so genannten rührenden Komödien sehr viel trockne, frostige und abgeschmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armseliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchst ungereimter Lustspiele, von deren Verfassern man nicht sagen kann, daß sie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß sie, mit dem Boileau** zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieser Fehler sich auch bey den Verfassern der neuen Gattung von Komödie findet, so muß man die Schuld nicht auf die Sache selbst legen. Wollen wir es aber gründlich ausmachen, was man ihr für einen Werth zugestehen müßte, so müssen wir sie, wie ich schon erinnert habe, nach der allgemeinen Absicht der dramatischen Poesie beurtheilen. Ohne Zweifel ist die Komödie zur Ergötzung erfunden worden, weil es aber keine kunstmäßige und anständige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, so läßt sich auch von der Komödie sagen, daß sie nützlich seyn könne und müsse. Das erstere, die Ergötzung nehmlich, wird theils durch den Inhalt der Fabel selbst, theils durch die neuen, abwechselnden und mit den Personen übereinstimmenden Charaktere, erlangt. Und zwar durch den Inhalt; erst-

* Es scheint als ob man auf unsere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, sagt er, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo et ducitur oratione et quasi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miserationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet: haec proinde accidunt, ut eorum, qui adsunt, mentes verbis et sententiis et actione tractantur. Quid est quod expectetur docti alicujus sententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum est. Denique hoc specimen est popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque dissensio. *Cic.* in Bruto p. 569. s. edit. Elzev.

** In der Note zu dem ersten Verse der Dichtkunst.

lich, wenn die Erwartung sowohl erregt als unterhalten wird; und hernach, wenn ihr auf eine ganz andere Art ein Genüge geschieht, als es Anfangs das Ansehen hatte, wobey gleichwohl alle Regeln der Wahrscheinlichkeit genau beobachtet werden müssen. Dieses hat so gewiß seine Richtigkeit, daß weder eine wahre noch eine erdichtete Begebenheit, wann sie für sich selbst auch noch so wunderbar wäre, auf der Bühne einiges Vergnügen erwecken wird, wenn sie nicht zugleich auch wahrscheinlich ist.

Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem.

Bey jeder Erdichtung nehmlich verursacht nicht so wohl die Fabel selbst, als vielmehr das Genie und die Kunst, womit sie behandelt wird, bey den Zuschauern das Vergnügen. „Denn derjenige, sagt Wehrenfels,* erlangt einen allgemeinen Beyfall, derjenige ergötzt durchgängig, welcher alle Personen, Sitten und Leidenschaften, die er auf „der Bühne vorstellen will, vollkommen, und so viel möglich, mit lebendigen Farben abschildert; welcher die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu „fesseln, und ihrem Busen alle Bewegungen mitzutheilen weis, die er „ihnen mitzutheilen für gut befindet." Denn nicht nur deswegen gefällt die Komödie, weil sie andrer abgeschmackte und lächerliche Handlungen, den Augen und Gemüthern darstellet; (denn dieses thut eine jede gute Satyre) sondern auch weil sie eine einfache und für sich selbst angenehme Begebenheit so abhandelt, daß sie überall die Erwartung des Zuschauers unterhält, und durch dieses Unterhalten Vergnügen und Beyfall erwecket. Denn wie hätten sonst fast alle Stücke des Terenz, so viel wir deren von ihm übrig haben, und auch einige des Plautus, als zum Exempel die Gefangnen, in welchen durch die Darzwischenkunft eines Simo, eines Chremes, eines Phädria, eines Hegio, ein großer Theil derselben, nicht nur nicht scherzhaft, sondern vielmehr ernsthaft wird; wie hätten sie, sage ich, sonst gefallen können? Wenn nun aber zu dem Ergötzen nicht nothwendig eine lächerliche Handlung erfordert wird; wenn vielmehr eine jede Fabel, die der Wahrheit nachahmet, und Dinge enthält, welche des Sehens und Hörens würdig sind, die Gemüther vergnügt: warum sollte man denn nicht auch dann und wann der Komödie einen ernsthaften, seiner Natur nach aber angenehmen

* In angeführter Rede S. 367.

Inhalt geben dürfen?* „Auch alsdann empfinden wir eine wunder„bare Wollust, wenn wir mit einer von den Personen in der Komödie „eine genaue Freundschaft errichten, für sie bekümmert sind, für sie „uns ängstigen, mit ihr Freund und Feind gemein haben, für sie stille „Wünsche ergehen lassen, bey ihren Gefahren uns fürchten, bey ihrem „Unglücke uns betrüben, und bey ihrer entdeckten Unschuld und Tugend „uns freuen.“ Es giebt viel Dinge, welche zwar nicht scherzhaft, aber doch deswegen auch nicht traurig sind. Ein Schauspiel, welches uns einen vornehmen Mann, der ein gemeines Mägdchen heyrathet, so vor die Augen stellet, daß man alles, was bey einer solchen Liebe abgeschmacktes und ungereimtes seyn kann, genau bemerket, wird ergötzen. Doch laßt uns diese Fabel verändern. Laßt uns setzen, der Entschluß des vornehmen Mannes sey nicht abgeschmackt, sondern vielmehr aus gewissen Ursachen löblich, oder doch wenigstens zu billigen; sollte wohl alsdann die Seltenheit und Rühmlichkeit einer solchen Handlung weniger ergötzen, als dort die Schändlichkeit derselben? Der Herr von Voltaire hat eine Komödie dieses Inhalts, unter dem Titel Nanine, verfertiget, welche Beyfall auf der Bühne erhalten hat; und man kann auch nicht leugnen, daß man nicht noch mehr dergleichen Handlungen, welche Erstaunen erwecken, und dennoch nicht romanenhaft sind, erdenken und auf das gemeine Leben anwenden könne, als welches von dem Gebrauche selbst gebilliget wird.

Wir müssen uns nunmehr zu den guten Charakteren selbst wenden, welche hauptsächlich in der Komödie, von welcher wir handeln, angebracht werden, und müssen untersuchen, auf was für Weise Vergnügen und Ergötzung daraus entspringen könne. Die Ursache hiervon ist ohne Zweifel in der Natur der Menschen und in der wunderbaren Kraft der Tugend zu suchen. In unsrer Gewalt wenigstens ist es nicht, ob wir das, was gut, rechtschaffen und löblich ist, billigen wollen oder nicht. Wir werden durch die natürliche Schönheit und den Reiz dieser Dinge dahin gerissen: und auch der allernichtswürdigste Mensch findet, gleichsam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er sie gleich weder selbst besitzt, noch sie zu besitzen, sich einige Mühe giebt. Diejenigen also, aus welchen eine große und zugleich gesellschaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns,

* Wehrenfels am angeführten Orte.

so wie im gemeinen Leben, also auch auf der Bühne werth und angenehm zu seyn. Doch dieses würde nur sehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend selbst gefällt auf der Bühne, wo sie vorgestellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewunderung eines rechtschafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid sich mit einmischet, so bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anstatt des Neides wird in dem Gemüthe eine süße Empfindung des Stolzes und der Selbstliebe erweckt. Denn wenn wir sehen, zu was für einem Grade der Vortreflichkeit die menschliche Natur erhoben werden könne, so dünken wir uns selbst etwas grosses zu seyn. Wir gefallen uns also in jenen erdichteten Personen selbst, und die auf die Bühne gebrachte Tugend fesselt uns desto mehr, je leichter die Sitten sind, welche den guten Personen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte selbst, welcher immer mäßig und sich immer gleich bleibet, nicht so wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geschenke der Natur zu seyn scheint. Mit einem Worte, so wie wir bey den lächerlichen Personen der Bühne, uns selbst freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich scheinen; eben so freuen wir uns über unsere eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroischen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, sich seltner zu ereignen pflegt, weil sie von unsern gewöhnlichen Umständen allzuentfernt sind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder sagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, so müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne grösser und glänzender vorgestellet werden, als sie im gemeinen Leben vorkomme; hieraus aber scheine zu folgen, daß dergleichen Sittenschilderungen, weil sie übertrieben worden, nicht sattsam gefallen könnten. Dieses nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunst dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überschreiten scheinet, so geschickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigstens wahrscheinlich scheinet. Ein Schauspiel, welches einem Mägdchen von geringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuschauer wohl nicht erlangen. Denn

Si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man voraussetzt, dieses Mägdchen sey, von ihren ersten Jahren an, in ein vornehmes Haus gekommen, wo sie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geist zu bessern: so wird alsdann die zuerst unwahrscheinliche Person wahrscheinlich. Weit weniger aber können uns auserlesene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anstößig seyn, von welchen wir wissen, daß sie aus einer ansehnlichen Familie entsprungen sind, und eine sorgfältige Erziehung genossen haben. Die Wahrscheinlichkeit aber ist hier, nicht so wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; so daß es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich solche rühmliche Leute, und wie viele es derselben giebt, sondern daß es genug ist, wenn viele, so etwas zu seyn scheinen. Dieses findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob sie schon die Beyspiele des gemeinen Lebens überschreiten.* So wird der Geitzige in dem Lustspiele, ob er gleich weit geitziger ist, als alle die Geitzigen, die man alltäglich sieht, doch nicht mißfallen. Der Thraso bey dem Terenz ist so närrisch, daß er den Gnatho und seine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß er sich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden seine Stelle und seine Pflicht anweiset: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate so großsprechrisch gewesen ist, so ist dennoch die Person des Thraso, weil sie sonst alles mit den Großsprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieses geschieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Person auf gewisse Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrscheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden sich übrigens in uns verschiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denselben zu bemerken verhindern. Wir wünschen heimlich, daß die rechtschafnen Leute so häufig als möglich seyn möchten, gesetzt auch, daß uns nicht so wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, diesen Wunsch abzwinget; und alles was der menschlichen Natur in einem solchen Bilde

* Hiervon haben die Verfasser der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, S. 266. und fol. sehr geschickt gehandelt. Die Abhandlung, welche der Herr Professor hier mit seinem Beyfalle beehrt, ist von dem seel. Hrn. Mylius.

rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns selbst beygelegt. Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob sie gleich noch so vollkommen sind, und alle Beyspiele übertreffen, in der Meinung die wir von unsrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun also diese Charaktere schon des Vergnügens wegen, welches sie verursachen, billig in dem Lustspiele können gebraucht werden, so hat man noch weit mehr Ursache, sie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abschilderungen tadelhafter Personen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abschilderungen guter Personen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene schrecken von den Lastern ab; diese feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuschauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes ist, wenn man dasjenige, was übel anstehet, kennet, und sich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel aussetzt; so ist es Gegentheils etwas sehr großes und ersprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichsam in einem Bilde sieht, wie man selbst beschaffen seyn solle. Doch diese Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Personen beygelegt werden; sondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen gestellet wird, giebt uns ein Beyspiel von dem, was in dem menschlichen Leben schön und rühmlich ist. Wenn also schon dergleichen Schauspiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, sich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; so verdienen sie doch wenigstens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil sie nicht allein ergötzen, sondern auch nützlich sind, und also denjenigen Dramatischen Stücken beygezehlt werden können, welche Wehrenfels, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich sollen unsre Komödien so beschaffen seyn, daß sie „Plato in seiner Republick dulden, Cato mit Vergnügen anhören, „Vestalinnen ohne Verletzung ihrer Keuschheit sehen, und was das „vornehmste ist, Christen aufführen und besuchen können." Diejenigen wenigstens, welche Komöden schreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn sie sich unter andern auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine stärkere Empfindung der Menschlichkeit erregen, welche so gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird

nicht gerne manchmal auf eine solche Art in Bewegung gesetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wollust, in welcher das ganze Gemüth gleichsam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, so zu reden, sich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspresset, sind dem sanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, sondern auch fruchtbar macht. Dieses alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Besitze zu vertreiben wäre; (sie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Ansehen und ihrer Würde!) sondern bloß darum, daß man diese neue Gattung in ihre Gesellschaft aufnehmen möge, welche, da die gemeinen Charaktere erschöpft sind, neue Charaktere, und also einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt, welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit sie in laute Gelächter ausbrechen können, so weis ich gewiß, daß sich die Terenze und die Destouches wenig um sie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelassene und wilde Possenlust vergnügt, wird wohl keine allzugrosse Schande seyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf diese sollten wir sehen. Flaccus hat schon einmal sein critisches Ansehen gebraucht, und den Ausspruch gethan:

At proavi nostri Plautinos et numeros et
Laudavere sales; nimium patienter utrumque
(Ne dicam stulte) mirati.

Vielleicht werden sich auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Lustspiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht sagen, allzuhartnäckig erwiesen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. Gellert! Ich würde meinen Lesern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß sie es nunmehr von selbst wissen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausschlag thue. Ich will zum Ueberflusse, alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, Plautus hat die Gefangnen gemacht und, was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Moliere selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem schleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen desselben gesagt hat; betrift nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele, Simson, anführt. Freylich muß der Dichter gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeussersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anders, als von einem Aeussersten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kann man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, ist ein solches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verstanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert selbst Nein. Ist es aber gleichwohl ein Schauspiel, welches nützlich und für

gewisse Denkungsarten angenehm seyn kann? Ja; und dieses kann der französische Verfasser selbst nicht gänzlich in Abrede seyn.

Worauf kömmt es also nun noch weiter an? Darauf, sollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauspiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie bestimme, und nach Maaßgebung dieser Bestimmung entscheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müsse oder nicht? Ich habe schon gesagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chaussee in eine Klasse gesetzt hat, und daß die hartnäckigsten Feinde des letztern, niemals dem erstern den Ruhm eines vortreflichen komischen Dichters abgesprochen haben, so viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in seinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieses allein wahre Komödien sind, welche so wohl Tugenden als Laster, so wohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß ist, daß die erstern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesellschaft von lauter Thoren, beynahe eben so unwahrscheinlich, als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmet das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, sondern beydes zugleich in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man sieht leicht, daß man von diesem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man schon längst den Namen des Possenspiels gegeben, dessen charakteristische Eigenschaft darinne besteht, daß es nichts als Laster und Ungereimtheiten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieses Lachen nun ein nützliches oder ein sinnloses Lachen seyn. Edle Gesinnungen, ernsthafte Leidenschaften, Stellungen, wo sich die schöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demselben ganz und gar weg; und wenn es ausserdem auch noch so regelmäßig ist, so wird es doch in den Augen strenger Kunstrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne

wird also die andre Abweichung bestehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anständige Sitten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßrung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausschweifungen, Stellungen, die den Narren in seiner Blöße zeigen, sind gänzlich aus einem solchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein solches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben ist die weinerliche Komödie! Noch einmal also mit einem Worte: das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erstern in eine Klasse setzen will; es ist noch immer der Unterscheid zwischen beyden, der zwischen dem Pöbel und Leuten von Stande ist. Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bey dem einen nicht durch die Schahm erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung; und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. Hieraus scheinet die Regel des Contrasts, oder der Abstechung, geflossen zu seyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß sie auch darinne gegründet ist, daß ohne sie der Dichter seine Charaktere nicht wirksam genug vorstellen könnte.

Dieses nun, sollte ich meinen, bestimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er ist nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellet; und auch von dieser Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuschauer wollen ausgesucht seyn, und sie werden schwerlich den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch gesetzt sie machten die Helfte derselben aus. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, ist, wie es der Herr Prof. Gellert selbst an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches sie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßrung erfolgen könne, sehe

ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Gesinnungen, und der großmüthigen Thaten, die er siehet und höret, desto eher fähig zu seyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und sich mit demselben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er ist, und bekömmt von den guten Eigenschaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er sie schon besitze.

Wie steht es aber mit dem Namen? Der Name ist etwas sehr willkührliches, und man könnte unserer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn sie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil sie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, sondern bloß eine Untergattung der Komödie ist.

Ich wiederhohle es aber noch einmal, daß dieses alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chaussee ähnlich sind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer desselben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl gelesen, als daß ich in den Lustspielen des letztern, nicht noch genug lächerliche Charaktere und satyrische Züge angetroffen haben sollte, welche aus den Lustspielen des erstern ganz und gar verwiesen sind. Die rührenden Scenen sind bey dem Herrn Gellert nur die meisten; und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weis aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verschiedne Gemüthsart der Verfasser anzeigt, nicht aber einen wesentlichen Unterscheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu sichern.

II.

Leben des Herrn Jacob Thomson.

Thomson ist auch in Deutschland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten sind von denen, welche ihn in seiner Sprache nicht lesen können, in der Uebersetzung des Herrn Brockes bewundert worden, so viel sie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Uebersetzung

seines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre schlecht, wenn beydes seine Leser nicht sollte begierig gemacht haben, nähere Umstände von dem Verfasser zu wissen. Man erlaube mir also, daß ich mir schmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derselben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig seyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Diese sind die Lebensbeschreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands,* welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verschiedene daran gearbeitet, der vornehmste Verfasser aber, der auf dem Titel genennt wird, ist Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands heraus gegeben hat.** Aus diesem Werke also, welches Lobsprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomson angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatralischen Dichters betrachtet.

Jacob Thomson war der Sohn eines Geistlichen der Schottischen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo sein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erste Erziehung genoß er in einer Privatschule der dasigen Gegend. In seinen ersten Jahren zeigte er so wenig ein besonders Genie, daß ihm vielmehr sein Lehrmeister, und alle die mit seiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichsten und schlechtesten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateinische und griechische Sprache lernte, besuchte er oft einen Geistlichen, dessen Kirchspiel mit dem Kirchspiele seines Vaters in eben demselben Presbyteriate lag. Es war dieses der Herr Rickerton, ein Mann von so besondern Eigenschaften, daß sehr viel Leute von Einsicht, und Herr Thomson selbst, welcher mit ihm umging, erstaunten, so große Verdienste an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu sehen, wo er weder Gelegenheit hatte sich zu zeigen, noch sonst mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodischen Zusammenkünften der Geistlichen.

* The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

** The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain, and Ireland, from Shakespear to the present Time etc.

Ob nun schon der Lehrmeister unsers Thomsons seinen Schüler kaum mit einem sehr geringen Verstande begabt zu seyn glaubte, so konnte sich doch den Augen des Hrn. Rickerton dessen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poesie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verschiedne von den ersten Versuchen, die Hr. Thomson in dieser Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unser junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton sehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wissenschaften einflößte. Und die Einsicht in die natürliche und sittliche Philosophie, welche er hernach in seinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieses Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. Rickerton den jungen Thomson für einen Menschen ohne alle Gabe hielt, sondern vielmehr ein sehr feines Genie an ihm wahrnahm: so hätte er sich doch, wie er oft selbst gestanden, niemals eingebildet, daß er es so weit bringen und auf eine so erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen sollte. Als er daher zuerst Thomsons Winter zu sehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburgh geschah, erstaunete er ganz, und ließ, nachdem er die ersten Zeilen desselben, welche nicht erhabener seyn könnten, gelesen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomson die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Universität nach Edinburgh geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine grosse Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studirte, hatten keinen bessern Begrif von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Klassen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden sechs Jahr verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in diesem theologischen Collegio, dessen Professor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchsten Wesens auszuarbeiten, auf-

getragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors auf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war so erhaben, daß sowohl der Professor als die Studierenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran aussetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Hr. Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freyheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas grössers Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden: denn selten pflegt sich ein grosses Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Herrn Thomson gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erste Gedicht des Hrn. Thomsons, welches ihm einiges Ansehen bey dem Publico erwarb, war sein Winter, dessen schon

gedacht worden; doch hatte er auch schon wegen verschiedner andern Stücke, noch ehe er sein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen sie zu Gesichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphrasin über den 104ten Psalmen, welche er seinen Freunden abzuschreiben erlaubte, nachdem sie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Diese Paraphrasis kam endlich durch verschiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benson, welcher seine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich sagte, wenn der Verfasser in London wäre, so würde es ihm schwerlich an einer seiner Verdienste würdigen Aufmunterung mangeln. Diese Anmerkung ward dem Hrn. Thomson durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen so starken Eindruck bey ihm, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen, beschleinigte. Er machte sich alsobald nach Newcastle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinsgate anlandete. Als er angekommen war, ließ er seine unmittelbare Sorge seyn, den Herrn Mallet, seinen ehemaligen Schulkameraden zu besuchen, welcher jetzo in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeister bey dem Herzoge von Montrose und seinem verstorbnen Bruder dem Lord Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsschreiben an verschiedne Standespersonen in London mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte, konnte er die Grösse, den Reichthum und die verschiednen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft stehen, und sein Geist war mit diesen Scenen so erfüllt, daß er auf das beschäftigte Gedrenge um sich herum wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square, in einer zehnmahl längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daselbst ankam, fand er, daß er seine Neugierde habe bezahlen müssen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schupsacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieser Zufall würde einem, der weniger philosophisch gewesen wäre, als Hr. Thomson, sehr empfindlich gewesen seyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft selbst seine Freunde durch die Erzehlung desselben zum lachen.

Es ist natürlich, daß Hr. Thomson, nach seiner Ankunft in die Stadt, verschiednen von seinen Bekannten das Gedichte auf den Winter zeigte. Es bestand Anfangs aus abgerissenen Stücken und gelegentlichen Beschreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath hernach in ein Ganzes zusammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, so wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey seinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verschiednen Buchhändlern vergebens anzubiethen, welche die Schönheit desselben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch sich eines unbekannten Fremdlings wegen, dessen Name keine Anpreisung seyn konnte, in Unkosten setzen wollten. Endlich both es Hr. Mallet dem Hrn. Millan, jetzigem Buchhändler in Charing-croß an, der es auch ohne Umstände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan sehr schlecht gefahren zu seyn; es blieb liegen und nur sehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit desselben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewisser Herr Whatley, ein Mann von einigem Geschmacke in den Wissenschaften, der aber die Bewunderung alles dessen, was ihm gefiel, bis zum Enthusiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf; und weil er verschiednes fand, was ihn vergnügte, so las er es ganz durch und erstaunte nicht wenig, daß ein solches Gedicht eben so unbekannt, als sein Verfasser sey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jezt gedachten Umstände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehause auf das andre, posaunte die Schönheiten seines Dichters aus, und both alle Leute von Geschmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erschienen wären, aus seiner Dunkelheit zu retten. Dieses Verfahren hatte eine sehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte lasen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beschuldigen zu dürfen, weil sie es selbst so vortreflich fanden, daß sie sich glücklich schätzten, einem Manne von solchen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das mahlerischste von seinen Jahrszeiten. Es ist voll grosser und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheinet in dieser Jahrszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als des Thom-

sons seine war, konnte also keine andre, als die grausesten und schrecklichsten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe des Thomsons; wir zittern bey seinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte seines Winters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling seinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote ist hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, schickte Hr. Thomson seinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joseph Mitchel ein Exemplar zum Geschenke. Dieser fand sehr wenig darinne, was nach seinen Gedanken zu billigen wäre, und schickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier sehr dicke unter einander. Ich könnte jene gelesen haben, wenn diese ihnen nicht so nahe wären. Hr. Thomson antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blasted eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all i ask, and all i want from thee.

d. i. Warum siehest du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt sich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, ist alles, was ich von dir verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorstellung, die ein Freund dem Hrn. Thomson that, daß man den Ausdruck blasted eye (verdorbenes Auge) für eine persönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieses Unglück hatte, änderte er das Beywort blasted in blasting. (verderbend.)

Weil der Winter einen so allgemeinen Beyfall fand, so ward Herr Thomson, besonders auf das Anrathen des Herrn Mallet bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht

trat, war der Herbst; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahrszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, so ist dieser dem Herrn Thomson gänzlich eigen: er hat eine Menge zusammengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine Schreibart als sonderbar und steif getadelt, und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich leugnen kann, so muß man doch zugestehen, daß sie sich zu den Beschreibungen vortreflich wohl schicket. Der Gegenstand, den er mahlet, stehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrösserungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anders, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierathen versehen ist? Thomson ist in seiner Manier ein wenig steif; aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß sich die Schreibart des Herrn Thomsons zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man näher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieser Gedichte hatte unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedner Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand sich der Dr. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in

den Jahrszeiten hervorstrahlet, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Franckreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmähler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall seine Freyheit, in drey Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohn des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomsons findet sich auch eines zum Andenken des Isaac Newtons, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. schrieb Herr Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nennte. Sein Vorsatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bey weiten nicht eines von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig betauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine sehr einträgliche Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Hrn. Thomson vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch Beobachtung einiger kleinen For-

malitäten, sie in Besitz nehmen würde. Doch dieses versäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, so daß zuletzt seine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Hrn. Thomsons gehöret seine Burg der Trägheit, (Castle of Indolence) ein allegorisches Gedicht von so ausserordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine andern Werke. Es ist in dem Stile des Spencers geschrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Stil des Marots in den Erzehlungen und Sinnschriften.

Es ist nunmehr Zeit den Hrn. Thomson auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unsrer Absicht eine nähere Verwandtschaft hat; nehmlich auf der Seite eines dramatischen Dichters. Im Jahre 1730, ungefehr in dem sechsten Jahre seines Aufenthalts in London, brachte er seine erste Tragödie, unter dem Titel Sophonisbe, auf die Bühne, die sich auf die Karthaginensische Geschichte dieser Prinzeßin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerspiel gebracht hat. Dieses Stück ward von dem Publico sehr wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that sich in dem Character der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomson selbst in seiner Vorrede gestehet. „Ehe ich schliesse, sagte er, muß ich „noch bekennen, wie sehr ich denjenigen, welche mein Trauerspiel vor„gestellt haben, verbunden bin. Sie haben in der That mir mehr „als Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Was ich dem Masinissa „nur liebenswürdiges und einnehmendes gegeben hatte, alles dieses „hat Hr. Wilk vollkommen ausgedrückt. Auch die Mad. Oldfield „hat ihre Sophonisbe unverbesserlich gespielt; schöner als es der „zärtlichste Eigensinn eines Verfassers verlangen, oder sich einbilden „kann. Der Reitz, die Würde und die glückliche Abwechslung aller „ihrer Stellungen und Bewegungen hat den durchgängigsten Beyfall „erhalten, und ihn auch mehr als zu wohl verdient.“

Bey der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Hr. Thomson läßt eine von seinen Personen gegen die Sophonisbe folgende Zeile sagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut schrie:

O Jacob Thomson, Jacob Thomson O!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsch Pathetische dieser getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragischer Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will = = Hr. Thomson mußte nothwendig an dem ersten Tage seines Trauerspiels alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das geschehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des grossen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorscheine. Hr. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner grossen Gewogenheit gegen den Hrn. Thomson; er schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an dem Hrn. Thomson aussetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darinne rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging, so ward sie doch zu verschiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt daß die Charaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen, als durch thätige Leiden=

schaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angestrengtre Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke des Thomsons besser belohnt, als in dem Agamemnon, und besonders in der beweglichen Erzehlung, welche Melisander von seiner Aussetzung auf die wüste Insel macht.

= = = Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in stillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des Aegisthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Absicht angesehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycen[1]
Jetzt besser weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich schon die bestimmte Speise
Der Fische, als das Schiff vom Ufer stieß: die Fluth,
Die brausend klatschete, entdeckte mir mein Schicksal.
Es schien, der Tod war selbst ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An dessen rauhen Fuß die stärkste Brandung zürnte,
War mir bestimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht selbst sein eigner Rächer seyn:
Stumm klagt sichs an, und schreit um die verdiente Strafe!
Du öfnest ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter = = Dieser Schwarm setzt mich die nächste Nacht
(Die mir noch schrecklich ist) an das betrübte Ufer
Der wildsten Insel: nie hat ausser mir ein Mensch
Auf sie den Fuß gesetzt. Allein die Menschenliebe
(Das glaube) ist so tief in unsre Brust gepflanzt
Und unser menschlich Herz ist so mit ihr durchwachsen,

[1] Mycenen, [1754; vielleicht auch zu ändern in] Mycene

Daß ich im Leben nichts erschrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich seufzte ihnen nach! = = Die fürchterlichste Stille
Umschloß mich nun, die bloß das brausende Geräusch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und seufzte fast wie ich. Hier setzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muse die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob fast aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menschen sucht, sang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge.
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem ärmsten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckte mich ihr Lied;
Das Auge schloß sich auf; vermissend suchte es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so geschwind
War dieser Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth = =

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Uebersetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieses vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Cassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von

der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, diese Uebersetzung auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fliessend und stark. Ihr Verfasser aber gestehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er den ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals selbst an einer Verdolmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte.[1] Zum Exempel, in der ersten Scene des ersten Aufzuges werden die Worte given to the Beasts a Prey, or wilder famine übersetzt: dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegisthus aber nicht Klytemnestra den Melisander auf die wüste Insel setzen lassen; auch nicht daß der Ausdruck, der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut, der schönste nicht sey: sondern nur dieses muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf Beasts gehet, und daß der Dichter die Klytemnestra eigentlich sagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Auch gewisse kleine Zusätze würde der Verfasser hoffentlich ausgestrichen, und einige undeutsche, wenigstens nicht allen verständliche Worte mit gewöhnlichern vertauscht haben, wenn ihm eine Uebersehung seiner Arbeit wäre vergönnt gewesen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im ersten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greek rejoic'd me sehr gut und poetisch durch: es schwoll mein treu und griechisch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht, und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer schildert seine Person, als einen Mann, der sich über die Siege seines Vaterlands erfreut; der Uebersetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit seyn, einer überwundnen Stadt zu drohen? = Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. = = Doch ich bekenne es nochmals, alles dieses

[1] [Diese Übersetzung, in Prosa, bis in den fünften Auftritt des zweiten Aufzugs reichend, befindet sich nebst der gleichfalls in Prosa ausgeführten Übersetzung von „Tancred und Sigismunda" unter den Breslauer Papieren.]

sind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen sollen. Wo das meiste glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler seyn als Horaz?

Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahr 1736. both Herr Thomson der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel Edward und Eleonora, dessen Vorstellung aber, aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahr 1744 ward sein Tancred und Sigismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des Thomsons, und noch jezt gespielet wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit sich selbst streutend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis verfertigte Herr Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomsons ward dieses Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die lezte Tragödie des Herrn Thomsons ist sein Coriolanus, welcher erst nach seinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte wurden seinen Schwestern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet ist. Dieses Trauerspiel, welches unter allen Trauerspielen des Thomsons, ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommne ist, ward zuerst dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prologus war von dem Herrn George Lyttleton verfertiget worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen sehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein besondrer Freund des Herrn Thomson gewesen, und als er folgende Zeilen, die an und für sich selbst sehr zärtlich sind, aussprach, stellten sich seiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange

gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen flossen über seine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'rest, so devoid of art,
Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte seine Freunde == verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler mehr == Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf sich selbst, und er schien niemals ein größerer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war so voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabey das beste thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weffington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Ueberlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschaften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und vor sich selbst schwerlich würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bey weitem nicht, irgend einem von den Thomsonschen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müsse; er läßt jeden Charakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also, während dieser gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tancred und Sigismunde muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Charaktere darinne nicht genug unterschieden, welche sich fast durchgängig auf einerley Art ausdrücken. Kurz, Thomson war

ein gebohrner mahlerischer Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde bestieg, der allzubekannt ist, und dem man allzuschwerlich widersteht. Er ist in der That der Aeltstgebohrne des Spencers, und er hat es selbst oft bekannt, daß er das beste, was er gemacht habe, der Begeisterung verdanken müsse, in die er schon in seinen jüngsten Jahren durch die Lesung dieses alten Dichters sey gesetzt worden.

Im August 1748 verlohr die Welt diese Zierde der poetischen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre seines Alters dahin riß. Vor seinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von America verschaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomson ward von allen, die ihn kannten, sehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach; ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frey zu seyn pfleget. Sein äußerliches Ansehen war nicht sehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigner Verdienste ungeachtet, seine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm Gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war: denn von allen englischen Dichtern ist er derjenige, welcher sich von allem, was unanständig war, am meisten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaste Muse employ'd her heav'ntaught lyre
None but the noblest passions to inspire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keusche Muse brachte ihre himmlische Leyer zu nichts, als zu Einflössung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen.

Zum Schlusse muß ich noch erinnern, daß sein Bildniß, welches man vor diesem Stücke findet, nach demjenigen getreulich gestochen ist, welches vor seinen sämtlichen Werken stehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

III.

Auszug aus dem Trauerspiele

Virginia

des Don Augustino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jeztlebenden Gelehrten in Deutschland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntschaft uns einen ganz andern Begrif von der Spanischen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich schmeichle mir, daß schon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leser erfreut seyn werden, den größten tragischen Dichter kennen zu lernen, den jezt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegen stellen kann. Es ist dieses Don Augustino de Montiano y Luyando, von dessen Lebensumständen ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichsten seiner Werke einen umständlichen Auszug vorlege.

Don Augustino de Montiano y Luyando ist den ersten März im Jahre 1697 gebohren, und also jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und seine Mutter stammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmsten dieser Provinz. Seine Erziehung war seiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl studiret, und die gewöhnlichen Wissenschaften eines jungen Menschen von Stande begriffen hatte, that er sich als ein ge=

schickter Weltweiser und Rechtsgelehrter vor. Er versteht übrigens die französische und italiänische Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der englischen. Er fand, schon in seiner zartesten Jugend, einen besondern Geschmak an der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, so, daß er bereits in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne seinem Namen, unter dem Titel die Leyer des Orpheus, (la Lira de Orfeo) in 8vo drucken ließ, welche zu verschiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptstadt dieser Insel, gesungen ward. Im Jahr 1724 gab er in eben derselben Stadt eine prosaische und poetische Beschreibung der bey der Krönung Ludewigs des I. angestellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Versen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbesserte, und stellte es in eben dem 1729. Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieses Gedicht ist nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: El robo de Dina.

Die Verdienste des Don Augustino bewegten den König Philipp den Vten ihn im Jahre 1732. zum Secretär bey den Conferenzen der spanischen und englischen Commissare zu ernennen. Im Jahre 1738. ward er in der Kanzeley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. spanische Akademie; und als einer von den Stiftern und ältesten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft der Geschichte, ward er von der erstern in eben dem Jahre, als sie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihren Director ernennt, welche Stelle ihm 1745. auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majestät mit der Stelle eines Secretärs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Castilien. Auch war er im Jahre 1742. in die Gesellschaften der schönen Wissenschaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen worden.

Ausser den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739. zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in Quart heraus; (El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico) des-

gleichen in eben diesem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geschichte; und im Jahre 1740 eine Rede an den König Philipp den V. im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung die dieser Monarch gemacht hatte. Beyde Reden sind in Octav gedrukt, und befinden sich in dem ersten und zweyten Theile der Schriften dieser Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der Spanischen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobschrift auf den Doctor Don Blasio Antonio Nassarra y Ferriz, die er auf Verlangen der Spanischen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre Athaulpho. Beyden ist eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorgesetzt, in welchen[1] er besonders gegen den Herrn du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrern gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können das Spanische Original der Virginia zu bekommen, und bin also genöthiget gewesen mich der Französischen Uebersetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in diesem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die Spanischen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Uebersetzung der Virginia; beyden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des Spanischen Dichters zu danken,

[1] [vermutlich verdruckt für] in welcher

die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaische Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des französischen Uebersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der Virginia ist aus dem Livius und andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat.

Virginia.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Virginia und Publicia eröfnen die Scene. Sie wollen sich nach dem Foro begeben, um der Feyerung des Festes der Göttin Pales mit beyzuwohnen. Weil es aber noch allzu früh ist, so will Virginia wieder zurück gehen, aus Furcht, sie möchte den Decemvir Appius antreffen. Im hereintreten spricht sie: „Ja, Publicia, ich gebe es „zu. Die Römerinnen, welche an der freudigen Verehrung unserer alten „Göttin Pales Theil nehmen sollen, werden mich ungesäumt abhohlen, „so wie sie mir es versprochen haben; allein mein Herz werden sie „wegen der Furcht, in der es stehet, nicht beruhigen noch die traurigen „Bilder auslöschen können, die in demselben eingeprägt sind und es „betrüben. Weil wir uns in der Stunde geirret haben, und zu früh „hergekommen sind; ich aber wegen des Gewühls und der Menge „Menschen, die auf dem Platze auf und nieder gehen, leicht wieder „zurück kehren kann, ohne daß man es merkt, so widersetze dich meinem „Willen nicht länger. Laß mich diesen Ort fliehen, wo der unverschähmte Decemvir Appius sein Tribunal hat, und sich so oft befindet.“

Ihre Sorgfalt den Appius zu vermeiden scheinet der Publicia sehr löblich; gleichwohl aber besteht diese darauf, sie dazubehalten, und stellt ihr vor, daß sie, wenn sie wider die Gewohnheit dem Feste nicht

beywohne, selbst zu dem Verdachte dessen, was sie vermeiden wollte, Gelegenheit geben und sich in die Umstände setzen würde, daß man ihr ein Verbrechen daraus mache. „Die Gefahr, setzt sie hinzu, ist übrigens „nicht so groß, als du dir einbildest. Wenn die Antwort, die ich in „deinem Namen dem Appius wegen seiner Forderung, wegen seiner „Anerbiethungen und seiner Drohungen gegeben habe, ihm seinen Irr„thum auch nicht gänzlich benommen hat, so wird sie doch wenigstens „seinen Eifer erkältet haben. Eine Liebe, welche nur den Eigensinn „zum Grunde und nur die Sinne zum Sporen hat, ist niemals von „langer Dauer."

Ob nun schon Virginia zugesteht, daß ihre Ehre einige Gefahr laufen könne, und daß sie sorgfältig alles vermeiden müsse, was ihr irgend nachtheilig seyn dürfte; so überredet sie sich doch, daß es weit gefährlicher sey, dem Rathe der Publicia zu folgen. Nicht zwar, als ob sie sich fürchte, sich von dem Appius endlich erweichen zu lassen; nein, ihr Herz ist einzig und allein mit dem, was sie dem Icilius, dem sie von ihrem Vater zur Ehe versprochen worden, schuldig ist, erfüllet und gänzlich unfähig, irgend einen andern Eindruck anzunehmen. Sie befürchtet nur, ihr Widerstand möchte die blinde Liebe des Appius noch mehr erhitzen, und ihr noch empfindlichere Verfolgungen von Seiten dieses Decemvirs zuziehen. „Sein Stolz, „spricht sie, seine unverschähmte Kühnheit, seine natürliche Treulosigkeit „lassen mich es glauben."

Publicia lobt die Ergebung der Virginia in den Willen ihres Vaters, ihre Ueberlegung, ihre Tugend, und ihre Klugheit. Sie erkennt sie an diesen Zügen für eine würdige Tochter des Virginius und der Numitoria, und sich selbst schätzt sie glücklich, ihr so zärtliche Empfindungen beygebracht zu haben. Gleichwohl will sie sie noch immer da behalten, und sagt: „lege alle Furcht bey Seite. Appius „muß nothwendig gegen den Stand, gegen das Ansehen und gegen „die Thaten deines Vaters Achtung haben. Sey zugleich überzeugt, „daß ihn wichtigere und für ihn schmeichelhaftere Gegenstände von „seinen Verfolgungen abziehen werden. Es ist auch nicht möglich, daß „er sich ohne Schauer alle dem überlassen sollte, was ihm etwa seine „sträfliche Leidenschaft eingeben könnte."

Doch weit gefehlt, daß sich Virginia durch diese Gründe sollte

verblenden lassen; sie besteht vielmehr darauf, daß sie alles von einem so niederträchtigen Manne befürchten müsse. „Wie sehr betriegst du dich, „antwortet sie der Publicia, wenn du glaubst, daß ein Mann, der „nicht den geringsten Schein der Tugend auch nicht bey der kleinsten „seiner Handlungen beybehält, fähig sey, des Bösen überdrüßig zu „werden. Hast du nicht gesehen, daß sich dieser Appius, wider die „Erwartung des Senats, selbst zum Decemwir ernennte? Hast du nicht „gesehn, daß er der Gesetze spottete, unter dem Vorwande sie zu er„weitern? Hast du ihn nicht die Consuls und Tribune unterdrücken „sehen, welche die Stütze und der Schutz des Adels und des Volks „waren? Hast du nicht gesehen, bis zu welchem Grade er seine Ty„ranney und Grausamkeit gegen sein eigen Vaterland getrieben? Wie „kannst du dir denn also einbilden, daß er von seiner Ausschweifung „wieder zu sich selbst kommen werde, wenn ihn nichts dazu zwingt? „Gesetzt auch, daß er mich nicht als ein ungerechter Liebhaber ver„folgen sollte, so wird er mich doch immer als die Geliebte des Ici„lius zu beleidigen suchen. Er hat diesen Römer bey der heftigen „Streitigkeit wegen des Tribunats zum Gegner gehabt, und sein Groll „wird die ganze Last seiner Wuth auf mich fallen lassen, weil ich für „die Freyheit und für den bin, welcher sie vertheidiget."

Da endlich Publicia der Stärke dieser Gründe nachgeben muß, so thut sie den Ausspruch, daß bey gegenwärtigen Umständen die Gegenwart des Virginius unumgänglich nöthig sey, „welcher sich auf „dem Algido einzig und allein beschäftiget, seine Tapferkeit zu üben, „und der kleinen Entfernung von Rom ungeachtet, von dem Schimpfe, „den man ihm drohet, nichts weis."

Virginia giebt ihr hierauf zu verstehen, daß dieses für sie eine neue Ursache zur Unruhe sey. „Wenn ich erwäge, sagt sie, wie eyfer„süchtig mein Vater auf seine Ehre ist; mit was für Hitze er alle Ge„fahren verachtet, um den Ruhm, den er sich in Rom durch seine „Tapferkeit erworben hat, zu erhalten; wie ausserordentlich argwöhnisch „und zugleich unbeweglich er ist; und kurz, daß ich mit wenigen alles „sage, wenn ich erwäge, daß er mein Vater ist, welcher mich auf„erzogen hat und mit der äußersten Zärtlichkeit liebt: so stellen sich „tausend verwirrte Gedanken auf einmal meiner Einbildungskraft dar. „Wozu würde er in der That nicht fähig seyn, wenn der Decemvir

„mich zu verfolgen fortführe, und er auf eine nicht allzugenaue Art „oder durch einen fremden Kanal davon Nachricht bekäme?"

Bey Erblickung dieser Gefahr scheint Publicia selbst vor Furcht ausser sich zu seyn; und damit ihre junge Gebietherin zu dem, was sich etwa gefährliches ereignen könnte, durch ihr Stillschweigen nichts beytrage, so ist sie der Meinung, daß sie ihren Vetter Numitor und den Icilius von allem unterrichten solle. „Wenn du, fügt sie hinzu, „dieser ihrem Rathe folgest, so darfst du nicht fürchten, dich zu ver„irren. Erlaube mir, sie sogleich aufzusuchen. Andacht und Liebe „werden sie, ohne Zweifel, schon beyde auf diesen Platz gebracht haben."

Durch diesen Vorschlag fühlt sich Virginia ein wenig beruhiget; sie ergreift ihn mit Eifer und Entzücken und läßt die Publicia mit dem Befehle von sich, nur dem Numitor etwas zu entdecken, dem Icilius aber, wenn sie ihn antreffen würde, bloß zu sagen, daß er zu ihr kommen solle. „Wenn wir alle beysammen sind, spricht sie, so „werden wir seine Heftigkeit leichter mäßigen können, indem er das„jenige erfährt, was ich ihm mit Recht nicht länger verbergen kann, „und was er endlich wissen muß."

Zweyter Auftritt.

Nachdem Publicia weg ist, beklaget Virginia ihr Schicksal, welches sie ihrem Vaterlande zu einem traurigen Schauspiele mache, ohne daß sie sich gleichwohl das geringste in ihrer Liebe für den Icilius, in ihren Gedanken und Handlungen vorzuwerfen habe. Was ihren Verdruß noch mehr vermehret, ist dieses, daß sie vorher sieht, ihre Aufopferung werde dem Vaterlande, welches von einem Wüthriche beherrscht werde, nicht einmal etwas nützen; der tödtliche Schlag werde sie nicht allein treffen, sondern ihr geliebter Icilius werde die ganze Last desselben mit ihr zu theilen haben. Sie fühlt sich stark genug, den Tod zu erleiden, und aller der Wuth ihres Verfolgers mit Standhaftigkeit zu widerstehen. Selbst der Verlust ihres Lebens würde ihr angenehm seyn, wenn alles Uebel in dem Staate mit demselben aufhörte; wenn ihre Besiegung der Republik zum Vortheil gereichte, deren Ruhm man allen andern vorziehen müsse. Aber wird dieses geschehen? Werden ihr Vater, ihr Geliebter deswegen glüklicher seyn? Dieses ist es, dessen sich zu schmeicheln ihr die Betrübniß nicht erlaubt; dieses

ist es, was ihren Kummer aufs höchste bringt. In dieser traurigen Stellung ruft sie aus: „Warum gabst du mir, grosser Jupiter, eine „römische Seele, zu einer Zeit, da man nichts als Unrecht verübt, „wenn sie nicht die Beschimpfung zu rächen dienen soll, die man der „Stadt erweiset, welche dein Thron ist, und welche du auf eine so be„sondre Art schützest? War es nur deswegen, um auch an mir kund „zu machen, daß in dem großen Rom nichts kleines ist? Hast du in „meiner Person nur zeigen wollen, daß, wie die Glieder des Römischen „Senats alle Monarchen an Würde und Glanz überträffen, also auch „das Herz einer Plebejin dem erhabensten Herze in der ganzen Welt „gar wohl gleich kommen könne? Vielleicht! doch, gerechter Himmel, „nicht meine heroischen Gesinnungen machen mich unglücklich. Das, „was man an mir als Schönheit erhebet, und ich als ein vergäng„liches Geschenke betrachte, ist die wahre Quelle meiner Noth. Dieses „nur ist die eigentliche Ursache meines Verdrusses. Das, was ich am „wenigsten schätze, ist das, was den Appius am meisten erhitzt; und „das worauf ich alle meine Sorge, alle meine Aufmerksamkeit wende, „ist das, was von den Göttern verlassen zu seyn scheinet. Wessen „kann ich mich noch getrösten, da ich der Hülfe der Götter und der „Menschen beraubt bin?"

Dritter Auftritt.

Mittlerweile kömmt Icilius herzu, welcher die Virginia nicht zu Hause gefunden hatte, und also auf den Markt geeilt war, sie da zu suchen. Er ist erfreut, sie anzutreffen, und sagt ihr gleich Anfangs alles, was die verbindlichste und zärtlichste Liebe nur eingeben kann. Virginia antwortet ihm nichts; Icilius, welcher über ihr Stillschweigen, und noch mehr darüber erstaunt, daß er sie in Thränen zerfliessen, und das Gesicht von ihm abwenden sieht, kömmt zuerst auf den Verdacht, ob dieses nicht die Wirkung der Unbeständigkeit sey? Doch er läßt diesen Gedanken gar bald fahren, und fragt sie, wer der Verwegne sey, der sich unterstehe, ihr Verdruß zu verursachen, und dadurch die erste Schönheit Roms[1] zu verdunkeln? „Kann es wohl, „ruft er aus, eine so ungerechte Seele geben, welche für eine so voll„kommene Person nicht Achtung haben sollte? Kann wohl jemand seyn,

[1] Rom [1754]

„der sein Leben so geringe schätzet, daß er meine Wuth aufbringt, „ohne sie zu fürchten? Bin ich es nicht, der sich, unter dem Schutze „des Volks, zu einem Schrecken der Tyrannen Roms zu machen ge„wußt hat? Bin ich es nicht, welcher Tribun eben dieses Volks ge„wesen ist? Habe ich nicht noch Hofnung, es wieder zu werden? Wenn „du einige Ursache hast, dich zu beklagen, glaubst du nicht, daß ich „vermögend sey, dich zu rächen? Bekümmre mich also nicht länger. „Eile, mir den Grund deines Verdrusses zu entdecken, oder fürchte, „daß ein längers Zögern mein Tod sey!"

Virginia antwortet hierauf bloß durch eine Betheurung ihrer Liebe, welche fähig ist, ihn wegen der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu beruhigen. Sie sagt ihm, daß er allein ihr Herz besitze, daß es ihm nie ein andrer rauben solle, und daß es ihr unanständig seyn würde, einer neuen Leidenschaft nachzuhangen. Sie gesteht es zu, daß, ehe ihr Vater ihre Liebe gebilliget habe, ihr ein jeder Gegenstand habe gleichgültig seyn können. „Aber jezt, setzt sie hinzu, verbinden Pflicht „und Vergnügen unsre Herzen auf ewig."

Ein so schmeichelhaftes Bekenntniß erfüllet den Icilius mit Freude, und macht daß ihn sein erster Verdacht reuet. Gleichwohl aber ist dieses für ihn noch nicht genung. Er will durchaus die Ursache des Kummers seiner geliebten Virginia wissen, damit er ihn wenigstens mit ihr theilen könne. Er dringt aufs neue in sie, ihm denselben zu entdecken; doch Virginia sucht sich zu entschuldigen, und wendet vor, die Ursache sey so groß, daß sie keine Worte finde, sie auszudrücken, besonders, wenn sie überlege, daß sie ihm, ihrem Icilius, die Erzehlung davon machen solle. „Fordre also, schließt sie, nicht von mir, „dir etwas zu sagen, das ich nicht weis, wie ich dir es sagen soll."

Diese abschlägliche Antwort bringt den Icilius auf den Verdacht, daß es etwas sehr wichtiges seyn müsse, und daß vielleicht seine eigne Ehre daran Theil nehme. Umsonst sucht Virginia ihn wegen des letztern Puncts zu beruhigen; umsonst versichert sie ihn, daß wenn seine oder ihre Ehre wäre beleidiget worden, sie den Schimpf, sollte es auch mit ihrem Blute seyn, schon würde gerächet haben: Icilius ist darum nichts ruhiger. „Aber, sagt er, wenn es weder die Liebe, „noch die Ehre betrift, was ist denn sonst auf der Welt, was dich „betrüben, und dir Thränen auspressen könne? Was kann dich be-

„wegen, mich als einen Fremden zu betrachten? Ach, Virginia, „entweder du kennst die Ursache deines Verdrusses nicht, oder du hinter„gehest meine Geduld!"

Die gewöhnliche Aufrichtigkeit der Virginia wird durch diesen Vorwurf beleidiget. Sie weis, daß sie unfähig ist, irgend eine Wahrheit zu verbergen, und läßt also den Icilius von der Gewalt urtheilen, die sie sich besonders mit ihm anthun müsse. Ihr Herz kennet keine Verstellung. „Aber, fügt sie hinzu, es giebt Fälle, welche eine „kluge Behutsamkeit erfordern, damit man sich nicht, aus Mangel der „Ueberlegung, allem, was Leidenschaft und Zorn eingeben können, „blindlings überlasse. Vielleicht würden ich und du dieser Gefahr aus„gesetzt seyn."

So viel Zurückhaltung macht den Icilius ungeduldig, welcher nichts mehr hören will, wenn es nicht eine Erläuterung auf seine Frage sey. Virginia fürchtet sich ihn allzusehr zu erbittern, und macht sich eben gefaßt, sie ihm zu geben, als Publicia mit dem Numitor dazu kömmt.

Vierter Auftritt.

Numitor erstaunt, den Icilius zornig, und die Virginia in Bewegung zu finden, und fragt, was sie beyde mit einander haben. „Was giebt es denn? Wie? Ihr seyd beyde stumm?" Icilius überläßt es der Virginia die Ursache ihrer Verwirrung zu erzehlen; die Römerin nimmt also das Wort, und spricht: „Icilius sahe einige „Thränen aus meinen Augen fliessen, und ich konnte keinen Ausdruck „finden, ihm die Ursache davon zu sagen. Mußte er sich deswegen „wohl erzürnen? Urtheile selbst, Numitor, und weil dir Publicia „doch schon etwas wird gesagt haben, so bringe ihn doch, ich bitte „dich, meinentwegen aus seinem Irrthume."

Numitor billiget die kluge Zurückhaltung seiner Muhme, und weil Icilius in ihn dringt, ihm den Handel zu entdecken, so giebt er gleich Anfangs dem jungen Römer zu verstehen, daß es besser für ihn seyn würde, wenn er in seiner Unwissenheit bliebe, als wenn man ihn daraus zöge und er seine natürliche Hitze weder zurück zu halten, noch sich einer so nöthigen als klugen Verstellung zu bedienen wüßte. Er kömmt hierauf sogleich zur Sache selbst, und fügt hinzu: „Appius,

„der Tyrann Appius, begehret der Schönheit, die du, Icilius, „verehrest. Er hat sich deswegen der Publicia entdeckt, welche ihm „mit aller Verachtung, und mit allem Abscheu, den er verdient, und „den seine sträflichen Absichten werth waren, geantwortet hat. Sie „ist ihm wirklich so hart begegnet, daß ich ihn weder für so blind, „noch für so verwegen halte, einen neuen Versuch zu wagen. Ich bin „vielmehr gewiß, daß er nach dieser Abfertigung, weder Güte noch „Drohungen mehr anwenden wird."

Auf diese Erzehlung kann sich Icilius nicht enthalten, das Stillschweigen der Virginia zu billigen. „Wie wohl hast du ge„than, ruft er aus, indem er sich gegen sie wendet, daß du mir eine „solche Beschimpfung verschwiegen hast! Wie klüglich hast du gehan„delt! Heiligsten Götter! Wo ist das Herz, das sie erdulden könnte? „Welcher Mensch ist so niederträchtig, daß er sich hierbey halten könne? „Kann es eine so nichtswürdige und unempfindliche Seele geben, welche „hier nicht nach Blut und Rache dürste? Was hat man noch zu ver„lieren, wenn Ehrgeitz, Grausamkeit und Gierde, uns Güter, Ehre, „Freyheit und Vergnügen geraubet haben? Den Feind hinrichten und „sterben, das ist das beste, was unser Unglück vergönnet. Lebe wohl, „Virginia, lebe wohl! Ich eile mich für mein Vaterland, für meine „Liebe, für meine Wuth, für meine Eyfersucht, aufzuopfern. Großer „Jupiter, nimm das Opfer, das ich dir bringen will, geneigt an! Nimm „Theil an der Handlung, auf die ich sinne. Wann ich dich beleidige, „so laß mich umkommen; wann ich dir diene, so verleihe mir Sieg!"

Indem er diese lezten Worte sagt, will er fortgehen; doch er wird von dem Numitor zurückgehalten, welcher ihm, seine Hitze zu mäßigen, verschiedne seiner Urtheilskraft würdige Vorstellungen macht. Die Gefahr, in welche Virginia gestürzt würde, wenn ihm sein Anschlag mißlänge, ist ein Grund, welchen der Alte am meisten treibet. Virginia steht ihm bey, und beschwöret ihren Liebhaber, sie nicht zu verlassen. Ohne ihm würde sie das Leben verachten, aber seitdem sie es ihm ganz geweiht habe, sey es für sie ein kostbarer Schatz, auf dessen Erhaltung sie bedacht seyn müsse. „Wenn ich deinen Schutz habe, „sagt sie, und dennoch in Gefahr bin, wie würde es nicht mit mir „werden, wenn ich dich nicht mehr hätte? Habe doch also Mitleiden „mit mir. Halte deinen Arm zurück. Du wirst ihn mit größerm

„Ruhme brauchen, wenn du wartest, bis er keinen zweifelhaften Stoß „thun darf."

Solche kluge und vernünftige Gründe machen bey dem Icilius Eindruck, und bringen ihn wieder zu sich selbst. Doch weil er allzu aufgebracht ist, als daß er einigen Entschluß fassen könnte, so bittet er die Virginia und den Numitor, ihm die Aufführung, die er beobachten solle, vorzuschreiben. Dieser giebt ihm daher verschiedne heilsame Anschläge, nehmlich, seine erste Bewegung zu unterdrücken, sich durch sie zu keinen Ausschweifungen bringen zu lassen, seinen Schmerz zu verbergen, damit er dem kühnen Appius keinen Verdacht erwecke, sondern ihn überraschen könne, wenn er am sichersten zu seyn glaube, und am wenigsten auf seiner Hut stehe. Die Virginia aber ermahnt er, an den Feyerlichkeiten des Fests der Pales Theil zu nehmen. Er verspricht ihr, für ihre Sicherheit zu wachen, dem Virginius von allen Nachricht zu geben, und ihn zu nöthigen, sogleich nach Rom zu kommen. „Weil er so nahe ist, fährt er fort, so beruhige „dich nur unterdessen. Fürchte unter der Aufsicht des Icilius nichts. „Die Gegenwart eines Ehegatten ist immer von großem Gewichte."

Valerius und Horatius sind noch zwey Stützen, welche Icilius seiner verfolgten Freundin geben will. Diese zwey Rathsherren, welche seit langer Zeit mit ihm verbunden, und heftige Feinde des Decemvirats sind, erwarten ihn eben, sich wegen der gemeinen Noth mit ihm zu berathschlagen; des Icilius Begierde also, sich zu rächen, wird gewiß für ihn ein neuer Bewegungsgrund seyn, ihre Anschläge, so bald als möglich ausbrechen zu lassen. Die Umstände scheinen ihm übrigens vortheilhaft. Der tapfre Siccius ist, nach der Aussage der ganzen Armee, durch die allerschimpflichste Verrätherey umgekommen. Man ist deswegen in Rom in der äussersten Bewegung. Icilius schmeichelt sich, das Volk werde vielleicht seinen Groll ausbrechen lassen, und das schimpfliche Joch, das man ihm auflege, abzuschütteln suchen. Alle diese Betrachtungen scheinen ihm für Virginien eben so viel Gründe, sich zu beruhigen, zu seyn; und nachdem er sie ihr also alle vorgelegt, setzt er hinzu: „Geh nur Virginia, „und sey ohne Sorgen. So große und so entschloßne Seelen sind „fürchterlich genug, wenn sie die Wuth belebet."

Gleichwohl beruhigen alle diese schöne Hofnungen Virginien

nicht völlig. Doch ohne ihre Furcht zu verrathen, begnügt sie sich, für den Icilius und sich, um den Schutz der Götter zu flehen, und sie zu bitten, daß Appius umkommen, Rom seine Freyheit wieder erlangen, und sie selbst ihre Pflicht erfüllen möge. Icilius und Numitor begeben sich hierauf weg; dieser aber, welcher ein eben so eifriger Patriot, als guter Vetter ist, giebt jenem bey dem Weggehen noch zu überlegen, daß er so viel als nichts würde gethan haben, wenn aus dem kühnen Anschlage, den er etwa im Sinne habe, der Republik einiger Schaden erwüchse, oder wenn er nicht mit seiner eignen Rache die Rache des Vaterlandes verknüpfe.

Fünfter Auftritt.

Virginia und Publicia bleiben also allein, und diese thut ihr möglichstes, ihrer Gebietherin zu beweisen, daß sie nichts zu fürchten habe, weil sie sich schmeicheln könne, daß Rom selbst ihre Vertheidigung auf sich nehmen werde; doch Virginia behauptet, daß sie deswegen nichts ruhiger zu seyn Ursache habe. So lange sie ihr Vaterland unterdrückt sehe, so lange ihre Ehre und ihr Geliebter in Gefahr sey, könne sie nicht anders, als in Furcht und Betrübniß leben. Unterdessen zweifle sie weder an der Macht der Götter, noch an ihrer Liebe zur Gerechtigkeit; es sey ihr aber auch nicht unbekannt, daß nach verehrungswürdigen Rathschlüssen, deren Weisheit man nicht ergründen könne, es oft geschehe, daß die Tugend unterliege, und das Laster ungestraft bleibe. Und dieses sey es, weswegen sie zittere.

Sechster Auftritt.

Indem Virginia noch redet, kommen verschiedne Römerinnen, welche sie zu dem Feste der Pales abhohlen wollen, und nach einigen verbindlichen und bescheidenen Reden von beyden Theilen, gehen sie alle unter Begleitung der Publicia ab.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Appius tritt allein auf, und beklagt sich, daß er bey Virginien, welche er anbethe, ein Herz finde, das sich seiner Neigung widersetze.

Ohne dieses würde sein Glück vollkommen seyn. Er sieht sich als Herrn von Rom, wo alles nach seinem Willen gehet; er sieht sich von den andern neun Decemvirs, welche ihren Namen und ihre Würde bloß ihm zu danken haben, weil er durch sein Ansehen die Comitialerwehlungen abgeschaft, verehret und befolgt; er siehet die Kriegsheere in seiner Gewalt, die nichts ohne seinen Befehl thun dürfen: was fehlet also noch seiner Größe? Auf den höchsten Gipfel der Ehre erhaben, und mit der höchsten Gewalt versehen, konnte er wohl vermuthen, daß ihm etwas widerstehen werde? Gleichwohl unterstehet sich ein Weibsbild seine Anerbiethungen auszuschlagen, über seine Drohungen zu lachen, ihn selbst zu verachten, und auf diese Art den Lauf seines Glücks zu unterbrechen. Da er sich eben schmeichelt, Rom zu seinen Füßen zu sehen, will sich das Herz einer Plebejin ihm nicht unterwerfen, und ein Plebejus ist Ursache daran. Welche Erniedrigung! Alles was er unternimmt, hat den guten oder schlechten Ausgang, den er sich vorsetzt, und nur die Liebe muß ihm ihre Widerwärtigkeiten entgegen stellen. Es war für den Icilius nicht genug die Stimmen des Raths gegen ihn im Gleichgewichte gehalten zu haben; er mußte auch hier sein Nebenbuhler seyn, und ihm mit größerm Glücke den vornehmsten Gegenstand seiner Begierden entreißen. Was kann die Wuth eines hochmüthigen Liebhabers mehr aufbringen? Aus Höflichkeit gegen eine Plebejin soll Appius seinen Zorn, und das grausame Feuer, das ihn verzehret, auslöschen? „Nein, ruft er aus, das ist nicht möglich. „Meine Leidenschaft ist zu starck, mein Schmerz zu heftig, als daß ich „die Schönheit, die ich anbethe, in eines andern Armen sollte sehen „können. Aber, gerechter Himmel, wenn die Maaßregeln, die ich ge„nommen habe, nicht anschlagen; wenn ich nicht darauf bestehen kann, „ohne daß man meinen Ehrgeiz als eine Tyranney verflucht, wenn „meine großen Anschläge zu nichte werden, ehe alles zu meinem Vor„theile eingerichtet ist, und wenn ein gegenseitiger Nutzen = = =“

Zweyter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Claudius seines Lieblings unterbrochen, welcher seine heftige Bewegung bemerkt, und ihm den Rath giebt, sich zu mäßigen, so wohl um seine Gesundheit zu schonen, von welcher er versichert, daß sie dem ganzen Volke kostbar sey, als

auch um an einem Tage, an welchem er öffentlich erscheinen solle, und eine Menge von Leuten die Augen auf ihn heften würden, keinen Verdacht zu erwecken.

So klug dieser Rath ist, so bedarf doch Appius desselben ganz und gar nicht. Er ist in der Kunst, sich zu verstellen, vollkommen unterrichtet, er hat seine Minen in seiner Gewalt, er weis seine Gedanken zu verbergen; er weis seine Handlungen und seine Worte zu verstecken, nur das weis er nicht, wie er sein Herz gegen die Reize der Virginia schützen soll. Dieses Geheimniß möchte er gerne erfinden, und dieses verlangt er von seinem Lieblinge zu wissen.

Claudius erkennt die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit desselben, wenn die Liebe ausserordentlich stark ist. Das einzige Mittel, welches ihm einfällt und seiner würdig ist, bestehet darinne, daß er ihm räth, seine Leidenschaft zu sättigen, wenn er sie nicht erstücken könne.

Ob nun gleich den Appius seine eigne Gemüthsart, diesen Schluß zu ergreifen, geneigt macht, so glaubt er doch, daß er noch vorsichtig gehen müsse. Weil er selbst die Gesetze gegeben habe, so scheint es ihm allzuverwegen zu seyn, wenn er sie so bald, ohne einem anständigen und scheinbaren Vorwande, selbst übertreten wollte; doch Claudius, welcher noch ein größrer Bösewicht ist als er, denkt ganz anders. „Es gehört gemeinen Seelen, sagt er, sich den Regeln der „Tugend zu unterwerfen. Große Leute und Helden sind über alles „erhaben, und scheuen sich für nichts, wenn ihnen das Laster gefällt. „Als Römer muß zwar Appius seine Handlungen im Zaume halten; „aber als Decemvir, als Herr des Volks, der Patricier und der Kriegs„heere, kann Appius seine eigensinnigsten Begierden zu Gesetzen „machen. Gnade und Mäßigung hören, wie er sagt, auf, Tugenden „zu seyn, wenn es auf die Befestigung einer neuen Herrschaft ankömmt."

Diese Reden schmeicheln dem Stolze und der Eitelkeit des Appius ungemein; gleichwohl aber hält er für gut, ehe er die Larve ganz und gar ablege, mit aller Klugheit und ohne Anstand die besten Maaßregeln zu ergreifen, die ihn zu seinem Zwecke führen und alle Hindernisse aus dem Wege räumen können. Claudius überläßt diesen Punct der Klugheit des Decemvirs, und versichert ihn bloß, daß er allen seinen Befehlen, als einer der ihm weit mehr, als irgend ein andrer ergeben sey, blindlings folgen will. Appius zweifelt daran

nicht. Er hat schon so viel Beweise von seiner Treue, von seinem Eifer, von seinen Gaben, daß er ihn ganz besonders hochschätzet; weil er aber jezt die Rathsherren Valerius und Horatius, zwey von seinen hartnäckigsten Feinden, und die größten Anhänger des Volks, auf sich zukommen sieht, so läßt er ihn von sich, und verschiebt es bis auf eine andre Zeit, sich umständlicher mit ihm zu berathschlagen.

Dritter Auftritt.

Die zwey Rathsherren, welche schlau und geschmeidig sind, und sich vortreflich zu verstellen wissen, reden ihn an. Valerius führt das Wort, und versichert ihn gleich Anfangs, daß sie in der besten Absicht, voller guten Vertrauens zu ihm kämen, ohne sich an den Ort, wo er jezt sey, noch an die Streitigkeiten zu kehren, welche sie mit einander im Senate gehabt hätten, weil sie befürchten müßten, ihre Trennung möchte dem Vaterlande, besonders bey so dringenden Gefahren, schädlich seyn. Er setzt voraus, daß Appius ein Römisches Herz und eine aufrichtige Liebe für Rom habe, und stellt ihm hierauf vor, daß das Volk den Tod des Siccius erfahren habe, und ihn durchgängig dem Decemvir und General Cornelius zuschreibe, daß es diese That grausam und tyrannisch schelte, daß es neue Beleidigungen von dieser Art fürchte, seufze und sich beklage; daß auch der Adel nicht weniger beunruhiget und aufgebracht sey, und daß es die äußerste Nothwendigkeit erfordre, sie insgesammt zufrieden zu stellen, ehe sie einerley Geist des Verdachts und der Wuth vereinige, und alle Hülfsmittel vergeblich mache.

Horatius ersucht den Appius auf diese Vorstellung wohl Acht zu haben, und den traurigen Folgen eines allgemeinen Mißvergnügens durch eine schleunige Gerechtigkeit zuvorzukommen, und sich ihres Beystandes, wenn er das Laster bestrafen wolle, zu versprechen, ja, wenn ihm dieser nicht genug sey, des Beystandes des Volks, der Ritterschaft und des Senats. „Da alle Wünsche, sagt er, nur auf die „gemeine Ruhe abzielen, so wird ein jeder, so bald es darauf ankömmt, „sie zu rächen, mit Vergnügen dazu bereit seyn; und gleichwohl wirst „du allein die Ehre der Erleichterung, nach welcher wir seufzen, ge„nießen."

Weit gefehlt, daß Appius gegen die Reden der zwey Raths-

glieder Achtung haben sollte; er erstaunt vielmehr, wie er sie mit so vieler Geduld habe anhören können. Er behauptet, daß das, was sie ihm jezt gesagt hätten, eine schändliche Verleumdung sey; und erklärt sich, daß er es ganz wohl wisse, daß nicht sowohl der Tod des Siccius als die Begierde, die Decemvirs unter sich uneins zu machen und ihre Gewalt zu schwächen, ihr Geschrey veranlasse. „Aber wißt, „sagt er zu ihnen, daß ich, noch ehe euer falscher Eifer den Endzweck, „auf welchen euch eure Kühnheit und Untreue zielen lassen, wird erlangt haben, das Volk durch Strenge zu bändigen, den Adel durch „exemplarische Strafen zu bessern, und beyde durch Furcht zurück zu „halten wissen werde, weil es doch unmöglich ist, ihnen Liebe einzu„flössen und die Gelindigkeit zu nichts taugt."

Gleichwohl weis es die ganze Welt, auf was für Weise Siccius ist umgebracht worden. Heftigkeit und Grausamkeit werden die Gemüther nur noch mehr aufbringen. Das Volk ist schon in der Wuth. Die Truppen stehen in der Nähe des Berges Vellejus, und man muß fürchten, daß sie das Andenken des Siccius aufmuntern werde, zu zeigen, was die angeerbte Liebe zur Freyheit vermögend sey. Dieses ist es, was Valerius dem Decemvir noch vorstellet, und Horatius, welcher diese klugen Vorstellungen unterstützt, giebt sich alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß diese Dinge wohl noch weiter gehen könnten; daß er selbst, wenn es das Volk erführe, wie wenig er nach den allgemeinen Drangsalen frage, und deswegen einen Aufstand machte, gar leicht das Opfer seines unversöhnlichen Zornes werden, und die Gefahr für ihn allein weit größer, als für alle seine Anhänger ausfallen könnte. Doch nichts vermag den hochmüthigen Appius zu bewegen. Er glaubt vielmehr es sey gut, wenn er nie aufhöre, sich fest und hart zu zeigen, und drohet den ersten den besten vom Tarpejo herabstürzen zu lassen, welcher sich unterstehen würde, das Volk in Bewegung zu setzen. „Denn, sagt er, die kluge Aufführung des Magistrats stören, „ist kein geringer Verbrechen, als die Freyheit Roms durch eine schänd„liche Unterdrückung mißhandeln." Mit diesen Worten geht er ab.

Vierter Auftritt.

Des Appius Vermuthung, als ob Valerius und Horatius seine Gewalt zertheilen und ihn hernach den Gesetzen ihres Eigensinnes

unterwerfen wollten, ist für diese zwey Rathsglieder eine Art von Genugthuung. Aus seinem Abscheu vor allem Zwange, aus seinem heftigen Charakter schliessen sie, daß er fähig seyn werde, sich noch größerer Verbrechen schuldig zu machen, von einer verwegnen Unternehmung auf die andre zu fallen, und dadurch die Zahl seiner Gegner zu vermehren, und sie in Stand zu setzen, das Vaterland aus seiner Unterdrückung zu retten, und zugleich dem Icilius und der Virginia nützlich zu seyn. Sie reden es mit einander ab, die erste Gelegenheit zum öffentlichen Ausbruche zu ergreifen. Beyde haben ihre Anverwandten und Freunde auf dem Markte verstreuet, welche bereit sind, sich auf das geringste Zeichen thätig zu erweisen. Es kommt nur darauf an, ein Wort auszumachen, an welchem sie sich alle erkennen, sich vereinigen und gemeinschaftlich beystehen können. Dieses ist es, was sie thun müssen. Die Unterstützung des Icilius scheinen sie noch nöthig zu haben, weil dieser eine große Menge Anhänger hat; sie machen sich also gefaßt, ihn aufzusuchen, als sie ihn eben mit einem Eifer herbey kommen sehen, welcher seine Absichten und die Stärke seiner Liebe genugsam anzeigt. Valerius schlägt sogleich vor, ihm mit wenig Worten das, was zwischen ihnen und dem Appius vorgefallen, zu erzehlen, und ihn dadurch zu ihrem Vertrauten zu machen.

Fünfter Auftritt.

Die Neugierde ist es, welche den Icilius herzuführet. Er hatte den Decemvir die beyden Rathsglieder zornig verlassen sehen, er ist also begierig zu erfahren, wie er ihre friedsamen Reden, und ihre klugen Rathschläge aufgenommen habe. Valerius läßt ihn nicht lange warten. Er sagt ihm sogleich, daß Appius nur seinem Ehrgeize folge, daß er seinen Zorn nirgends verberge, daß er sie kaum gewürdiget habe, ihre Vorstellungen anzuhören, und daß ihn alles in Grimm und Wuth bringe. „Er behauptet, sezt Valerius hinzu, „daß Siccius nicht vorsetzlich sey ermordet worden; daß der Unwille „des Volks erdichtet und unser Eifer eine Treulosigkeit sey. Kurz, nach „seinem ausgelaßnen Betragen zu urtheilen, scheint er kein Gesetz, als „seinen Eigensinn zu erkennen, und Leben und Ehre sind bey ihm in „Gefahr.“

Hier unterbricht ihn Horatius, und wendet das Gespräch auf

eine geschickte Art auf das, was für Virginien zu fürchten sey, und fragt, wer sie schützen werde? Auf diese Frage antwortet der eben so unerschrokne als verliebte Icilius hitzig: „mein Degen! Ich werde „ihn brauchen so bald ich sehe, daß mir keine andre Hülfe übrig bleibt. „In einer so dringenden Noth werden meine Anhänger thun, was ich „ihnen befehlen werde. Wer wird aus dem Volke mir diese Schöne „nicht vertheidigen helfen, wenn ihr beyde selbst, aus Mitleid gegen „sie, euch ihrer annehmt?"

Valerius verspricht es ihm in beyder Namen; allein er glaubt, daß man keine Zeit zu verlieren habe. Es sey von der äußersten Wichtigkeit, die Wuth eines Ungeheuers, als Appius, so bald als möglich zu hemmen, und dem tödtlichen Gifte, welches er aushauche, ein Ende zu machen. Man müsse daher die erste Gelegenheit, die sich darbieten werde, nicht aus den Händen lassen. Icilius denkt in diesem Stücke wie Valerius, und versichert ihn, daß, so bald es darauf ankommen werde, mit einer rächenden Hand seinen Degen mit dem Blute des Tyrannen zu benetzen, und die abscheuliche Brust zu zerfleischen, in welcher so viel barbarische Anschläge verschlossen lägen, er nicht einen Augenblick anstehen wolle.

So viel Entschlossenheit ist gleichwohl nicht nach dem Geschmacke des Horatius. Es scheint ihm, der Muth müsse mit mehr Ueberlegung angewendet werden. Alles, was er von dem Icilius verlangt, ist dieses, daß er seine Leute berede, sich den Verschwornen zuzugesellen, und daß er die Virginia dahin vermöge, daß sie bloß ihren Namen hergebe, damit man überall, wo es die Nothwendigkeit erfordern werde, zusammenkommen könne. Icilius giebt sein Wort darauf, und weil die Umstände der Zeit ihrem Anschlage, in Betrachtung der Menge Volks, welche das Fest der Pales auf dem Markte versammelt, vortheilhaft sind, so begeben sich die Rathsglieder weg, um alles zur Ausführung fertig zu halten.

Sechster Auftritt.

So bald sie weg sind, spricht Icilius „Ha! erlauchte Patricier, „welche Ehre habt ihr euch nicht ehedem erworben, als die Maaß„regeln, die ihr zu Stürzung eines tyrannischen Königs nahmt, so „glücklich von Statten gingen! Möchte doch Rom, eure Mutter, euch,

„so wie euren berühmten Vorfahren, den Tod oder die Verbannung „dieses neuen Tarquins, bald zu danken haben. Möchte doch das „Volk, welches edelmüthig nach der ihm geraubten Freyheit seufzet, „aus einer so harten Knechtschaft gerissen werden! Lasset uns, durch „die gerechten Bewegungsgründe, die uns vereinigen, selbst das Werk„zeug dazu seyn! Und du Virginia, du, mein höchstes Gut, und „Gebietherin dieses entbrannten Herzens, welches nur dich bey allem, „nach dem es strebt, zur Absicht hat; erfülle dieses Herz dergestalt, „daß es sich nichts vorsetze, und nach keiner andern Ehre geize, als „deinetwegen unbesorgt seyn zu können. Sollte man mir auch vor„werfen, daß ich von allen Römern, die dieses großen Namens wirk„lich werth wären, der erste sey, welcher der Liebe den Vorzug ge„geben habe, der dem Vaterlande gehöre! Dennoch soll alles, was in „mir ist, nur durch meinen Verdruß belebt werden. Meine wüthende „Eifersucht will sich nicht länger in meiner Seele verschließen lassen, „und schon eile ich, alle meine Anhänger aufzubringen. O gieb nicht „zu, großer Jupiter, daß der grausame Appius einer so starken „Verschwörung entkomme."

Siebender Auftritt.

In dieser Gemüthsbewegung wird er von dem klugen Numitor überrascht, welcher es ihm verweiset, daß er sich nicht besser mäßigen könne. Er stellet ihm vor, daß ihn sein Gesicht und seine Handlungen verriethen, welches dem Fortgange seiner Anschläge sehr nachtheilig seyn könnte. Er ermahnt ihn folglich, sich den zwey Rathsgliedern gleich zu stellen, welche viel zu klug und viel zu verschlagen wären, als daß sie ihr Vorhaben merken ließen; sie zwängen sich vielmehr in Gegenwart des Tyrannens, und verbärgen dem Icilius selbst den ganzen Umfang ihrer Absichten, indem sie bloß mit ihm von der Ursache seines Verdrusses offenherzig sprächen.

Diese vernünftigen Rathschläge gehen Anfangs dem Icilius sehr schwer ein, weil der Decemvir gegen alle Klagen und Erinnerungen sich zu verhärten geschienen, und er also keine Hofnung hat, Virginien ausser Gefahr zu wissen. Er glaubt so gar, es sey keine andre Hülfe übrig, als daß sie bey dem geringsten Vergehen des treulosen Appius alle zu den Waffen grieffen, um die Freyheit zu ver-

theidigen, und die allgemeine Sicherheit für Kränkungen zu schützen. Doch da er endlich die tiefere Einsicht des klugen Numitors zu erkennen genöthiget wird, so giebt er nach. Er verspricht, so lange es für Virginien nicht gefährlich sey, dem Beyspiele der zwey edeln Senatoren zu folgen, und ihnen zur Reifung ihres Entschlusses alle Zeit zu lassen, damit sie bey ihren Unternehmungen eines glücklichen Ausganges könnten versichert seyn, aus welchem seine Liebe den größten Vortheil ziehen werde. „Dem Proteus gleich, spricht er, will ich alle „Gestalten, nach dem es nöthig seyn wird, anzunehmen wissen. Als „ein andrer Janus mit zwey Gesichtern, will ich mir die vergangnen „Fehler zu Nutze machen, um mich in Zukunft desto vorsichtiger auf„zuführen."

Numitor erfreut sich über diesen Vorsatz und berichtet ihm, daß er dem Virginius von allem habe Nachricht geben lassen, daß er ihn alle Augenblicke erwarte, und daß er selbst entschlossen sey, den Verschwornen durch seine Anhänger beyzustehen, welche weder an Menge noch an Tapferkeit den Anhängern irgend einer Parthey nachzusetzen wären. Dieses bestärkt die Hofnung des Icilius, der sich nunmehr im Stande sieht, den größten Gefahren Troz zu biethen; doch ungeachtet dessen, was er sich von einer so mächtigen Verschwörung versprechen kann, wird sein Herz gleichwohl von einer heimlichen Ahndung beunruhiget, als ob ihm an diesem Tage ein ganz besonders Unglück bevorstehe. Unterdessen verlassen sich beyde in ihren ersten Entschließungen, und machen dem zweyten Aufzuge ein Ende.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Appius und Claudius treten mit einander auf, und unterreden sich von dem, was die zwey Senatores dem Decemvir gesagt haben. Dieser lobt den Appius ungemein, daß er sich nicht an sie gekehrt, noch seinem Ansehen, durch Annehmung ihrer Rathschläge etwas vergeben habe. Unterdessen ist es doch nicht sehr zu verwundern. Der Decemvir hat Ursache dem Valerius und Horatius nicht zu trauen; und auch außer seinem Stolze, welcher ihm nicht erlaubt, in seiner angemaaßten Herrschaft sich irgend Grenzen setzen zu lassen, ist

seine Liebe zu Virginien so stark, daß er den Tod der geringsten Verkürzung seiner Macht vorziehen würde. Alles was sich seiner heftigen Leidenschaft zu widersetzen scheinet, dienet bloß sie zu unterhalten, und der Verlust seines Ansehens selbst würde seine Begierden nur mehr reitzen, indem er ihn von dem Gegenstande, nach welchem er seufzet, entfernte.

Claudius, der ihn in dieser Verfassung sieht, bezeigt ihm sein Erstaunen über seine Mäßigung. Umsonst sucht Appius sie unter dem Vorwande, daß die Strenge und die Verachtung der Virginia für ihn eine Art von Bezauberung sey, zu rechtfertigen; sein Liebling giebt sich alle Mühe, ihn zu überreden, daß er im geringsten nicht verzweifeln müße, so lange er mit dieser Römerin noch nicht selbst gesprochen habe. „Ist sie nicht ein Weibsbild? fügt er hinzu. Sollten „Lobsprüche, Schmeicheleyen, Eitelkeit, Eigennutz, die Ehre dich zu „ihren Füssen zu sehen, nicht fähig seyn, den Eigensinn zu verführen, „gesetzt auch, daß sie das Herz nicht gewinnen könnten? Sollte bey „ihrem Geschlechte alles vergebens seyn? Entschließe dich nur, mit ihr „zu sprechen. Dieser Tag ist ohne Zweifel der vortheilhafteste, den „du nur dazu aussehen könntest."

Der Decemvir gesteht zu, daß er alles anwenden müsse, um sein Uebel zu erleichtern, allein er glaubt, daß es sich für ihn nicht schicke, öffentlich etwas zu versuchen. Seine Leidenschaft würde gar bald allen bekannt werden, und wenn ihm sein Unternehmen mißlingen sollte, so wäre er vor der ganzen Welt zum Gelächter gemacht. Ehe er sich einer so großen Beschimpfung aussetzte, wolle er lieber Virginien aus dem Hause ihres Vaters oder ihres Gemahls zu entführen und sie aus dem Schooße der Glückseligkeit zu reißen trachten.

Ob nun gleich Claudius der Mann gar nicht ist, der diesen letztern Anschlag mißbilligen sollte, so besteht er doch auf seinem ersten Rathschlage und muntert den Decemvir durch Gründe auf, die seiner Ruchlosigkeit würdig sind. „Wenn es, sagt er, darauf ankömmt, dasjenige was man begehrt, zu erlangen, so setzt man alles Bedenken „und alle Besorgniß bey Seite. Ein Mann, der die Gewalt in seinen „Händen hat, kennet weder Furcht noch Ueberlegung. Wenn man „sein Glück durch ein Laster erlangen kann, so ist die Tugend unnütze. Unterlaß also ja nicht, dich der gelegenen Zeit eines Festtags

„zu bedienen. Es ist natürlich, daß sich Virginia, bloß in Beglei„tung der Publicia, dabey einfinden wird. Suche sie auf, und „wenn du sie findest, so laß es sie aus deinem eignen Munde hören, „wie viel du für sie empfindest. Wenn sie dich anhört, gesetzt auch, „daß sie dich mit keiner Gegenliebe belohnt, so muß sie dir doch we„nigstens dafür verbunden seyn, und schon dieses wird für dich eine „Art von Erleichterung seyn, die dir noch bis jezt gefehlt hat."

Endlich entschließt sich Appius, so hart es ihm auch fällt, diesem Rathe zu folgen; und weil er in eben dem Augenblicke Virginien mit der Publicia herbey kommen sieht, so macht er sich ein wenig bey Seite, damit sie, wenn sie ihn erblickten, nicht wieder zurück gehen möchten; Claudius aber geht noch weiter zurück, um ihm völlige Freyheit zu lassen.

Zweyter Auftritt.

Virginia ist ihres geliebten Icilius wegen besorgt. Weil sie fürchtet, daß ihn seine natürliche Hitze allzuweit treiben, und er seine Person der Gefahr allzusehr aussetzen dürfte, so betauert sie es, daß sie ihm nicht alle ihre Furcht entdeckt habe, um ihn dadurch zurück zu halten. Sie möchte ihn gerne antreffen, um es noch zu thun, und dieses ist es, was sie hierher bringt. Publicia hat ihrer Ungeduld nachgegeben; allein sie fürchtet, ihr Nachgeben könne ihrer jungen Gebietherin nachtheilig seyn, wenn sie Appius etwan antreffen sollte. Sie findet ihre Treue dadurch beleidiget, und erkennt, daß es der bitterste Vorwurf seyn würde, den sie sich selbst machen könnte. Diesem Unglücke vorzukommen, nöthiget sie Virginien, mit ihr wieder fortzugehen; doch in eben dem Augenblicke entdeckt sie den Decemvir. Voller Bestürzung ruft sie sogleich aus: „gerechter Himmel! Meine Be„sorgniß trift ein. Ich sehe den Appius."

Bey diesem Namen erkaltet das Herz der Virginia, und diese tugendhafte Römerin stellt ihre Aufseherin zwischen sich und den Decemvir, um ihr gleichsam zur Schutzwehr zu dienen. Doch dieses verhindert den Appius nicht, sich ihr zu nähern, und ihr alles zu sagen, was die Liebe nur zärtliches und lebhaftes einflössen kann. Publicia welche beständig ihrer Pflicht auf das genaueste nachzukommen sucht, erinnert den Decemvir an die Antwort, die sie ihm schon im

Namen ihrer jungen Gebietherin gegeben habe, und setzt hinzu: „Schmeichle dir nicht, daß Virginia deinem Verlangen heut ge„neigter seyn werde. Sie ist kein Weibsbild, welches gewohnt ist „Reden anzuhören, die ihre Tugend beleidigen. Wende dich damit zu „andern, die sie anhören wollen, wenn du dich durch ihr Stillschweigen „nicht einer neuen noch größern Kränkung aussetzen willst.“

Der Decemvir ist zu verliebt, als daß er sich so plötzlich sollte abschrecken lassen, und beschwört sie, daß sie ihm erlauben wolle, Virginien alle die Stärke seiner Leidenschaft zu erkennen zu geben, oder daß ihm wenigstens diese anbethenswürdige Schöne mit ihrem eignen Munde die abschlägliche Antwort ertheilen dürfe. Doch die Aufseherin erklärt ihm, daß es umsonst seyn würde, wenn sie es auch erlaubte, ja wenn auch Virginia selbst darein willigte.

Um so wohl die eine als die andre zu gewinnen, zeigt Appius beyden die Vortheile, die sie aus dem Opfer seines Herzens und seines Ansehens ziehen könnten. „Fragt ihr denn, spricht er zu ihnen, so „wenig nach dem Glücke, daß ihr es so verächtlich von euch stosset? Und „du Virginia, kannst du mit einem gleichgültigen Auge denjenigen „zu deinen Füßen sehen, welchem als Herrn von Rom, alles zu Ge„bothe steht? Schmeichelt es dir so gar wenig, daß er dir nicht ein„mal des geringsten Zeichens des Erkenntlichkeit werth zu seyn scheinet? „Ich halte dich für zu klug, als daß du dein Glük so hassen, und den „Appius verachten solltest, der dir seine Hoheit anbiethet und auf„opfert.“

Unterdessen kömmt er damit nicht weiter. Virginia und Publicia halten es für ihrer unwürdig, sich durch die Reizungen des Eigennutzes und des Glückes verführen zu lassen. Der Decemvir geräth darüber in Wuth, er kann sich nicht länger halten, und drohet der Virginia, ihr und ihrem Geliebten die Wirkungen seines Zorns und der Macht, die sie verachtet, empfinden zu lassen. „Ich will dich, „spricht er, die Güter die du verachtest, höher schätzen lehren. Ich „will = = =“

Publicia will ihn hier unterbrechen, doch Virginia legt ihr Stillschweigen auf, und ergreift das Wort selbst. Wenn es Klugheit und Anständigkeit von ihr forderten, bey verliebten Schmeicheleyen taub zu seyn, so ist es mit Drohungen ganz anders beschaffen. Es würde eine

Niederträchtigkeit seyn, sie ruhig zu ertragen, und ihr edler Stolz erlaubt es ihr nicht. Was kann sie auch mehr beleidigen, als daß man sie zu der geringsten unanständigen Schwachheit für fähig hält? Ob schon ihre Familie geringer als die Familie des Decemvirs ist, so weicht sie ihr doch nicht an Verdiensten. Niemanden ist der Ruhm unbekannt, den sie erhalten hat, und den sie noch jezt, ohne dem geringsten Fleck, behauptet. Sollte Appius allein keine Kenntniß davon haben? Und weis er denn übrigens nicht, daß Virginia ihr Herz nicht mehr in ihrer Gewalt hat? Weis er denn auch nicht, daß er kein Recht hat, einigen Anspruch darauf zu machen? Warum wagt er es dennoch? Auf was gründet er sich, da er das untadelhafte Band, welches den Icilius und die Virginia verbindet, zertrennen will? Ist er es nicht selbst, welcher das Gesetz bekannt gemacht hat, das die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern verbiethet? Wie kann er die Unverschämtheit haben, sich von demselben auszuschließen? Sollte nicht schon das genug seyn, ihn zurück zu halten, wenn ihm die Tugend der Virginia auch nicht bekannt wäre? Darf er sich wohl schmeicheln, diese Tugend zu verführen? Heißt nicht, nur so etwas zu denken, sie beleidigen? Daran zu zweifeln, und es zu versuchen, heißt dieses nicht, sich selbst schuldig machen? Was für starke Gründe können nicht dem Decemvir vorgelegt werden, um ihm die Ungerechtigkeit und die Abscheulichkeit seines kühnen Unternehmens zu zeigen! Virginia vergißt keinen einzigen, und nachdem sie sogar dem Decemvir einen ewigen Groll geschworen, sagt sie zum Schlusse: „Mässige also deine „nichtswürdige, blinde und eitle Kühnheit, mit der du nichts suchst, als „mich zu beleidigen. Befürchte, daß mich die Götter entweder selbst, „oder durch die Hand eines Sterblichen, vielleicht rächen werden. = “ Mit diesen Worten geht sie zugleich mit ihrer Aufseherin, ab.

Dritter Auftritt.

Appius will sie zurück halten, er ruft sie, aber es ist umsonst. Bald aber sieht er auf sich selbst zurück, und schähmt sich einer solchen Schwachheit. Er hält es für seiner unwürdig, wie der Pöbel zu lieben und sich den Gesetzen dabey zu unterwerfen. Wenn seine Liebe dergleichen erkennen müßte; so würde er glauben, daß sein Ansehen dadurch eingeschränkt wäre. Er vermeint, daß seine Ehre darauf be=

ruhe, sich überall Gehorsam zu verschaffen. Er faßt hierauf den Entschluß, seine Wuth zu verbergen, ein ruhiges und freudiges Ansehen anzunehmen, um seine Absichten desto gewisser zu erreichen, in der That aber Gewalt, List, Betriegerey, und alles anzuwenden, wodurch er über das hartnäckige Weigern der Virginia siegen könne. „Es „empfinde dieses Weibsbild, was derjenige vermag, welcher Rom beherrscht, und keinen Höhern erkennt; derjenige, welcher nur deswegen „Gesetze gegeben hat, damit er desto freyer leben könne; kurz derjenige, welcher durch seine Standhaftigkeit selbst die Religion wird „zu zwingen wissen, sich nach seinem Gutdünken zu bequemen."

Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Zurückkunft des Claudius unterbrochen, welchem er den schlechten Fortgang seines Unternehmens erzehlt. Ob er gleich schon entschlossen ist, sich an nichts ferner zu kehren; ob er gleich bereits einen Anschlag ausgedacht, dem zu Folge er dem Cornelius einen Befehl zugeschickt, den Virginius nicht aus dem Lager zu lassen, sondern auf alle seine Handlungen sorgfältig Acht zu haben; und ob er gleich versichert, daß er die Gegenbemühungen des Icilius und des Numitors, welche einzig und allein im Stande wären, sich ihm mit ihren Anhängern zu widersetzen, auf keine Weise fürchte: so gesteht er doch dem Claudius, daß die List, welche er erdacht habe, so sonderbar sey, daß er sie noch vorher überlegen wolle, ehe er sie zur Ausführung brächte.

Claudius, der würdige Liebling eines solchen Herren, mißbilliget diese Langsamkeit. Bey gegenwärtigen Umständen, scheinet ihm die Eilfertigkeit unumgänglich nöthig zu seyn, und da er überzeugt ist, daß man keine Zeit zu verlieren habe, so dringt er in den Appius, auf das schleunigste seinen Entschluß zu fassen. „Entschließe „dich noch heut, spricht er, entschließe dich noch in diesem Augen„blicke. Fange an, meine Treue zu beschäftigen. Bediene dich meiner; „befiehl!"

Der Decemvir zweifelt an seinem Eifer nicht, und weil er endlich seiner Meinung nachgiebt, so will er ihm eben sein Vorhaben entdecken, als er durch die Ankunft des Icilius daran verhindert wird.

Fünfter Auftritt.

Dieser macht sich die Gelegenheit zu Nutze, um ihm seine Aufwartung zu machen, und ihm mit dem verbindlichsten und ehrfurchtsvollsten Bezeigen seine Dienste anzubieten. Allein Appius kehrt ihm den Rücken zu, und begiebt sich mit seinem Lieblinge fort, nachdem er hochmüthig zur Antwort gegeben: „Wenn ich mir auch selbst nicht „genug wäre, so sind doch schon die Schergen, auch alsdann, wenn „ich allein zu seyn scheine, so nahe um mich, daß alle Gesellschaft „für mich unnöthig ist; besonders weil ich bey ihnen, Icilius, nichts „zu fürchten habe, und versichert seyn kann, daß man mir gehorcht.“

Sechster Auftritt.

Es scheint als ob der Anblick und die hochmüthige Antwort dieses Tyrannen die Wuth des Icilius aufs neue angeflammt habe. Bey der Verzweiflung, Rom von seiner Höhe herab gestürzt, den Adel und das Volk unterdrükt, und die Hitze und den Eifer der Römer für die Freyheit fast ganz erkaltet zu sehen, erstaunt er eben so sehr über sich selbst, daß er, der so viele andre durch seinen Widerstand, sich unter das schimpfliche Joch zu biegen, übertroffen habe, nunmehr selbst so geduldig die schimpflichen Reden dieses verhaßten Ungeheuers anhören könne. „Numitor, ruft er aus, indem er sich des Raths dieses „klugen Alten erinnert, das also ist die Frucht, die man von der Zurück„haltung seines Zornes hat? Was gewinne ich, wenn mich der Grau„same beleidiget, und ich mich nicht den Augenblick räche? Soll ich „lieber warten, bis der Eigensinn des Schicksals mir die Gelegenheit „versagt, die es mir heute anbiethet? Ich schwöre bey dem allmäch„tigen Vater der Götter, welcher in unserm alten Latium verehret „wird, daß, wenn mir jemals die Zeit loszubrechen erlaubet, dieser „abscheuliche Barbar, dieser grausame Feind meiner Ruhe, zu seinem „Unglücke erfahren soll, daß noch unter den Ruinen des Vaterlandes „ein Römisches Herz zu finden sey.“

Siebender Auftritt.

Icilius läßt seine Wuth austoben, als eben Virginia, die ihn, in der Absicht ihn selbst anzufeuern, aufsucht, mit der Publicia

weinend herzukömmt. So bald sie den Icilius gewahr werden, räth Publicia ihrer jungen Gebietherin ihre Thränen zu hemmen; doch es ist umsonst. Das Herz der Virginia ist allzuempfindlich verwundet, und von der kühnen Beleidigung des Decemvirs allzuschmerzlich durchdrungen. Sie muß ihnen, wider ihren Willen freyen Lauf lassen. Ihr Geliebter sieht es, wird darüber unruhig und fragt nach der Ursache. „So lange Icilius lebt, sprich, was kann dich betrüben? „Sollte dich sein brennender Eifer, seine Liebe nicht gegen alles beruhigen? Rede doch, und verbirg mir die Ursache deines Verdrusses „nicht länger. Du hast jezt ohne Zweifel eine neue und eine empfindlichere als die ist, die ich schon weis."

Virginia läßt nicht sehr in sich dringen. Ihre Thränen haben angefangen, ihren Schmerz zu entdecken, und ihr Mund zaudert nicht, das übrige hinzu zu thun. Nachdem sie ihrem Geliebten zu verstehen gegeben, daß sie den Appius gesehen habe, und nicht länger seinen unverschähmten Reden ausgesetzt seyn wolle, so entdeckt sie ihm, ohne allem Umschweif, ihr Verlangen. Sie ist nicht mehr die zärtliche Liebhaberin, die für das Leben ihres Liebhabers und ihr eignes zittert, und den Zorn ihres theuren Icilius zu mäßigen sucht. Sie ist nunmehr ein wüthendes Weibsbild, welches nach nichts als Rache dürstet. Keine Gefahr ist fähig, sie zu erschrecken. Ihr Geliebter, so werth er ihr ist, soll alles wagen. Sie will, daß er nebst ihrem Vater, den sie alle Augenblicke erwarte, nebst dem Numitor und den zwey Rathsgliedern, auf das schleunigste die nöthigen Maaßregeln ergreife, um den Tyrannen zu stürzen, und sein Vaterland indem er sie räche, aus der schimpflichen Knechtschaft, in welcher es seufze, zu retten. „Icilius „besonders, sezt sie hinzu, darf sich an nichts weiter kehren. Was „haben wir noch zu verlieren, wenn man uns die Freyheit sogar in „den Gesetzen und in der Liebe raubet?"

So viel war nicht einmal nöthig, um den Icilius aufzumuntern, das alleräußerste zu wagen. Es tauert ihn nur, daß er nicht in dem Augenblicke alle Verschworne versammeln, und mit ihnen eilen kann, seine Hand in das Blut des grausamen Appius zu tauchen. Seitdem er weis, daß seiner geliebten Virginia selbst daran gelegen ist, sind ihm alle Augenblicke kostbar. Er will sich einen jeden derselben sogleich zu Nutze machen, um alles zu einer schleunigen Aus-

führung seines Anschlages zu veranstalten. Unterdessen räth er der Virginia, sich ohne Anstand wieder zu ihren Römerinnen zu begeben, welche sie bereits zur Feyerung des Festes der Pales suchten; er verspricht ihr zugleich, daß er sie nicht aus dem Gesichte verlieren, sondern auf ihre Sicherheit äußerst bedacht seyn wolle.

Nach diesen Versicherungen befürchtet Virginia weiter nichts. Sie ist an Geist und Herz mit dem Icilius vereint, und scheuet weder den verhaßten Namen, noch selbst die Gegenwart des Tyrannen. Die zwey Verliebten nehmen hierauf auf das zärtlichste von einander Abschied, versprechen sich eine beyderseitige Liebe, welche selbst der Tod nicht auslöschen soll, und Publicia schließt diese letzte Scene des dritten Aufzuges mit folgenden Worten: „Möchten doch die Götter an „euch beyden zeigen wollen, daß sie die Tugend beschützen und belohnen, „ob sie dieselbe gleich manchmal zu verlassen scheinen."

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Anschlag des Appius in Ansehung der Virginia ist dem Claudius kein Geheimniß mehr. Appius selbst hat ihn davon unterrichtet, und ihm die gehörigen Befehle ertheilet. Man kann es aus den Worten schließen, die er im hereintreten zu dem Claudius sagt. „Dieses, Claudius, dieses ist das letzte Hülfsmittel, welches „mir meine unumschränkte Herrschaft anbiethet, um meinen brennenden „Begierden Genüge zu thun. Du, der du die Seele des ganzen Unter„nehmens seyn mußt, mache dich fertig, alles, was ich dir gesagt habe, „zu vollziehen."

Claudius entdeckt nunmehr vollends seinen verhaßten Charakter, und zeigt wie viel ähnliches er mit dem Appius habe. „Wenn man, „spricht er, so glücklich ist, eine Creatur von dir zu seyn, so weis man „nichts zu antworten. Der Gehorsam spricht allein. Bis hierher sind „weder Laster noch Schwierigkeiten fähig gewesen, mich zurück zu halten. „Die Gewohnheit und das Vergnügen dir zu dienen, zerstreuen alle „Bedenklichkeiten."

Noch mehr wird er durch die schmeichelhaften Versprechungen aufgemuntert, welche ihm der Decemvir macht. Er will ihm zum Lohne

in allen behülflich seyn, wornach seine Begierde nur streben werde, und seine Unterstützung soll ihm in keiner Sache mangeln.

Zweyter Auftritt.

Nachdem aber Appius weg ist, so scheint es doch, als ob er beynahe unentschlossen sey, was er eigentlich thun solle. So lange er die Gefahr nur von weiten gesehen hat, so lange hat ihm seine Verblendung nicht erlaubt, sie in ihrer ganzen Größe und nach allen ihren Eigenschaften zu entdecken; jezt aber, da er sie in der Nähe betrachtet, und sich ihr eben aussetzen soll, ist es ganz etwas anders. Ihr Anblick scheint ihn zu erschrecken. Die Ungewißheit des Ausganges, die traurigen Folgen, welche dieses Unternehmen haben kann, bewegen ihn einige kluge Betrachtungen anzustellen; und ob ihn diese Betrachtungen gleich nicht anders Sinnes machen, so halten sie ihn doch einige Zeit in Ungewißheit und seine Kühnheit geht fast verlohren. Unterdessen sind sie viel zu schwach, als daß sie einen allzudauerhaften Eindruck auf ein verderbtes Herz machen sollten, und es währt nicht lange, so hat er sie gänzlich aus seiner Einbildung verjagt. Das Glück ist viel zu reizend für ihn, als daß er es nicht zu erhalten suchen solle, wenn es ihm auch noch so theuer zu stehen käme. Die allerabscheuligsten Laster sind bey ihm gerechtfertiget, wenn sie geschickt sind, glücklich zu machen. Was liegt ihm daran, daß die That die er begehen soll, ihres gleichen nicht habe? Wenn er keine Ehre dabey einlegt, so wird er doch Nutzen daraus ziehen, welches seine Eitelkeit eben so sehr schmeicheln muß. Dieses ist ihm genug, und in diesem Entschlusse begiebt er sich bey Seite, weil er Virginien nebst der Publicia und andern Römerinnen gewahr wird.

Dritter Auftritt.

Unter dem Vorwande einer kleinen Unbäßlichkeit, die ihr in der ungesunden Luft zugestossen sey, bittet Virginia die Römerinnen, es nicht übel zu nehmen, daß sie sich nach Hause begeben müsse. Die Römerinnen sind wegen ihre Gesundheit besorgt und wollen sie begleiten, worein Publicia auch williget, als plötzlich der treulose Claudius erscheint, auf Virginien los gehet, sie bey der Hand

ergreift und gebiethrisch spricht. „Du mußt mir vorher folgen, weil „es erlaubt ist, das Seine wieder zu nehmen, wo man es findet.“

Virginia erstaunt über diese Gewaltsamkeit, und ruft aus: „Was soll dieses sagen, mächtige Götter!“ Aber Claudius antwortet ihr mit Ungestüm. „Es will sagen, daß du nicht als diejenige ge„bohren bist, die du dir zu seyn einbildest; sondern du bist die Tochter „einer Sklavin, die mir zugehört, und jezt will ich mich, da es mir „der Zufall erlaubet, meines Rechts bedienen.“

Auf diese Rede nimmt das Erstaunen der Virginia noch mehr zu; und indem sie sich mit Gewalt aus den Händen ihres ungerechten Räubers losreißen will, ruft sie den Beystand der Götter an, welchen die Abscheulichkeit dieser Verleumdung bekannt sey. Publicia die, wie es ihre Pflicht erfordert, bey ihrer Gebietherin fest hält, ist über eine so gräßliche Beleidigung nicht weniger betroffen. Sie ist bey der Geburth der Virginia gegenwärtig gewesen, allein ihr Zeugniß kann hier von keinem Gewichte seyn. Uebrigens fehlt ihr auch die Stärke, es geltend zu machen. Was kann sie also thun? Nichts, als um Rache zu schreyen, und die andern Römerinnen zu ersuchen, ein gleiches zu thun, weil ihre eigne Freyheit in der Entführung der Virginia angegriffen sey. Dieses ist ihre einzige Hülfe. Eine von ihren Gefehrtinnen erhebt auch sogleich die Stimme und ruft: „Römer, wann ihr „für die Ehre einer Weibsperson empfindlich seyd, so eilet schleunig „herzu, ihr beyzustehen.“

Vierter Auftritt.

Sie findet auch sogleich einen Vertheidiger an dem Numitor, welchen seine großmüthige Gesinnung den Augenblick herbey bringt. Aber wie erstaunt dieser Römer, als er Virginien in den Händen des Claudius gewahr wird! „Was seh ich! ruft er. Virginien „beleidiget man! Wie kannst du dich Claudius einer solchen Aus„schweifung unterfangen?“

Doch Claudius läßt sich durch diese Frage nicht abschrecken, sondern bestehet auf seinem Vorgeben, und antwortet mit Uebermuth: „Weil eben dasselbe Gesetz, Numitor, welches mich berechtiget, das „Meine zu vertheidigen, mir zugleich die Macht giebt, es dem, der sich „dessen anmaaßen will, wieder zu nehmen.“

Umsonst wirft ihm Numitor seine Ungerechtigkeit vor; umsonst nimmt er Virginien bey der Hand, um sie ihm zu entreißen, und räth ihm sie fahren zu lassen; umsonst ermuntert Virginia selbst durch Reden und Thränen ihren Vetter, sie zu befreyen; der Betrieger Claudius ist unbeweglich. In der Gewißheit, daß er den Richter bey dieser Streitigkeit für sich haben werde, sagt er zu dem Numitor. „Es ist so leicht nicht, sie mir wieder zu nehmen.“ Und zu Virginien spricht er: „Und du, schmeichle dir nur nicht, das geringste durch deine „verstellten Thränen zu erlangen. Der, fährt er gegen beyde fort, „welcher uns richten muß, wird meine Gründe gewiß hören.“

Unterdessen bestehet Numitor darauf, Virginien zu haben, und Claudius, welcher durchaus nicht nachgiebt, spricht: „Brauche „keine Gewalt bey einer Sache, die durch einen Rechtsspruch muß entschieden werden. Höre nicht auf das unsinnige Geschrey eines Weibes. „Spare deine Mühe, oder = = = =“ Hier machen sie beyde eine Bewegung, der eine um Virginien zu befreyen, und der andre, um sie zu behalten, bis sie endlich den Appius, mit seinen Schergen herbey kommen sehen, da sie denn Claudius fahren läßt.

Fünfter Auftritt.

Appius thut als ob er von nichts wisse, und fragt indem er herzukömmt, mit einer angenommenen frommen Mine, woher das Geschrey, das er gehört habe, entstanden, und welches der Unheilige sey, der die Begehung eines so feyerlichen Tages beunruhige? „Sollte man „etwa vergessen haben, setzt er hinzu, daß es in Rom einen Beschützer „der Freyheit des Volks und seiner Andacht giebt? Gleich, entdeckt „mir die Ursache einer so großen Unordnung, oder mein Zorn wird = =“

Claudius fällt ihm ins Wort, und mit einer Mine, die allen Verdacht einiges Verständnisses unter ihnen vernichtet, bittet er ihn vor allen Dingen, seinen Zorn zu mäßigen. Hierauf entdeckt er ohne Schwierigkeit, daß er selbst der vornehmste Urheber dieses Lerms sey, und bemüht sich, ihm durch folgende Erzehlung die Ursache davon anzugeben. „Dieses arme Weibsbild, welches sich einbildet, die Tochter „des Virginius und der Numitoria zu seyn, hat zu ihrer Mutter „eine elende Sklavin, Namens Servilia gehabt, die ich gekauft habe, „und die mir zugehört. Ihre vorgegebene Mutter kaufte sie gleich

„nach der Geburth, und gab sie für ihre Tochter aus, um durch diese „Unterschiebung ihre Unfruchtbarkeit zu verbergen. Ich habe sie hier „angetroffen, und da ich gewiß weis, daß sie mir zugehört, und glaubte, „die Römerinnen würden meinem unleugbaren Rechte nur schwach wider„stehen können, so wollte ich mir sie wieder zueignen. Numitor, der „auf das Geschrey herbey kam, setzte sich ohne Grund darwider. Und „mittlerweile kamst du dazu, da ich dann sogleich aus Ehrfurcht von „meinem Unternehmen abstand.“

Der Decemvir scheinet sich wieder zu besänftigen, und will von dem Numitor wissen, was er hierauf zu antworten habe. Numitor versichert, daß dieses die schändlichste Betriegerey sey, die jemals ein Mensch erfunden habe. Ganz Rom ist für ihn, und Publicia insbesondre, welche allezeit Numitorien die Virginia an ihrer Brust habe säugen sehen. „Was kannst du für dich anführen, Nichtswür„diger? sagt er zu dem Claudius. Was kannst du einem so klaren „Zeugnisse entgegen setzen?“

Der Betrieger Claudius ist nichts weniger als betroffen. Er verwirft Publicien als verdächtig; und wenn ihm Numitor nicht den Augenblick Virginien wiedergeben wolle, so erbiethe er sich, sogleich glaubwürdige Zeugen, die aller Partheylichkeit unfähig wären, darzustellen.

Doch Appius will dieser Erleuterung ausweichen. Die Angelegenheit ist allzuwichtig, und die Untersuchung würde allzulang seyn. Weder Zeit noch Ort sind dazu bequem. Es sind auf dem Markte eine Menge Personen in Bewegung, und er muß sich durchaus nicht von dem vornehmsten Gegenstande seiner Aufmerksamkeit abziehen lassen. Alle Sorgfalt der Obrigkeit muß dem andächtigen Eyfer des Volks gewidmet seyn. Und dieses ist für den Decemvir der scheinbare Vorwand, warum er sich jezt die Zeugen zu hören, weigert. Alles was er thun kann, ist, daß er die Entscheidung dieses Handels auf den Nachmittag verschiebt. Die Hitze des Volks wird ohne Zweifel ein wenig nachgelassen haben, und der Zulauf desselben wird nicht so beträchtlich seyn. Durch diesen Aufschub werden beyde Theile Zeit haben, sich zur Führung ihrer Beweise vorzubereiten. Sie können alsdenn vor dem Tribunale des Decemvirs erscheinen, und daselbst ihre Rechte vortragen und vertheidigen, und bey der höchsten Macht, welche Rom

verehret, Gerechtigkeit suchen. Unterdessen aber, behauptet Appius, müsse man sich der Virginia versichern. Er kann nicht umhin, für denjenigen eingenommen zu seyn, welcher sich seinen Sklaven wieder zueignen will. Das Recht scheint ihm einigermaaßen durch die That selbst gerechtfertiget zu seyn, und er hat auch sonst noch für sich einige geheime Bewegungsgründe, welche ihn so zu denken nöthigen. Was kann er also bey diesen Umständen thun? Er muß vorläufig befehlen, daß diese Unglückliche (das sind seine eigne Worte) in die Hände des Claudius, oder einer andern sichern Person, die dieser Römer erwählen würde, geliefert werde.

Numitor bezeigt dem Decemvir sein Erstaunen, daß er ihn wider alle Gerechtigkeit einem Betrieger, einem Nichtswürdigen, auf ein blosses Vorgeben, das nicht die geringste Wahrscheinlichkeit habe, den Besitz desjenigen, was er verlangt, zusprechen höre, ohne sich an so viel rechtschafne Personen, welche wider ihn zeugen, zu kehren. Ist es erlaubt, die Ehre eines angesehenen Bürgers so zu erniedrigen? Will man ihm das Seinige, ohne ihn zu hören, rauben? Soll dieses der Lohn für die ausnehmenden Dienste seyn, die er dem Vaterlande leistet? Wird man ihm nicht erlauben, da er Rom so nahe ist, seine eigene Sache zu vertheidigen? Kann man sich weigern, einen Termin, zu seiner Verhörung anzusetzen? Wird man ihn zu Rom so verächtlich mißhandeln, jezt da er eben das seine dazu beyträgt, die siegenden Adler dem Feinde fürchterlich zu machen? Sollte sich Appius zu solchen Ausschweifungen verleiten lassen? Numitor thut, als ob er sich dieses nicht überreden könne, und beschwört daher den Decemvir, sein gesprochnes Urtheil zu wiederrufen.

Appius gesteht, daß Virginius in Ansehung seiner und seiner Vorfahren viel Achtung verdiene; allein dieses sey nicht Grundes genug, den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten. Je nützlicher dieser Römer dem Vaterlande sey, destoweniger schicke es sich, ihn zurück zu rufen. Wäre es wohl gerecht, ihn, der der allgemeinen Mutter diene, für die man alles aufopfern müße, wegen eines zweifelhaften Handels zurück kommen zu lassen, besonders da es so viele Rechtsgelehrte giebt, welche ihn untersuchen, und aufs reine bringen können? Wenn Claudius die Ausführung seines Rechts bis zu Ende des Krieges versparen wolle, so sey es der Decemvir ganz wohl zufrieden. Außerdem aber, könne

er sich, aller seiner Gewalt ungeachtet, nicht entbrechen, ihm, sobald er es verlange, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Claudius nimmt sich wohl in Acht, einen solchen Vorschlag anzunehmen. Er setzt sich feyerlich darwieder, daß man den Virginius erwarten wolle. „Die Anhänger dieses Gegners, sagt er, könnten viel„leicht vermögend seyn, alsdann mit Gewalt das Urtheil zu verhin„dern, welches sein ungegründetes Recht nicht aufhalten kann.“

Dieser abschläglichen Antwort ungeachtet, beharrt Numitor darauf; er stützt sich auf die Feyerlichkeit des Tages, und auf die notorische und empfindliche Beschimpfung, die den Virginius in Gegenwart einer solchen Menge Menschen treffen würde, und sucht durch diese Vorstellungen den Claudius zu bewegen. Doch Appius, dem daran gelegen ist, das, was er gethan hat, zu behaupten, antwortet, es sey seine eigentlichste Pflicht, die Streitigkeiten, welche unter dem Volke entstehen, beyzulegen; auch die allerheiligste Beschäftigung müsse ihn nicht davon abhalten, und der Schimpf, wenn anders einiger damit verknüpft sey, könne demjenigen nicht zugerechnet werden, der aus Unwissenheit in der Sache nicht eher habe verfahren können.

Da Numitor sieht, daß alles, was er vorbringt oder einwirft, nichts nützen will, so verlangt er, daß man wenigstens ihm die Virginia aufzuheben geben solle, weil er ihr nächster Anverwandter sey, und selbst durch die Gesetze, welche Appius auf die zwölf Tafeln habe graben lassen, dazu berechtiget werde. Doch eitle Zuflucht! Appius, der die Gesetze gemacht hat, weis sie auch nach seinem Willen auszulegen. Ihr Wille ist, nach seiner Meinung gar nicht, einem Vetter dasjenige zu vergönnen, was man einem Vater, wenn er es als Vater begehrte, ohne Grausamkeit nicht versagen könnte. Die Umstände sind hier ganz anders. Der Decemvir verlangt also, daß man seinem Befehle ohne Aufschub nachkommen solle, weil er jezt unumgänglich Angelegenheiten des Staats besorgen müße, und also nicht länger überlästige Reden anhören könne, die zu nichts taugten.

Sein unwürdiger Liebling scheint darüber vergnügt; Virginia aber, welche bis hieher ein finstres Stillschweigen beobachtet hatte, glaubt nunmehr, es brechen zu müssen. Sie will die List dieses schändlichen Urtheils entdecken, und der ganzen Welt offenbaren, warum die Bosheit ein so gräßliches Verfahren wider sie beginne. Sie ist auf das

äusserste gebracht, und hat sich für nichts mehr zu scheuen. Die Menschen hören sie ohne Erbarmung an, sie muß also die Götter zu ihrem Beystande anrufen, ehe Appius sie ohne Vertheidigung finde, und seine schändliche Begierden zu stillen, vermögend sey. „So mache ich „dann kund, sagt sie zu dem Decemvir mit erhabner Stimme, daß die „viehische und strafbare Leidenschaft die einzige Ursache ist — —“ Hier fällt ihr Appius ins Wort und sagt: „mach ein Ende, nichtswürdige „Sklavin.“ Und hierauf befiehlt er dem Claudius die Kühnheit dieses Weibsbildes zurück zu halten, und seinen Schergen, an die Vollstreckung seines Befehls Hand anzulegen.

Der Liebling ergreift Virginien sogleich bey der Hand, und diese unglückliche Römerin, deren Klagen nichts verhindern kann, bemüht sich, sich mit Gewalt loszureissen, und ruft aufs neue: „Römer! „Icilius!“

Hierdurch scheint sie den Zorn des Claudius erregt zu haben, welcher ihr den Mund zuhalten will, und ihr zu schweigen befiehlt, oder zu fürchten, daß er sie mit Gewalt dazu nöthigen werde.

Diese Härte bringt endlich den Numitor auf; er ermahnt den Claudius die Ehre der Virginia auf solche Art nicht zu beleidigen, sondern er und sein Herr möchten sich so lange mäßigen, bis man sie angehöret habe; doch Virginia läßt ihn nicht weiter reden. Sie ist in ihrer Verwirrung allzu aufgebracht, und glaubt fest, daß sie in ihrem geliebten Icilius einen hitzigern und standhaftern Vertheidiger finden werde, und fährt daher fort, zu rufen: „Komm! fordre deine Gattin „wieder! Wo bist du? Warum hörst du mein Geschrey nicht?“

Sechster Auftritt.

Sie wird in ihrer Erwartung nicht betrogen. Icilius hört sie, antwortet ihr, erscheint den Augenblick, reißt sie mit Gewalt aus den Händen des Claudius, und spricht zu diesem Treulosen: „Weg, „Barbar! Du mußt keine Hand entheiligen, die mir selbst nicht er„laubt ist, zu berühren! Dein scheußliches Unternehmen ist gar bald, „von Mund zu Mund, bis zu meinen Ohren gelangt. Das Volk „breitet es bereits als das abscheulichste deiner Verbrechen aus, und „die Neugierde hält noch diejenigen auf dem Markte zurück, die du „hier und da zerstreut siehst. Deine Forderung scheint ihnen so son-

„derbar, daß sie dir sie kaum zutrauen. Sie warten voll Schahm „und Wuth, daß man sie ihnen bekräftige. Du allein bist bey deiner „frechen Unternehmung blind, und bestehst darauf, eine Person zu „mißhandeln, die dir nichts als Ehrerbiethung einflössen sollte. Umsonst, „Tollkühner, schmeichelst du dir, sie zu erhalten. Wie hast du dir ein- „bilden können, daß sie dir jemand zusprechen werde, so lange Ici- „lius noch lebt?"

Durch diese Frage fühlt sich der Decemvir beleidiget, und er- greift sogleich das Wort, und sagt: „Wenn Rom einen obersten Richter „erkennt, kann die Gerechtigkeit wohl noch durch die Furcht aufgehalten „werden? Dieses zu versuchen, kömmst du zu spät, Icilius. Deine „Drohungen werden mich nicht bewegen, dasjenige zu wiederrufen, was „ich einmal gesprochen habe."

Doch diese hochmüthige Antwort ist auch eben so wenig vermö- gend, den muthigen Icilius abzuschrecken. Er ist ganz anders als Numitor, und erklärt dem Decemvir, daß er sich nicht werde be- gnügen lassen, sich seinem ungerechten Urtheile durch blosse Worte zu widersetzen. Er hat noch in seinem Arme Stärke genung, die grau- same Wuth des Appius und seiner Anhänger zurück zu halten. So lange er lebet, wird er es zu verwehren wissen, daß ihm Claudius seine Gattin entreisse, und sie zu einer Beute der viehischen Lust des Decemvirs mache. War es für den grausamen Appius nicht genug, daß er die Consuls und Tribune, welche eine sichre Zuflucht für den Adel und für das Volk waren, aufhob? Hätte er sich nicht damit sollen begnügen lassen, daß er den Römern die stärkste Stütze ihrer Freyheit geraubet, indem er dem Volke, durch seine Treulosigkeit, die Berufung auf die allgemeinen Versammlungen benommen? Will er noch durch eine andre abscheuliche List die Ehre der keuschen Röme- rinnen kränken, und sie zu seinen Ausschweifungen mißbrauchen? Mag er doch mit allem, was er als Reichthum ansieht, den Durst, der ihn verzehret, löschen. Mag er ihn doch, wenn dieses nicht genug ist, in dem reinen und edeln Blute der Römer kühlen: nur verehre er we- nigstens ihre Gattinnen, und suche sie nicht zu Opfern seiner wüthenden Wollust zu machen. Es schickt sich für römische Seelen nicht, sich bis zur Erduldung einer solchen Entehrung herabzulassen. Als Erben der Keuschheit ihrer Vorfahren, bewahren sie in dieser Tugend das

Andenken ihrer ersten Stifter. Appius, wenn er es darauf ankommt läßt, soll erfahren, daß es noch Männer giebt, welche dem Beyspiele des Brutus zu folgen, fähig sind. Er soll wissen, daß obgleich die Furcht die Bewegungen, die unter dem Volke entstehen, unterdrückt, er dennoch deswegen nichts mehr gesichert ist. Der, der den Brutus in der Liebe nachahmet, wird es ihm auch an Entschlossenheit und Muthe gleich thun. Wie? Icilius sollte von der Hand des nichtswürdigen Unterhändlers der unreinen Lüste des Decemvirs, die anbetenswürdige Schönheit empfangen, die ihm von ihrem Vater selbst versprochen ist. Nein, nein. Appius schmeichle sich dessen nur nicht. Er lege diesen Wahn ab, und lasse sich von seiner Leidenschaft nicht verblenden. Die Römer, welche den Icilius begleiten, und mit einem scharfen Blick alles, was vorgehet, bemerken, werden sein unbilliges Urtheil niemals unterschreiben. Die Soldaten kennen gleichfalls die Tapferkeit und Verdienste des Virginius allzugut, als daß sie bey dergleichen Gelegenheit einem so großen Manne entstehen sollten. Wenn sich aber auch niemand dieser Ungerechtigkeit widersetzen, noch sich der Ehre des Schwiegervaters und des Eidamms annehmen sollte, so sind die zwey Verliebten allein vermögend genug, die sträflichen Anschläge des Decemvirs fehl schlagen zu lassen.

Durch die Entschlossenheit, mit welcher Icilius dieses spricht, wird einer von den Römern aus seinem Gefolge dreuste gemacht, und erklärt öffentlich, daß er bey einem so gerechten Unternehmen auf den Beystand aller seiner Mitbürger, so bald er ihn nöthig haben werde, Rechnung machen könne.

Alle diese Reden werden von dem Appius frech und unverschähmt gescholten; gleichwohl aber machen sie einigen Eindruck bey ihm. Er thut, als ob er sie nicht so wohl für eine Folge der Liebe des Icilius gegen Virginien, sondern für eine Wirkung des boshaften Neides dieses Römers hielte, welcher gerne einen Aufstand unter dem Volke anspinnen, und vermittelst desselben das Ansehen des Tribunats, nach dem er strebe, wieder herstellen möchte. Unter dem Vorwande also, daß er mehr Klugheit als Rache zeigen wolle, um seine Aufführung zu rechtfertigen und dem Icilius alle Gelegenheit zu einem Aufruhre zu benehmen, ist er es zufrieden, daß Virginia ihre Freyheit so lange wieder erhalte, bis der Handel vor seinem Richterstuhle

geschlichtet sey. „Ich befehle, spricht er, daß diese Unglückliche, deren „Namen ich noch nicht einmal weis, frey bleibe, und ich hoffe, daß „*Claudius*, aus Liebe zur Ruhe des Vaterlandes, darein willigen „werde.“

Claudius findet keine Ursache sich darwider zu setzen. Die vorgegebene Gerechtigkeit, die er begehrt, ist bloß aufgeschoben. Alles was er verlangt, ist dieses, daß *Icilius Virginien* nicht ohne Gewehrleistung überkomme. Ein Römer von dem Gefolge des *Icilius* erbiethet sich, mit allen seinen Gefehrten dafür zu stehen; doch *Icilius*, welcher ihre Dienste auf eine wichtigere Gelegenheit versparen will, wenn sich dergleichen zeigen sollte, dankt ihnen, und schlägt sich mit den Anverwandten der *Virginia* selbst als hinlänglich sichere Gewehrleister vor, die *Appius* in Ansehung ihrer Personen, und des Ranges, den sie bekleiden, nicht ausschlagen könne.

Der Decemvir, welcher genöthiget ist, sich in die Zeit zu schicken, macht auch nicht die geringste Schwierigkeit sie anzunehmen, und wendet dieses zur Ursache vor, daß er dadurch seine Redlichkeit rechtfertigen, und seine größere Neigung zur Gnade als Strenge, an den Tag legen wolle, ob er gleich, dem Rechte nach, befugt sey, sie nicht anzunehmen, wenn er nicht wolle, wie er den *Numitor* davon überzeugt zu haben, sich schmeichle.

Siebender Auftritt.

Nachdem sich *Appius* und sein Liebling hierauf wegbegeben haben, so drückt *Virginia* ihrem Befreyer alle ihre Dankbarkeit aus. Sie ist ihm ihre Ehre und ihre Freyheit schuldig; zwey Schätze, die sie für kostbarer hält, als ihr Leben. Sie wollte daher fast, daß sie ihn noch nicht zu ihrem Gemahl erwählt hätte, damit sie ihm so große Wohlthaten durch das Geschenk ihres Herzens bezahlen könne. Alles was sie thun kann, ist, ihm auf ewig diese Freyheit, die sie von ihm habe, zu weihen, wenn er sie, als ein Gut, das ihm ohnedem zugehöret, annehmen will.

Diese Belohnung ist allzuschmeichelhaft, als daß sie *Icilius* nicht mit dem größten Eifer annehmen sollte. Je reizender sie ihm aber vorkömmt, desto mehr betauert er es, daß er nicht alle seine Anhänger bey sich habe, um *Virginien* von aller Unruhe durch die

gänzliche Stürzung ihres Feindes befreyen zu können; allein er hat derselben nur eine Handvoll aufraffen können, und auch die zwey Rathsglieder mangeln ihm, weil sie entweder, was ihm begegnet sey, nicht erfahren haben, oder, wie er vermuthet, so schleunig ihm nicht zu Hülfe haben kommen können. In Ansehung seiner wenigen Kräfte hat er sich also noch Glück zu wünschen, daß er dem ungerechten Appius nur so viel Furcht eingejagt, daß er nicht nach aller Härte seiner Gewaltsamkeit verfahren.

Virginia giebt dem Icilius zu verstehen, daß sie, was den Valerius und Horatius anbelange, ganz anders denke; sie verspart es aber bis auf eine andre Zeit, sich deutlicher zu erklären, weil jezt keine vortheilhafte Gelegenheit dazu ist, und sie übrigens beyde herzu kommen sieht.

Achter Auftritt.

Valerius und Horatius rennen eiligst herbey, und versichern den Icilius, daß sie, so bald sie das, was vorgegangen sey, erfahren hätten, auf das ungesäumteste zu ihm geeilet wären, sogar, daß sie sich nicht einmal Zeit genommen, ihre Leute davon zu unterrichten.

Icilius antwortet ihnen, daß die Eilfertigkeit sehr wichtig hätte seyn können, wenn der kühne Appius auf seiner gräßlichen Treulosigkeit bestanden wäre; daß er aber auf ihre Tapferkeit Rechnung mache, im Fall diesen Nachmittag die ungerechten Forderungen des Claudius, über welche der Decemvir alsdann sprechen werde, über das Recht siegen sollten.

Ob ihm nun schon die zwey Rathsglieder ihr Wort geben, daß sie ihm mit allen ihren Leuten beystehen wollen, so scheint doch Virginia, welche noch immer mißtrauisch ist, ihnen nicht viel Glauben beyzumessen. Sie bemüht sich daher, durch Vorstellungen, wie sie nur immer, ihren Ehrgeiz rege zu machen, fähig seyn können, sich der Wirkungen dieses Versprechens zu versichern, und dringet ihnen eine neue Bekräftigung ab, daß sie sie nicht verlassen wollen.

Nach so oft wiederhohlten Angelobungen, glaubt Icilius, daß er nichts mehr zu fürchten habe, und legt alles Mißtrauen bey Seite. Endlich ist Numitor der Meinung, daß man zusehen müsse, ob Virginius, welchen man erwarte, angekommen ist, um mit ihm zu über-

legen, was nunmehr zu thun sey. Es gehet also ein jeder ab, ausgenommen Valerius und Horatius.

Neunter Auftritt.

Diese zwey sind erfreut, daß sie alle Gemüther zur Rache geneigt sehen, und die Geschicklichkeit gehabt haben, dem Icilius ihre wahre Triebfeder zu verbergen. Sie argwohnen zwar, daß Virginius und Numitor viel zu scharfsichtig sind, als daß sie sich hinters Licht sollten führen lassen. Aber was verschlägt es ihnen, wenn einem jeden für sich daran gelegen ist, die Sache zu treiben, und ein jeder seinen besondern Vortheil in der Verschwörung findet. Sie beschliessen also, ehe sie abgehen, daß sie fortfahren wollen, die Hofnung dieser zwey Alten zu unterstützen, ihren Zorn in Gluth zu erhalten, und alles zu einem glücklichern Ausgange vorzubereiten. „Das hiesse nicht siegen, „sagt Horatius, wenn Virginia frey und Rom in Knechtschaft „bliebe."

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Nachdem Virginius aus dem Lager angelangt, begiebt er sich auf den Markt, in Begleitung des Icilius, des Numitors, der Virginia, der Publicia und eines Trupps von Römern und Römerinnen. Hier nun beklagt er sich gleich Anfangs, seine Ehre den viehischen Lüsten des Appius, und der Betriegerey des Claudius zum Raube ausgesetzt zu sehen. Da ihm die Götter Numitorien genommen, so hätten sie ihm wenigstens Virginien gelassen, um ihm in seinem Alter zum Troste zu dienen; aber nun muß diese unschuldige Schöne die Leidenschaft eines ehrlosen Wollüstlings erwecken, und dadurch ihrem Vaterlande zu einem Gegenstande des Aergernisses werden. Was für Kränkung ist dieses nicht für ihn! Wenn er nur noch einige Hofnung, einige Zuflucht vor sich sähe! Aber so fehlt ihm alles. So viel Eifer Valerius und Horatius zu haben, sich auch stellen, so glaubt er doch nicht, daß er grosse Rechnung auf sie machen dürfe. Hat man ihm nicht gesagt, daß sie sich nicht eher gezeigt hätten, als bis Icilius Virginien schon wieder frey ge-

macht, und daß sie noch darzu ganz allein gewesen? Hätten sie eine vorsichtigere Aufführung beobachten können? Virginius kennt ihre Maximen. Sie mögen sagen oder thun, was sie wollen, so weis er doch, daß sein Nutzen dasjenige gar nicht ist, was sie zur Absicht haben. Ihre verschlagne Staatsklugheit hat sie die Ausführung hochmüthiger Anschläge, die sie gemacht haben, bis jezt versparen lassen. Diese zu Stande zu bringen, ist das einzige, worauf sie sinnen; sie suchen nichts als die Gemüther zu erbittern, und alsdann sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen. Sobald die Sachen so beschaffen seyn werden, daß sie nichts mehr zu fürchten haben, werden sie sich aller Heftigkeit ihrer herrschsüchtigen Wuth überlassen. Was wird die Frucht des glücklichen Ausganges ihrer Unternehmungen seyn? Die Wiederherstellung der Consuls. Sie werden die Namen der Obrigkeit ändern, in der That aber wird die Unterdrückung immer eben dieselbe bleiben. Auf das Volk darf man auch keine Rechnung machen, weil ein Nichts es in Bewegung setzt, und ein Nichts es auch beruhiget. Wenn es einmal aufgebracht ist, so wird es sich der Gefahr mit Ungestüm aussetzen, so lange es sich nehmlich einbildet, daß man ihm nur wenig wiederstehe, oder gar vor ihm fliehe; merkt es aber, daß man sich nicht vor ihm scheuet, so wird es gar bald seiner natürlichen Furchtsamkeit nachgeben. Man muß sich übrigens nicht einbilden, daß Appius noch einmal sein tyrannisches Ansehen brauchen werde, ohne vorhero alle nöthige Maaßregeln genommen zu haben. Die ungerechten Urthelssprüche seiner Leidenschaft vollziehen zu lassen, wird er ohne Zweifel die Truppen zu Hülfe nehmen, deren eine grosse Anzahl in dem Capitolio ist. Er läßt gemeiniglich nichts auf den Zufall ankommen. Er thut alles mit Vorsichtigkeit. Hat man nicht einen Beweis von seiner List an dem Befehle, welchen er an den Cornelius stellte, daß er den Virginius nach Rom zu kommen verhindern solle? Dieser Befehl kam zu eben der Zeit im Lager an, als Virginius von dem Numitor Bericht erhielt; und es war bereits alles so wohl veranstaltet, daß er schwerlich würde haben durchkommen können, wenn er nicht die allerunbekanntesten Schleifwege genommen hätte. Kurz, alles bringt ihm das größte Mißtrauen gegen den Decemvir bey. Virginius sieht nichts, was seine Verwirrung und seine Unruhe nicht vermehre. Je mehr er nachdenkt, desto bestürzter wird er. Er fürchtet zwar nicht, daß es ihm

an Muthe, allem zu widerstehen, fehlen werde; aber Virginiens Zustand zerreißt ihm das Herz. Gesetzt auch, daß die gute Sache siege, so wird es doch gewiß nicht anders, als durch die Gewalt der Waffen geschehen können, und seine geliebte Tochter wird allzeit Gefahr laufen, entweder die Ehre oder das Leben zu verlieren. „So habt ihr mich, „mächtige Götter, ruft er aus, keiner andern Ursache wegen so vielen „Gefahren, in welchen ich mich befunden habe, entrissen, als um mich „heut solchen Widerwärtigkeiten Preis zu geben? Habt ihr nur des= „wegen die Dauer meines hohen Alters verlängert? Habt ihr nur „deswegen — — —"

Hier unterbricht Virginia ihren Vater, und will seinen Schmerz zu lindern, versuchen. Sie bemüht sich, ihm die Hofnung einzuflößen, daß das Glücke vielleicht Mitleiden mit ihr haben, oder auch nach seiner eignen Unbeständigkeit, sich für sie erklären werde. Allenfalls aber, versichert sie, lieber das edle Blut, welches in ihren Adern rinne, zu vergiessen, als entehren zu lassen. Dieser heldenmüthige Entschluß thut dem Alten Genüge, welcher, so lange seine Tochter darinne beharren werde, kein widriges Schicksal fürchten zu dürfen versichert.

Numitor will ihn des Valerius und Horatius wegen beruhigen. Ob er schon selbst in ihre Treue ein Mißtrauen setzt, so behauptet er doch, daß sie bey gegenwärtiger Gelegenheit, ihren Beystand nimmermehr versagen können. Es scheint ihnen zu viel daran gelegen zu seyn, daß Appius über den Widerstand des Virginius und des Volkes, auf welchen sie alle ihre Hofnung gründen, nicht siege.

Icilius geht noch weiter. Wenn auch alle beyde, Valerius und Horatius ausbleiben sollten, so versichert er doch, daß Virginius Numitor und er, unter dem Beystande der jungen Mannschaft, welche ihn begleite, und deren Tapferkeit schon bekannt sey, über die Gewalt und den Stolz des Decemvirs lachen könnten. Unterdessen ist er aber noch immer für diese zwey Patricier eingenommen, und ist nicht damit zufrieden, daß man sie durch einen schimpflichen Verdacht beleidige. Sie sind nur noch vor einem Augenblicke bey ihm gewesen, und haben ihm die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Freundschaft erneuret. Dieses ist, nach seiner Meinung genug, blindlings auf sie und ihre Anhänger, welche zahlreich, tapfer und entschlossen sind, zu trauen.

Auf diese Rede versichert Virginius, daß es gar nicht sein Wille sey, diese zwey Rathsglieder zu verschreyen. Sein hohes Alter und seine lange Erfahrung haben ihn gelehrt, daß sie es nicht für schimpflich halten, ihren eignen Nutzen dem zufälligen Vortheile ihrer Freunde vorzuziehen. Er zweifelt auch eben so wenig an der Tapferkeit und Entschlossenheit der Anhänger des Icilius; er befürchtet nur, daß nicht alle, die sich einlassen möchten, eben dieselbe Tapferkeit zeigen, und daß sie nicht sowohl Vertheidiger abgeben, als bloß die Zahl vermehren werden. Wollte sich wohl Icilius unterfangen, ihm diesen Argwohn zu benehmen? Oder wollte er ihm wohl beweisen, daß dieses weder natürlich, noch glaublich, noch wahrscheinlich wäre? Uebrigens lassen den Virginius sein Alter, seine Gemüthsart, seine väterliche Liebe nichts glückliches voraussehen. Er setzt alle seine Hofnung auf die jungen Römer, welche ihm Icilius so sehr rühmet. Ihnen kömmt es zu, die Vertheidigung eines unglücklichen und betrübten Alten über sich zu nehmen. Ihnen kömmt es zu, Virginien, diese traurige Schöne von einem Schicksale zu befreyen, von welchem die Freyheit der keuschen Römerinnen abhängt. Alles, was Virginius von ihnen verlangt, um die Frucht eines so wichtigen Unternehmens nicht zu verlieren, ist dieses, daß sie alle ihre Thaten nach dem Plane, den er ihnen durch sein Beyspiel zeigen werde, einrichten möchten. Er will auch, daß Icilius die Klugheit allem vorziehe, und so lange an sich halte, bis er den Dolch in seiner Hand sehen werde.

Ob nun gleich so viel Mäßigung gar nicht nach dem Geschmacke des Icilius ist, so bequemt er sich doch, aus Achtung und Ehrfurcht gegen den alten Virginius, nach dessen Willen. Die Römer folgen seinem Beyspiel, und nachdem Virginius verlangt, daß sie sich durch einen Eid anheischig machen sollen, so willigen Icilius und die übrigen darein. Endlich muß ihm auch Virginia versprechen, ihre Thränen und ihr Geschrey nach seinem Befehle einzurichten.

Zweyter Auftritt.

In dem Augenblicke kömmt der Decemvir in Begleitung des Claudius, und unter Bedeckung der Schergen und Soldaten dazu, welche sich um den Richterstuhl, auf den er sich setzt, stellen. Er thut

gleich Anfangs, als ob er von allen Bemühungen, die man, das Volk aufzubringen, angewendet habe, hinlänglich unterrichtet sey, und drohet daher alle seine Gewalt und Entschlossenheit anzuwenden, diejenigen zurück zu halten und zu bestrafen, welche kühn genug seyn würden, die öffentliche Ruhe zu stören, und die Gerechtigkeit zu verhindern, welche in dem Staate die Grundfeste der Freyheit sey. Er wirft hierauf dem Virginius vor, daß er aus dem Lager entlaufen und nach Rom ohne Urlaub, seinem Eide zuwider, gekommen sey. Er setzt voraus, daß er von dem Cornelius Nachricht davon müsse bekommen haben, und will, daß eine weit wichtigere Sache darunter verborgen sey, als der Handel mit Virginien. Damit er unterdessen zeige, wie wenig er sich deswegen beunruhige, so befiehlt er dem Claudius, sogleich seine Forderung vorzutragen, und dem Virginius, seine Sache zu vertheidigen.

Claudius gehorcht ohne Anstand; und behauptet zu Unterstützung seines Vorgebens, daß Numitoria unfruchtbar gewesen sey, und erbiethet sich, seine Sklavin Servilia und verschiedne andre Personen abhören zu lassen, welche an dem Verkaufe und an der Unterschiebung Theil gehabt hätten.

Virginius hebt damit an, daß er seine Zurückkunft nach Rom vertheidiget. „Auf die Nachricht, sagt er zu dem Decemvir, die man „mir von dem, was Virginien zugestossen, ertheilte, und von deren „Wahrheit ich jezt durch die Gefahr, welcher sie deine Leidenschaft aus„setzet, nur allzuwohl überzeugt werde, habe ich das Lager verlassen, „um zu ihrem Beystande herzuzueilen. Was die Erlaubniß des Cor„nelius anbelangt, von welcher du vorgiebst, daß sie unumgänglich „nothwendig gewesen sey, wenn man mich nicht als einen treulosen „Ueberläufer betrachten solle, so glaube ich, daß ich sie deswegen ganz „wohl habe entbehren können, weil man noch zweifelt, ob das An„sehen dieser obrigkeitlichen Person rechtmäßig ist. Vorausgesetzt also, „daß mich bloß meine Ehre, und nicht das, was du etwa erdenken „willst, nach Rom gebracht habe; so laß uns nunmehr zu der Sache „selbst kommen, welche dieser Rechtshandel betrift."

Er wendet sich hierauf gegen den Claudius und bestreitet dessen Vorgeben bis auf den ersten Grund. „Weit gefehlt, fährt er fort, „daß Numitoria unfruchtbar gewesen ist; ich habe vielmehr von ihr

„eine zahlreiche Nachkommenschaft erhalten, die mir aber, bis auf die „schöne Virginia, das genaueste Ebenbild aller meiner übrigen Kinder, „der Tod entrissen hat. Dieses werden verschiedne von denen, die „mich jezt hören, bezeugen können. Doch wenn auch niemand etwas „davon wüßte, ist es wohl wahrscheinlich, daß sie ihrer Unfruchtbar„keit durch die Tochter einer Sklavin würde haben aushelfen wollen? „Sollte sie sich nicht viel eher an eine Freygebohrne gewendet, und „von dieser etwa einen Sohn zu erhalten gesucht haben, welcher den „Glanz seiner ehrlichen Herkunft nicht verleugnet hätte? Und wenn „auch noch dieses einigen Zweifel litte, und die Lügen dieses nichts„würdigen Betriegers noch nicht deutlich genug an den Tag legte; „kann man wohl glauben, daß dieser Elende es so lange sollte haben „anstehen lassen, ein Gut, das ihm zugehöre, wieder zurück zu fordern? „Ist es wohl zu glauben, daß er so lange werde gewartet haben, „bis die ganz besondere und vollkommene Schönheit der Virginia, „welche von dem Neide selbst gepriesen wird, ein Gegenstand seiner „Unverschämtheit, welche das Eigenthum aller Lasterhaften ist, geworden „wäre? Beweiset diese Aufführung nicht, daß in Ermangelung eines „gegründeten Rechts, die Ursache, die ihm seine böse Gemüthsart dar„gebothen, falsch und erdichtet sey?“

Ein jeder andrer, als Appius, würde vielleicht nicht wissen, was er auf so triftige Vertheidigungen antworten solle; ihm aber, der in allen Ränken so geübt ist, fehlt es an Ausflucht gar nicht. Er ist es selbst, der für den Claudius antworten will. Er ist, seines Gewissens wegen dazu verbunden. Jedermann weis, wie ergeben ihm Claudius sey, und kann sich also leicht einbilden, daß er bey aller vorfallenden Noth seine Zuflucht zu seinem Beschützer werde genommen haben. Er nimmt also daher den Vorwand zu versichern, daß ihn Claudius schon vor vielen Jahren inständigst gebeten habe, ihn zu dem Eigenthume derjenigen wieder zu verhelfen, welche Virginius für seine Tochter halte. Er betheuert es, daß dieser Römer beständig wegen seines Rechts bey einerley Gründen geblieben sey, und sich allezeit auf eben dieselben Zeugen beruffen habe, auf die er sich heut beruffe. „Die öffentlichen Angelegenheiten, sezt er hinzu, und die vorgefallenen „Veränderungen der Regierung, sind wegen der vielen Beschäftigungen, „die ich dabey gehabt, die Ursache dieses langen Aufschubes. Nun

„aber, da Claudius auf seiner Forderung besteht, kann ich mich „nicht weigern, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.“

„Wie? ruft Virginius. Ist es möglich, Appius, daß dich „deine Blindheit, der offenbaren Wahrheit ungeachtet, ein solches Ur„theil fällen läßt? Bemerkst du denn nicht, daß sich dieser Betrieger „auf Zeugen beruft, und doch keine vorstellt? Willst du das Volk aufs „neue zu schreyen bewegen? Willst du seine Ruhe nochmals auf das „Spiel setzen? Verdienen die Töchter der Römer, daß du ihnen ohne „Untersuchung, mit so vieler Härte und Verachtung begegnest? Nimm „dich in Acht, daß ein solches Verfahren = = “

Diese Rede beleidiget den Appius zu sehr, als daß er sie nicht unterbrechen sollte. Er steht zornig auf und spricht: „Meine Wuth „wird aufgebracht, da ich die Vollziehung meines Urtheils durch deine „boshaften Ausflüchte so lange verzögern sehe. Du willst ohne Zweifel „die Anhänger des Icilius dadurch Zeit gewinnen lassen, sich zu „versammeln; doch meine Wache soll mir bald Gehorsam verschaffen. „Gleich, Schergen und Soldaten, macht, daß dem Eigenthümer seine „Sklavin wieder zugestellt werde.“

Diese setzen sich hierauf sogleich in Bewegung; doch Virginius hält sie zurück, indem er vorstellt, daß die Gewalt gegen ein Weibsbild, welche nichts als ihre Thränen entgegen stellen könne, ganz unnöthig seyn würde. Es scheint ihm übrigens, daß Claudius, ohne etwas zu befürchten, warten, und Appius einige Vorschläge, die er thun wolle, anhören könne, weil sie doch die Macht in Händen hätten. Dieser unglückliche Vater will noch einen neuen Versuch wagen, Virginien zu retten. Es ist ihm nicht möglich die natürliche Zärtlichkeit abzulegen, er will also lieber sein ganzes Vermögen hingeben, wenn man ihm nur diese geliebte Tochter lassen wolle. Er will nichts als die Waffen behalten, das Eigenthum eines jeden würdigen Bürgers. Seine langen Dienste, seine bekannten Thaten, seine Lorbeern, seine Wunden, sein hohes Alter, sein durch die Last und Beschwerlichkeiten des Krieges entkräfteter Körper, sind die Gründe die er zur Genehmhaltung dieses Vergleichs anführt. Er beschwört den Decemvir einige Achtung davor zu haben, und nicht zuzugeben, daß ein so schlechtes und unschuldiges Mittel die Partheyen zu vereinigen, fruchtlos bleibe.

Doch Claudius will von keinem Vergleiche hören. „Kein Vor-

„theil, sagt er, kann die Beschimpfung wieder gut machen, die man „meiner Redlichkeit erwiesen hat.“

Und Appius seines Theils behauptet, daß diese Betrachtung, welche die Ehre zum Grunde habe, ihm den Mund schließe, und die Hände binde.

Umsonst bestehet Virginius[1] sowohl bey dem einen als bey dem andern darauf. Claudius versichert, daß seine eigne Ehre ihn einen so vortheilhaften Vergleich auszuschlagen nöthige; und der Decemvir schützt seine Unpartheylichkeit vor, ihn zu befehlen. Alles, was der verzweifelnde Vater erhalten kann, ist, daß er mit seiner Tochter noch insgeheim reden darf, und zwar unter dem Vorwande, wo möglich, einige Erläuterungen von ihr zu erhalten, die seinen Schmerz etwa lindern könnten. Appius legt ihm aber gleichwohl die Bedingung auf, daß sie Claudius nicht aus dem Gesichte verlieren solle, worein Virginius auch willigen muß, und es verspricht. Der Vater und die Tochter begeben sich also zusammen weg, und Claudius folgt ihnen.

Dritter Auftritt.

Nachdem sie weg sind, befiehlt der Decemvir allen übrigen sich gleichfalls fortzubegeben, weil, wie er sagt, der Proceß aus sey, und sein Urtheil nicht aufgehoben werden könne. Er droht so gar, sie mit Gewalt dazu zu zwingen; doch der muthige Icilius, welcher bis jezt ein tiefes Stillschweigen beobachtet hat, antwortet ihm. „Deine „Befehle, Appius, erschrecken mich nicht. In Erwartung andrer, „kann ich mich noch nicht von hier begeben.“

„Wie? versetzt Appius; so ist mein Zorn nicht vermögend „deine Kühnheit im Zaume zu halten. Auf dann, Schergen und Sol„daten = =“

Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Valerius und Horatius unterbrochen, welche an der Spitze einer Menge Römer herbey eilen. Diese zwey Rathsherrren brauchen weiter keine Mäßigung. Sie werfen dem Decemvir öffentlich seine Tyranney und seine Ausschweifungen vor. Sie dringen darauf, daß er Virginien ihrem Vater zurückgeben, oder des Mißvergnügens so vieler rechtschafnen Leute, die

[1] Appius [1754]

sie zurück verlangen, und die ihn ohne dieses Verbrechen schon verabscheuen, gewärtig seyn solle. Doch Appius beharrt halsstarrig bey seiner Verirrung und antwortet mit zuversichtlicher Mine: „Ob ich „gleich den ungestümen Lerm sehe, auf welchen sich eure Kühnheit „stützet, so werden die Drohungen meinen Arm doch nicht abwenden, „so lange ihn die Gerechtigkeit selbst lenket.“

Fünfter Auftritt.

In diesem Augenblicke erscheint Virginius wieder, mit einem blutigen Dolche in der Hand, und spricht einige abgebrochne Worte, welche seine Verwirrung, seinen Schmerz und seine Verzweiflung ausdrücken. Alle die ihn sehen sind in der größten Erwartung, und einen jeden schauert, als endlich der unglückliche Greis anhebt: „Es ist ge„schehen, Barbar; es ist geschehen. Ich habe für meine Ehre nichts „mehr zu fürchten. Dieser Dolch hat eben der schönen Virginia „das Leben genommen, welche mit Vergnügen ihre Jugend und ihre „Reize aufgeopfert, um ihre Tugend zu retten und sie gegen deine „strafbaren Begierden in Sicherheit zu setzen. Auch der nichtswürdige „Claudius ist durch mein Schwerd umgekommen.

„Nun aber, liebsten Freunde, = = welche Wuth bemeistert sich „meiner! = = Wenn meine grauen Haare einigen Trost von euch hoffen „können; wenn das schöne und unschuldige Opfer, welches ich habe „schlachten müssen, die unbeweglichsten Herzen rühren kann; wenn die „mächtige Liebe des Vaterlandes ihre Rechte zurück heischt; wenn der „offenbare Mißbrauch der obersten Gewalt, eure alten Gesinnungen „wieder erwekt; wenn euch die Knechtschaft schimpflich und entehrend „scheinet: so steht mir wider dieses Ungeheuer bey. Halte nicht länger „an dich, tapfrer Icilius. Und ihr, edle Rathsglieder, verbindet „euch mit mir. Ob ihr schon bis jezt, uns zu Hülfe zu kommen, ge„zaudert habt, so erlaubt euch doch noch die Zeit, an der gemeinen „Rache Theil zu nehmen.

„Die erniedrigte Vernunft verlangt den Tod des Tyrannen. „Das Blut einer unglücklichen Römerin verlangt ihn.“

Welchen Streich versetzt diese Nachricht dem verliebten Icilius! Sein Haß, seine Wuth, sein gerechter Zorn gegen den Decemvir kennen weiter keine Grenzen. Er zieht so gleich den Degen, und da die übrigen

alle ein gleiches thun, so stürzen sie insgesammt auf den Appius und seine Wache. Die zwey Rathsglieder treten auf ihre Seite, und der stolze Appius, welcher viel zu schwach ist, einen so harten Anfall auszuhalten, ist genöthiget mit seinen Leuten in das Capitolium zu fliehen.

Sechster Auftritt.

Indem man ihn verfolgt, beklagt Publicia mit den andern Römerinnen das traurige Schiksal der Virginia, und die unglücklichen Umstände, in welchen sie sich selbst befinden. Sie sehen überall nichts als Grauß, Verwirrung und Schrecken. Und indem sie so zwischen Furcht und Hofnung schweben, bitten sie die Götter das Leben der tapfern Verschwornen zu erhalten, und ihren Waffen Sieg zu verleihen.

Siebender und lezter Auftritt.

Unterdessen verbleiben sie nicht lange in dieser grausamen Ungewißheit. Icilius kömmt, mit seinem vom Blute rauchenden Degen in der Hand, zurück, und meldet ihnen den Tod des verhaßten Appius.

Diese Nachricht lindert ein wenig den Schmerz der Publicia; doch ist dieses für sie, deren Herz von dem Verluste ihrer Gebietherin auf das empfindlichste durchdrungen ist, und die nach nichts als nach Rache dürstet, noch nicht genug. Sie muß zu ihrer Tröstung noch wissen, wie der Barbar umgekommen ist. Sie ersucht den Icilius, es ihr zu erzehlen, damit sie an der Ehre dieses Ausganges Theil nehmen könne; und Icilius thut ihr mit folgenden ein Genüge.

„Kaum waren wir, Publicia, über ihn her gefallen, als ihn „seine Schergen und seine Soldaten verliessen. Sie flohen und zer„streuten sich, ohne einen Streich zu wagen, die einen aus Haß, die „andern aus Furcht. Als der Tyrann sich von Schwerdtern umringt „sahe, und gewahr ward, daß ich bereits den Arm erhoben hatte, ihn „ohne Erbarmen zu durchstossen, so stieß er sich sein eigen Schwerd „durch die nichtswürdige Brust, fast in eben dem Augenblicke, als er „von dem meinigen durchbohrt ward. Der Geschwindigkeit also un„geachtet mit welcher er sich den Streich versetzte, kann ich sagen, daß „ich zu seinem Tode etwas beygetragen habe, ob ich ihn schon nicht „zuerst verwundet. So bald man ihn in seinem Blute schwimmend,

„auf den Boden gestürzt, und unter schrecklichen Gebrülle den Geist „aufgeben sahe, beschlossen alle Verschworne, ein so grosses Werk nicht „unvollendet zu lassen, sondern gingen einmüthig, auch die übrigen „Tyrannen, die an seinen Gewaltthätigkeiten Theil gehabt, aufzu„suchen und zu bestrafen. Ich aber, als ein betrübter und aufrichtiger „Liebhaber, den kein andrer Gegenstand von dem kostbaren Gute, das „ich verlohren habe, so leicht abwendig machen kann, eile, meiner ge„liebten Virginia mit gefälligen Händen die letzte Ehre zu erweisen. „Ich will, ihr Gedächtniß zu verewigen, ihrer Asche ein Grabmahl „errichten, welches sie den spätesten Jahrhunderten überliefern soll. „Kommt, begleitet mich, ihr getreuesten Freundinnen meiner Geliebten! „Ihr Verdienst und meine Liebe heischen es. Ihr werdet meine Thränen „rechtfertigen, und sie eines so grossen Gegenstandes würdig machen „helfen."

Publicia ist über das, was sie gehört hat, vergnügt, und beschließt das ganze Stück mit folgenden Worten: „Komm, Icilius, „komm; und vergiß nicht, dadurch, daß die zwey Bösewichter un„begraben liegen bleiben, und durch das prächtige Leichenbegängniß, „welches du für Virginien vorhast, der Welt zwey Beweise zu geben, „daß die Tugend niemals ohne Belohnung, und das Laster niemals „ohne Strafe bleibe!"

IV.

Auszug aus dem
Schauspieler
des Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieses Werk des Herrn von Sainte Albine zu übersetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Uebersetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn so unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unsre Schrift ist schon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Co-

medien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.* Ich kann von ihrem Verfasser weiter keine Nachricht geben, als daß er selbst kein Schauspieler ist, sondern ein Gelehrter, der sich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meisten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich schliesse dieses aus seinem Aufsatze sur le Laminage (vom Blechschlagen) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauspieler ist, wie gleich auf dem Titel gesagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen besteht. Zu diesen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der Vorrede wundert sich der Verfasser, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen sey, ein eigentliches Buch über die Kunst Tragödien und Komödien vorzustellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, seine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philosophischer Kenner ein solches Geschenk mache. — — Was er sonst in der Vorrede sagt, sind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht lassen will.

Die Einleitung fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauspielkunst an. Diese erhält den Vorzug. „Umsonst rühmt sich die Mahlerey, daß sie die Leinewand belebe; es „kommen aus ihren Händen nichts als unbelebte Werke. Die dra„matische Dichtkunst hingegen, giebt den Wesen, welche sie schaft, Ge„danken und Empfindungen, ja so gar, vermittelst des theatralischen „Spiels, Sprache und Bewegung. Die Mahlerey verführt die Augen „allein. Die Zauberey der Bühne fesselt die Augen, das Gehör, den „Geist und das Herz. Der Mahler stellt die Begebenheiten nur vor. „Der Schauspieler läßt sie auf gewisse Weise noch einmal geschehen. „Seine Kunst ist daher eine von denjenigen, welchen es am meisten „zukömmt, uns ein vollständiges Vergnügen zu verschaffen. Bey den „übrigen Künsten, welche die Natur nachahmen, muß unsre Einbil„dungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen. Nur die Kunst „des Schauspielers braucht diese Nachhülfe nicht; und wenn ihre Täu„scherey unvollkommen ist, so liegt es nicht an ihr, sondern an den „Fehlern derjenigen, welche sie ausüben. — —" Hieraus folgert der Verfasser, wie unumgänglich nöthig es sey, daß sich diejenigen, die

sich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müssen untersuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche sie nicht einmal dem allergemeinsten Zuschauer gefallen können. Besitzen sie diese, so kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuschauer von Geschmack und Einsicht erwerben. „Die Natur muß den Schauspieler entwerfen. „Die Kunst muß ihn vollends ausbilden."

Nach diesen zwey Puncten ist das ganze Werk geordnet. In dem ersten Theile nehmlich wird von den vorzüglichsten Eigenschaften geredet, welche die Schauspieler von der Natur müssen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was sie von der Kunst erborgen müssen.

Der erste Theil sondert sich wiederum in zwey Bücher ab. Das erste Buch macht verschiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauspielern überhaupt unentbehrlich sind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieser oder jener Rolle insbesondere erfordert werden.

Wir wollen das erste Buch näher zu betrachten anfangen. Es besteht aus vier Hauptstücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erste Hauptstück untersucht, ob es wahr sey, daß es vortreflichen Schauspielern an Witze gefehlt habe? Man glaubt zwar fast durchgängig, daß man sich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauspieler wohl in seiner Kunst vortreflich seyn, wenn er nicht, in allen verschiednen Stellungen mit einem geschwinden und sichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung dessen, was sich schickt, muß ihn überall leiten. „Doch „nicht genug, daß er alle Schönheiten seiner Rolle faßt. Er muß die „wahre Art, mit welcher jede von diesen Schönheiten auszudrücken ist, „unterscheiden. Nicht genug, daß er sich bloß in Affect setzen kann; „man verlangt auch, daß er es niemals als zur rechten Zeit, und „gleich in demjenigen Grade thue, welchen die Umstände erfordern. „Nicht genug, daß sich seine Figur für das Theater schickt, daß sein „Gesicht des Ausdrucks fähig ist; wir sind unzufrieden, wenn sein Ausdruck nicht beständig und genau mit den Bewegungen zusammen trift, „die er uns zeigen soll. Er muß nicht bloß von der Stärke und

„Feinheit seiner Reden nichts lassen verlohren gehen; er muß ihnen „auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen Aussprache und „Action geben können. Es ist nicht hinreichend, daß er bloß seinem „Verfasser treulich folgt; er muß ihm nachhelfen; er muß ihn unter„stützen. Er muß selbst Verfasser werden; er muß nicht bloß alle Fein„heiten seiner Rolle ausdrücken; er muß auch neue hinzuthun; er muß „nicht bloß ausführen, er muß selbst schaffen. Ein Blick, eine Be„wegung ist zuweilen in der Komödie ein sinnreicher Einfall, und in „der Tragödie eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, ein „Stillschweigen, die man mit Kunst angebracht, haben zuweilen das „Glück eines Verses gemacht, der nimmermehr die Aufmerksamkeit würde „an sich gezogen haben, wenn ihn ein mittelmäßiger Schauspieler, oder „eine gemeine Schauspielerin ausgesprochen hätte. = =" Der Witz ist ihnen also eben so unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel desselben verbergen, und ein Schauspieler ohne Witz kann andre Gaben in einem hohen Grade haben, und sie oft zufälliger Weise so glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall geben müssen. Doch es währt nicht lange, so erinnert uns wieder ein Mißverstand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Gesichts, daß wir seiner Organisation, und nicht ihm den Beyfall schuldig sind. — — Sonst hat man noch bemerkt, daß man die tragischen Schauspieler weit öftrer, als die komischen des Mangels am Witze beschuldiget hat. Dieser Unterschied kömmt ohne Zweifel daher, weil das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen Zuschauern leichter kann erkannt werden, als das Feine in dem tragischen Spiele. Der Witz in der Tragödie muß sich größten Theils, sowohl bey dem Verfasser als bey dem Acteur, unter der Gestalt der Empfindung zeigen, und man hat Mühe ihn unter dieser Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt geht man nicht sowohl in die Tragödie seinen Witz, als sein Herz zu brauchen. Man überläßt sich den Bewegungen, die der Schauspieler erweckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er dazu gelangt ist. — — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede ist. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Ansehen giebt, kann es ganz wohl grossen Schauspielern gemangelt haben: aber niemals an dem

gründlichen Witze, welcher uns das verborgenste an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret — — Von dem Witze kommt der Verfasser im zweyten Hauptstücke auf die Empfindung. Er untersucht, was die Empfindung sey, und ob sie bey dem tragischen Schauspieler wichtiger sey, als bey dem komischen. Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verstanden, sondern dieses Wort hat einen grössern Umfang, und bedeutet bey den Schauspielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verschiedenen Leidenschaften, deren ein Mensch fähig ist, auf einander folgen zu lassen. Aus dieser Erklärung ist das übrige zu entscheiden. In den Bezirk des Trauerspiels gehören nur sehr wenig Leidenschaften, Liebe, Haß, Ehrgeitz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen schließt keine einzige Leidenschaft aus; und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andre überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in der Komödie nicht so gewaltsam sind, als in der Tragödie: so muß der komische Schauspieler zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragische aber in einem männlichern Grade besitzen. — — Mit der Empfindung hat das Feuer einige Verwandtschaft, und von diesem untersucht der Verfasser im dritten Hauptstücke, ob ein Schauspieler dessen zu viel haben könne? Das Feuer besteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltsamkeit der Bewegungen, sondern es ist nichts anders als die Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauspieler ausmachen, zusammen treffen, um seiner Action das Ansehen der Wahrheit zu geben. In diesem Verstande nun ist es unmöglich, daß eine spielende Person allzuviel Feuer haben könne. „Man wird sie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Action mit „ihrem Charakter, oder mit der Stellung, in welcher sie sich befindet, „nicht überein kömmt, und wenn sie, anstatt Feuer zu zeigen, nichts „als convulsivische Verzückungen sehen, und nichts als ein überlästiges „Geschrey hören läßt. Allein alsdenn werden Leute von Geschmack „ihr nicht allzuviel Feuer Schuld geben, sondern sie werden sich vielmehr „beklagen, daß sie nicht Feuer genug hat; so wie sie, anstatt „mit dem Publico bey gewissen Schriftstellern allzuviel Witz zu finden, „vielmehr finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schriftsteller leihet

„zum Exempel in einem Lustspiele dem Bedienten oder dem Mägdchen „die Sprache eines witzigen Kopfes; er legt einer Person, welche von „einer heftigen Leidenschaft getrieben wird, Madrigale oder Sinn„schriften in Mund: und alsdenn sagt man, er habe allzuviel Witz. „Genauer zu reden, sollte man vielmehr sagen, er habe nicht Witz „genung, die Natur zu erkennen, und sie nachzuahmen. So auch mit „dem Schauspieler; kömmt er bey Stellen außer sich, wo er nicht „außer sich kommen soll, so ist dieses unnatürlich. Allein er verfällt „in diesen Fehler nicht aus Ueberfluß, sondern aus Mangel der Hitze. „Er empfindet alsdenn nicht das, was er empfinden sollte; und drückt „das nicht aus, was er ausdrücken sollte. Es ist daher kein Feuer, „was wir bey ihm gewahr werden, sondern es ist Ungeschicklichkeit; „es ist Unsinn — —" Aus diesem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauspieler des Feuers ganz und gar überhoben seyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die blosse äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen darunter versteht — — Bis hierher hat der Verfasser die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die äußerlichen, und untersucht in dem vierten Hauptstücke, ob es vortheilhaft seyn würde, wenn alle Personen auf dem Theater von ausnehmender Gestalt wären? „Gewisse Zu„schauer, welche das sinnliche Vergnügen dem geistigen vorziehen, „werden mehr durch die Schauspielerinnen, als durch die Stücke vor „die Bühne gelockt. Als Leute, die nur gegen die Gestalt empfindlich „und immer geneigt sind, ein liebenswürdiges Gesicht für Talente an„zunehmen, wollten sie lieber gar, daß auch die alte Mutter des Or„gons im Tartüff, die Madam Pernelle, reitzend wäre. — —" Doch diese Herren verstehen den Vortheil der Zuschauer sehr schlecht, und noch schlechter verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie selbst erfordert. Den erstern verstehen sie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend schöne Gestalten auf dem Theater erscheinen dürften, das Publicum nicht selten die vortreflichsten Schauspieler entbehren würde, denen es sonst an keiner Art von Geschicklichkeit mangelt. Noch schlechter, wie gesagt, verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äusserlichen Vollkommenheiten unter die Acteurs nicht gleich vertheilt seyn müssen,

ja nach welcher es so gar oft gut ist, wenn gewisse Acteurs einige von diesen Vollkommenheiten ganz und gar nicht besitzen. „Regel- „mäßige Gesichtszüge, ein edles Ansehen nehmen uns freylich über- „haupt für eine Person auf dem Theater ein; allein es giebt Rollen, „welche ihr weit besser anstehen, wenn ihr die Natur diese Vorzüge „nicht ertheilt hat. Ich weis wohl, daß man, ohne von dem Mangel „der Wahrscheinlichkeit beleidiget zu werden, ja daß man sogar mit „Vergnügen eine junge Schöne die Person einer Alten, und einen „liebenswürdigen Schauspieler einen groben und tölpischen Bauer vor- „stellen sieht. Ich weis wohl, daß wir nicht in die Komödie gehen, „die Gegenstände selbst, sondern blos ihre Nachahmung zu sehen = = „Gleichwohl aber muß man doch unter den Gattungen der komischen „Rollen einen Unterschied machen. Einige ergötzen uns durch die blosse „Nachahmung gewisser lächerlichen Fehler. Andre aber ergötzen uns „durch die Abstechung, die sich entweder zwischen dem Vorgeben der „Person und den Beweisen, auf welche sie dasselbe gründet, oder „zwischen dem Eindrucke befindet, den sie bey denjenigen Personen, die „mit ihr spielen, machen sollte, und zwischen dem Eindrucke, welchen „sie wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein Schauspieler, in den „Rollen von der ersten Art, die Vollkommenheiten hat, die den Fehlern, „welche er nachahmt, entgegen gesetzt sind; desto mehr wissen wir es „ihm Dank, wenn er uns gleichwohl eine vollkommene Abschilderung „von diesen Fehlern macht. Je weniger aber, in den Rollen von der „zweyten Art, ein Schauspieler die Vollkommenheiten hat, welche die „Person, die er vorstellt, haben will, oder welche ihm die andern aus- „schweifenden Personen des Stücks beylegen, desto lächerlicher macht „er die närrische Einbildung des einen und das abgeschmackte Urtheil „der andern, und desto komischer folglich wird seine ganze Action. „Die Rolle eines Menschen, der nach der Meinung des Verfassers, „mit aller Gewalt den Titel eines Schönen haben will, wird weit „weniger belacht werden, wenn sie von einem Komödianten gespielt „wird, der sich dieses Titels in der That anmaaßen könnte, als wenn „sie einer vorstellt, der der Natur in diesem Stücke weniger zu danken „hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, welcher einen Bedienten „für einen Menschen von Stande ansieht, wird uns weniger ergötzen, „wenn das gute Ansehen des Bedienten den Irrthum entschuldigen

„kann, als wenn er ganz und gar nichts an sich hat, das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt also, daß es gut seyn sollte, wenn alle Schauspieler von reizender und ausnehmender Gestalt wären; es ist vielmehr unserm Vergnügen zuträglicher, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet sind. Unterdessen aber muß man diese Maxime nicht allzuweit ausdehnen. Wir erlauben ihnen zwar, gewisse Vollkommenheiten nicht zu haben; aber die gegenseitigen Fehler zu besitzen, verstatten wir ihnen durchaus nicht. Sie müssen so gar völlig von gewissen Mängeln frey seyn, die uns bey andern Personen, die sich dem Schauspiele nicht widmen, wenig oder gar nicht anstößig seyn würden. Dergleichen sind, zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, übelgestaltene Füße ꝛc. – –" Zu diesen vier Hauptstücken fügt der Verfasser noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des ersten Buchs genau verbunden sind. Die *erste* ist diese: *Die Schauspieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben so wenig entübrigt seyn, als in den Hauptrollen.* Die Ursache ist, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da sind, sondern einen Einfluß in das Ganze haben, und sich oft eben so thätig erweisen, als die allervornehmsten Personen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerspielen, haben oft so vortrefliche Stellen, besonders in den Erzehlungen, die ihnen meisten Theils aufgetragen werden, zu sagen, daß sie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die *zweyte Anmerkung* ist diese: *Wenn man auch schon die vornehmsten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauspieler erfordert werden, so muß man doch in einem gewissen Alter zu spielen aufhören.* Denn in den Schauspielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menschlichen Natur zu überlegen, und auf uns selbst verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauspielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung seyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von ausserordentlichen Gaben einige Nachsicht haben; nur werden diese alsdann so billig seyn, wenn es in ihrer Gewalt stehet, keine andre als solche Rollen

zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzusehr abstechen. Frankreich hat es selbst seinem *Baron* nicht vergeben, daß er noch in seinen letzten Jahren so gern junge Prinzen vorstellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauspielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte seyn können.

In dem *zweyten Buche* des *ersten Theils* handelt der Verfasser von einigen Vorzügen, welche gewisse Schauspieler insbesondere haben müssen. Diese Schauspieler sind *erstlich* diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweise, die komischen nennt; *zweytens* diejenigen, welche sich in der Tragödie durch ihre Tugenden unsere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unser Mitleiden erwerben sollen; und *drittens* diejenigen, welche so wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorstellen. Alle diese haben gewisse besondere Gaben nöthig, welche Theils innerliche, Theils äußerliche sind. Dieser Eintheilung gemäß macht der Verfasser in diesem zweyten Buche zwey Abschnitte, deren *erster* die innerlichen, und der *zweyte* die äußerlichen Gaben untersucht. Wir wollen uns zu dem *ersten Abschnitte* wenden, welcher aus fünf Hauptstücken besteht. In dem *ersten Hauptstücke* zeigt er, *daß die Munterkeit denjenigen Schauspielern, welche uns zum lachen bewegen sollen, unumgänglich nöthig sey.* „Wenn man, sind seine „Worte, eine komische Person vorstellt, ohne selbst Vergnügen daran „zu haben, so hat man das bloße Ansehen eines gedungenen Menschen, „welcher nur deswegen Komödiant ist, weil er sich seinen Lebensunter„halt auf keine andre Art verschaffen kann. Theilt man aber das „Vergnügen mit dem Zuschauer, so kann man sich allezeit gewiß „versprechen, zu gefallen. Die Munterkeit ist der wahre Apollo der „komischen Schauspieler. Wenn sie aufgeräumt sind, so werden sie „fast immer Feuer und Genie haben. = =" Es ist aber hierbey wohl zu merken, daß man diese Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Gesichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragischen Schauspielern die Regel: *weinet wenn ihr wollt, daß ich weinen soll*; und den komischen Schauspielern sollte man die Regel geben: *Lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen soll.* = = Das *zweyte Hauptstück* zeigt, *daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden schlecht*

vorstelle. Unter dieser erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewisser tragischen Schauspieler verstehen, welche auch außer dem Theater noch immer Prinzen zu seyn sich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich schätzen, und lieber gar behaupten möchten, es sey leichter ein Held zu seyn, als einen Helden gut vorzustellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, besteht in einem edeln Enthusiasmo, der von allem was groß ist in der Seele gewirkt wird. Dieser ist es, welcher die vortreflichen tragischen Schauspieler von den mittelmäßigen unterscheidet, und sie in den Stand setzt, das Herz des gemeinsten Zuschauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er sich selbst nicht zugetrauet hätte = = Mit diesem Enthusiasmo, welcher für diejenige Person gehöret, die Bewunderung erwecken soll, muß derjenige Theil der Empfindung verbunden werden, welchen die Franzosen unter dem Namen des Eingeweides (d'Entrailles) verstehen, wenn eben dieselbe Person unser Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das dritte Hauptstück. „Wollen die tragischen Schauspieler, sagt der Verfasser, uns täuschen; so müssen sie sich selbst „täuschen. Sie müssen sich einbilden, daß sie wirklich das sind, was „sie vorstellen; eine glückliche Raserey muß sie überreden, daß sie selbst „diejenigen sind, die man verräth, die man verfolgt. Dieser Irrthum „muß aus ihrer Vorstellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein „eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspressen. Alsdann „sehen wir in ihnen nicht mehr frostige Komödianten, welche uns durch „gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen wollen. Sie werden zu unumschränkten Gebiethern über „unsre Seelen; sie werden zu Zaubrern, die das unempfindlichste empfindlich machen können = = Und dieses alles durch die Gewalt der „Traurigkeit, welche Leidenschaft eine Art von epidemischer Krankheit „zu seyn scheinet, deren Ausbreitung eben so schnell als erstaunlich ist. „Sie ist von den übrigen Krankheiten darinne unterschieden, daß sie sich „durch die Augen und durch das Gehör mittheilet; wir brauchen eine „mit Grund wahrhaft betrübte Person nur zu sehen, um uns zugleich „mit ihr zu betrüben. Der Anblick der andern Leidenschaften ist so „ansteckend nicht. Es kann sich ein Mensch in unsrer Gegenwart dem „allerheftigsten Zorne überlassen; wir bleiben gleichwohl in der voll-

„kommensten Ruhe. Ein andrer wird von der lebhaftesten Freude „entzückt, wir aber legen unsern Ernst deswegen nicht ab. Nur die „Thränen, wenn es auch schon Thränen einer Person sind, die uns „gleichgültig ist, haben fast immer das Vorrecht uns zu rühren. Da „wir uns zur Mühe und zum Leiden gebohren wissen, so lesen wir „voll Traurigkeit unsere Bestimmung in dem Schicksale der Unglück„lichen, und ihre Zufälle sind für uns ein Spiegel, in welchem wir „mit Verdruß das mit unserm Stande verknüpfte Elend betrachten. = =" Dieses bringt den Verfasser auf eine kleine Ausschweifung, welche viel zu artig ist, als daß ich sie hier übergehen sollte. = = „Es ist nicht „schwer, spricht er, von unsrer Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund „anzugeben. Allein desto schwerer ist es die Natur desjenigen Ver„gnügens eigentlich zu bestimmen, welches wir, bey Anhörung einer „Tragödie, aus dieser Empfindung ziehen. Daß man in der Absicht „vor die Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche uns fehlen, daselbst „zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns mißfallen, zu zerstreuen, „darüber wundert man sich gar nicht. Das aber, worüber man er„staunt, ist dieses, daß wir oft durch die Begierde Thränen zu ver„gießen dahin geführt werden. Unterdessen kann man doch von dieser „wunderlichen Neigung verschiedne Ursachen angeben, und die Schwierig„keit dabey ist bloß, die allgemeinste davon zu bestimmen. Wenn ich „gesagt habe, daß das Unglück andrer ein Spiegel für uns sey, in „welchem wir das Schicksal, zu dem wir verurtheilet sind, betrachten, „so hätte ich einen Unterscheid dabey machen können. Dieser Unter„schied kann hier seine Stelle finden, und er wird uns eine von den „Quellen desjenigen Vergnügens, dessen Ursprung wir suchen, entdecken. „Der Anblick eines fremden Elends ist für uns schmerzlich, wenn es „nehmlich ein solches Elend ist, dem wir gleichfalls ausgesetzt sind. „Er wird aber zu eine Tröstung, wenn wir das Elend nicht zu „fürchten haben, dessen Abschilderung er uns vorlegt. Wir bekommen „eine Art von Erleichterung, wenn wir sehen, daß man in demjenigen „Stande, welchen wir beneiden, oft grausamen Martern ausgesetzt sey, „für die uns unsre Mittelmäßigkeit in Sicherheit stellet. Wir ertragen „alsdenn unser Uebel nicht nur mit weniger Ungeduld, sondern wir „wünschen uns auch Glück, daß wir nicht so elend sind, als wir uns „zu seyn eingebildet haben. Doch daher, daß uns fremde Unglücks=

„fälle, welche grösser als die unsrigen sind, unsrer geringen Glücks„umstände wegen trösten, würde noch nicht folgen, daß wir in der „Betrübniß über diese Unglücksfälle ein Vergnügen finden müßten, „wenn unsre Eigenliebe, indem sie ihnen diesen Tribut bezahlt, nicht „dabey ihre Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch ihr Un„glück berühmt sind, sind es zugleich auch durch ausserordentliche Eigen„schaften. Je mehr uns ihr Schicksal rührt, desto deutlicher zeigen „wir, daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und der Ruhm, „daß wir die Größe gehörig zu schätzen wissen, schmeichelt unserm „Stolze. Uebrigens ist die Empfindlichkeit, wenn sie von der Unter„scheidungskraft geleitet wird, schon selbst eine Tugend. Man setzt sich „in die Klasse edler Seelen, indem man durchlauchten Unglücklichen „das schuldige Mitleiden nicht versaget. Auf der Bühne besonders „läßt man sich um so viel leichter für vornehme Personen erweichen, „weil man weis, daß diese Empfindung durch die allzulange Dauer „uns nicht überlästig fallen, sondern eine glückliche Veränderung gar „bald ihrem Unglücke, und unsrer Betrübniß ein Ende machen werde. „Werden wir aber in dieser Erwartung betrogen, und werden diese „Helden zu Opfern eines ungerechten und barbarischen Schicksals; „so werfen wir uns alsdann zwischen ihnen und ihren Feinden zu „Richtern auf. Es scheint uns sogar, wenn wir die Wahl hätten, „entweder wie die einen umzukommen, oder wie die andern zu trium„phiren, daß wir nicht einen Augenblick in Zweifel stehen würden, „und dieses macht uns in unsern Augen desto größer. Vielleicht würde „die Untersuchung, welche von diesen Ursachen den meisten Einfluß in „das Vergnügen habe, mit dem wir in einem Trauerspiele weinen, „ganz und gar vergebens seyn. Vielleicht wird jede von denselben „nach Beschaffenheit derjenigen Seele auf welche sie wirken, bald die „vornehmste, bald die geringste = = =" Wir kommen von dieser Ausschweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptstück beweiset, daß nur diejenigen Personen allein, welche gebohren sind zu lieben, das Vorrecht haben sollten, verliebte Rollen zu spielen. „Eine gewisse Sängerin, erzehlt „der Verfasser, stellte in einer neuen Oper eine Prinzeßin vor, die „gegen ihren Ungetreuen in einem heftigen Feuer ist; allein sie brachte „diejenige Zärtlichkeit, welche ihre Rolle erforderte, gar nicht hinein.

„Eine von ihren Gesellschafterinnen, die der Ursachen ungeachtet, warum zwey Personen von einerley Profeßion und von einerley Geschlecht einander nicht zu lieben pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu gerne gewollt, daß sie diese Rolle mit Beyfall spielen möchte. Sie gab ihr daher verschiedene Lehren, aber diese Lehren blieben ohne Wirkung. Endlich sagte die Lehrerin einmal zu ihrer Schülerin: Ist denn das, was ich von Ihnen verlange, so schwer? Setzen Sie sich doch an die Stelle der verrathenen Geliebte! Wenn Sie von einem Menschen, den Sie zärtlich liebten, verlassen würden, würden Sie nicht von einem lebhaften Schmerze durchdrungen seyn? Würden Sie nicht suchen — — Ich? antwortete die Actrice, an die dieses gerichtet war; ich würde auf das schleunigste, einen andern Liebhaber zu bekommen suchen. Ja, wenn das ist, antwortete ihre Freundin, so ist Ihre und meine Mühe vergebens. Ich werde Sie Ihre Rolle nimmermehr gehörig spielen lehren.“ Diese Folge war sehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu ist alle Kunst nicht hinlänglich. Man mag sich auch noch so sehr bestreben, das unschuldige und rührende Wesen derselben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben so weit unterschieden seyn, als es die frostigen Liebkosungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberin sind. Man stellt alle übrige Leidenschaften unvollkommen vor, wenn man sich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigstens stellt man sie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen schlecht nach, allein man kann doch wenigstens einige von den andern äusserlichen Zeichen, durch welche er sich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verschiedenen Rollen schon nicht die Ohren betriegt, so betriegt man doch wenigstens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben so wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — — „Will man, fährt der Verfasser fort, die Ursache wissen, warum man zwar die Larve der andern Leidenschaften borgen, die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur auf eine sehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man nicht selbst liebt, oder wohl gar zu lieben nicht fähig ist, so will ich es wagen eine

„Vermuthung hierüber vorzutragen. Die übrigen Leidenschaften mahlen „sich blos dadurch auf dem Gesichte, daß sie in den Zügen eine ge„wisse Art von Veränderung verursachen; die Zärtlichkeit hingegen „hat, so wie die Freude, das Vorrecht, der Gesichtsbildung neue Schön„heiten zu geben und ihre Fehler zu verbessern. Daher also, daß man „uns von gewissen Leidenschaften ein unvollkommenes Bild vorstellen „kann, ohne von ihnen selbst beherrscht zu werden, folgt noch nicht, „daß man auch die sanfte Trunkenheit der Liebe auch nur unvoll„kommen nachahmen könne, ohne sie selbst zu fühlen. — —" Aus allem diesen zieht der Verfasser in dem fünften Hauptstücke die Folgerung, daß man sich nicht mehr mit diesen Rollen abgeben müsse, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben sey. Die Wahrheit dieser Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wär, seine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinaus lauffen. — — Wir kommen vielmehr sogleich auf den zweyten Abschnitt dieses zweyten Buchs, worinn, wie schon gesagt, die äusserlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewissen Rollen insbesondere nöthig sind. Es geschieht dieses in vier Hauptstücken, wovon das erste die Stimme angeht, und zeiget, daß eine Stimme, welche in gewissen Rollen hinlänglich ist, in andern Rollen, welche uns einnehmen sollen, es nicht sey. Bey komischen Schauspielern ist es fast genug, wenn wir ihnen nur alles, was sie sagen sollen, hinlänglich verstehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern übersehen. Der tragische Schauspieler hingegen muß eine starke, majestätische und pathetische Stimme haben; der, welcher in der Komödie Personen von Stande vorstellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin spielt, eine bezaubernde. Von der letztern besonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuschauer, alles was sie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was sie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anstatt vieler andern Vorzüge seyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie blos sahen, hat sie vollkommen zu verdienen geschienen, wenn wir sie gehöret haben — — Von der Stimme kommt

der Verfasser auf die Gestalt und zeigt in dem zweyten Hauptstücke, daß die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine ansehnliche Gestalt haben müssen. Weil es wahrscheinlich ist, daß die erhabenen Gesinnungen einer Prinzeßin sie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmässige Bildung seines Gesichts in Ansehung seiner übrigen grossen Eigenschaften, zu vergessen: so ist es eben nicht so unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Gestalt sey, wenn seine Rolle sich nur ungefehr zu seinem Alter schikt. In der Komödie aber pflegen wir strenger zu seyn. Weil diese uns in den Gesinnungen und Handlungen ihrer Personen nichts als das Gemeine zeigt, so bilden wir uns ihre Helden auch von keinen so ausnehmenden Verdiensten ein, daß sie über das Herz siegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen stellen wir uns nicht so gar zärtlich vor, daß sie bey dem Geschencke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen sollten. Die Gestalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abschildern, sondern wir müssen sie auch nicht für unwahrscheinlich halten, noch ihren schlechten Geschmak dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menschen seufzen sehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber ist zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen lassen. Bey den Liebhaberinnen ist diese Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es ist zwar nicht eigentlich Schönheit, was sie besitzen müssen; sondern es ist etwas, was noch mehr als Schönheit ist, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es ist ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches sie nur umsonst schön ist; es ist eine gewisse siegende Anmuth, welche eben so gewiß allezeit rührt, als es gewiß ist, daß sie sich nicht beschreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Personen, welche der Verfasser in Ansehung ihres Standes und ihrer Gesinnungen über das Gemeine hinaus setzt; ihre äusserliche Gestalt

muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden sind: so ist es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauspieler von geringen Ansehen eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel, und seine Gesichtsbildung muß sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewissen Schauspieler wiederfuhr, welcher seine Probe spielen sollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur sein äusserliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals stellte er die Person des Mithridats vor, und stellte sie so vor, daß alle Zuschauer mit ihm hätten zufrieden seyn müssen, wenn er lauter Blinde zu Zuschauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo Monime zu dem Könige sagt: Herr, du änderst dein Gesicht, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauspielerin zu: Laßt ihn doch ändern. Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauspielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinstimmung, die sich zwischen ihm und seiner Person befände. — — In dem dritten Hauptstücke kömmt der Verfasser auf das wahre oder anscheinende Verhältniß, welches zwischen dem Alter des Schauspielers und dem Alter der Person seyn muß. Ein Portrait, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätzbar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns auch ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle allzu alt ist. Es ist nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannicus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reitzungen ihrer Jugend zu sehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als seine Person seyn, weil er uns alsdann, wenn er diesen Unterscheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuschung verschaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in diesem Falle nicht wäre. — — Dieses ist zu deutlich, als daß der Verfasser nöthig haben sollte viel Worte damit zu verschwenden. Er thut es auch nicht, sondern eilt mit dem ersten Theile seines Werks

zu Ende, indem er nur noch ein kleines Hauptstück, welches das vierte ist, und besonders die Mägdchen und die Bedienten angehet, hinzu thut. Bey einigen Rollen ist es gut, wenn die Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, nicht allzu jung mehr sind; bey einigen aber müssen sie nothwendig jung seyn, oder wenigstens jung scheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entschuldigung für die unbedachtsamen Reden, welche sie meistentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathschläge, die sie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung seyn darf, so muß sie doch immer eine ausserordentliche Flüchtigkeit der Zunge besitzen. Diese Eigenschaft ist besonders in den Lustspielen des Regnards sehr nöthig, wo ohne dieselbe bey verschiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine schalkhafte Mine, und von den Bedienten Geschwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper schickt sich daher für die Bedienten eben so wenig, als sich für die Mägdchen das Stottern schicken würde.

Dieses also wäre der Inhalt des ersten Theils. Er handelt, wie man gesehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich ist, ein guter Schauspieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenstände würden wir unter ihnen entbehren, wenn sie alle so billig gewesen wären, sich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir sehen, wenn diejenigen die diese Prüfung vorgenommen, und darinne bestanden haben, nicht geglaubt hätten, daß sie nunmehr schon vollkommne Schauspieler wären, und nichts mehr als diese natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuschauer zu erzwingen. Sie mögen sich ja nicht betriegen; sie haben aufs höchste nur die Anlage von dem, was sie seyn müssen, und wenn sie sich nicht durch Kunst und Fleiß ausarbeiten wollen, so werden sie zeitlebens auf dem halben Wege stehen bleiben. Wie dieses aber geschehen müsse und worauf sie insbesondere zu sehen haben, handelt unser Verfasser in seinem zweyten Theile ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptstücken besteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erste Hauptstück untersucht worinne die Wahrheit der Vorstellung bestehe? Diese Wahrheit bestehet in dem Zusammenfluße aller Wahrscheinlichkeiten, welche den Zuschauer zu be-

triegen geschickt sind. Sie theilen sich in zwey Klassen. Die einen entstehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewissen Modificationen des Schauspielers, in Ansehung seiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er spielt. Die Wahrscheinlichkeiten von der ersten Art gehören vornehmlich hierher, und bestehen in der genauen Beobachtung alles dessen, was sich geziemt. Das Spiel des Acteurs ist nur alsdann wahr, wenn man alles darinne bemerkt, was sich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umstände der Person, die er vorstellt, schicket. Diese Wahrheit aber theilt sich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der ersten handelt das zweyte Hauptstück. Diese Wahrheit ist oft diejenige gar nicht, welche dem Schauspieler zuerst in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (Iphigenia Aufz. II. Auft. 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: Du bist dabey, meine Tochter. Verschiedne Schauspieler glauben diese Stellung recht pathetisch auszudrücken, wenn sie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein diese Action ist ganz wider die Wahrscheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieses zu seiner Tochter gesagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit sie den tödlichen Schmerz, der sein Herz zerfleischte, nicht darinne lesen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action bestehet, zeigt sich besonders in den verwickelten Stellungen. Der Verfasser verstehet unter dieser Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Person entgegengesetzten Absichten ein Genüge thun muß. In diesem Falle ist Isabelle in der Männerschule, wenn sie sich zwischen dem Sganarelle und Valere befindet, und den einen umfaßt indem sie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen[1] etwas spricht, was sich der andre annehmen soll. Die Schauspielerin, die dieses spielt, hat sehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuschauer weder allzuwenige Vorsicht in Ansehung ihres Eifersüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptstücke betrachtet[2] der Verfasser die zwey vornehmsten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Gestus.

[1] zu den einen [1754] [2] betracht [1754]

Beyde müssen hauptsächlich wahr seyn. Der Schauspieler muß die Leidenschaften nicht allein in seinem Gesichte ausdrücken, sondern er muß sie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht so weit gehen, daß er sein Gesicht dadurch verstellet. Gemeiniglich aber fällt man in diesen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Person erfordert, aufgebracht oder gerührt ist. Empfindet man wirklich eine von diesen beyden Eindrückungen,[1] wie man sie empfinden soll, so wird sie sich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber seine Seele erst mit aller Gewalt aus ihrem Todenschlafe reissen, so wird sich der innere gewaltsame Zustand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Gestus theilt der Verfasser in zwey Arten; einige, spricht er, haben eine bestimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erstern sind nicht willkührlich, sondern sie machen eine gewisse Sprache aus, die wir alle reden, ohne sie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verstehen können. Die Kunst kann sie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; sie kann sie aufs höchste nur ausputzen, und den Schauspieler lehren, sich ihrer so zu bedienen, wie es sich für seine Rolle schickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komische wenigere heftige Gestus erfordert, als das niedrig Komische; und das Tragische noch wenigere, als das edle Komische. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn sie sich selbst gelassen ist, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn sie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernsthaftigkeit eines zu beobachtenden Ansehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Gestus anbelangt, so müssen sie wenigstens eine Art des Ausdruckes haben; sie müssen nicht studirt seyn, und müssen oft abgewechselt werden. Bey denjenigen komischen Rollen, bey welchen man gewisser Maassen die Natur nicht vor sich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der Crispins, der Pourceaugnacs und andre sind, thut man wohl, wenn man seinen Vorgänger in denselben, dessen Art Beyfall gefunden hat, so viel wie möglich nachahmt. Vielleicht ist es gut, wenn man manchmal auch sogar dessen Fehler nachahmt, um den Zuschauern die Action desto wahrer scheinen zu lassen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfasser in dem vierten

[1] Eindrücken, [1754]

Hauptstücke auf die Recitation und derselben Wahrheit. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß sie die Declamation ihrer dramatischen Werke nach Noten abgemessen haben. Wenn dieses harmonische Noten gewesen sind, so haben sich ihre Schauspieler in eben den Umständen befunden, in welchen sich die heutigen Opersänger in Ansehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Musik keine an und vor sich bestimmten Mittel hat, die verschiednen Leidenschaften auszudrücken. Sollen aber diese Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, so muß man voraussetzen, daß sich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken lassen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes ist falsch. Die verschiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entstehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein sie sind auch wegen der verschiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterschieden. Wer daher die Kunst zu recitiren methodisch abhandeln wollte, der müßte eben so vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen sind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten schicken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmste Geheimniß ist dabey dieses, daß man diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerley sind, in der That aber unterschieden werden müssen, nicht unter einander verwechsele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan seyn, wenn man den einen anstatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Person zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Gesinnungen zu verbergen, sondern die Geheimnisse ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwischen läßt. Der andre ist vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Personen, welche Geschicke und Herrschaft über sich selbst genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl

aber sich nicht entschliessen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus blosser Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironische Ton, welcher sich bey dem einen Falle schickt, schickt sich ganz und gar nicht bey dem andern, und so weiter.

Dieses war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptstücke handelt der Verfasser mit wenigen, von der Art, wie die Komödie recitirt werden müsse. Sie muß durchaus nicht declamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um sie den Zuhörern desto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es „ist überhaupt ein unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schau= „spieler, daß sie eben so recitiren müssen, als sie außer dem Theater „reden würden, wenn sie sich wirklich in den Umständen befänden, in „welchen sich die Person, die sie vorstellen, befindet. In den pro= „saischen Komödien wird es ihnen eben nicht schwer, dieser Regel zu „folgen; allein in den Komödien in Versen haben sie schon mehr Mühe „damit. Sie sollten dahero wünschen, daß sie alle in Prose möchten „geschrieben seyn. Dennoch aber, ob schon oft in ganzen Gesellschaften „von Komödianten kaum eine Person Verse gehörig herzusagen weis, „ziehen sie die Stücke in Versen vor, weil diese sich leichter lernen „und behalten lassen. Der größte Theil der Zuhörer giebt diesen Stücken „gleichfalls den Vorzug. Ohne hier zu untersuchen, ob sich die Sprache „der Poesie für die Komödien schickt, und in welchem Falle sie zu „dulden sey, will ich nur anmerken, daß man sich ihrer gewiß seltner „bedienen würde, wenn man nicht in Prose mehr Witz haben müßte; „daß das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit der Unterredung „nothwendig verringert, und daß folglich die Schauspieler sich nicht „Mühe genug geben können, das eine zu unterbrechen, und den andern „zu verstecken.“

In dem sechsten Hauptstücke untersucht der Verfasser, ob die Tragödie declamirt werden müsse? Man ist dieser Frage wegen nur deswegen so sehr uneinig, weil man sich allzu verschiedne Begriffe von der Declamation macht. Einige verstehen darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation, ein gewisses un= sinniges und monotonisches Singen, woran die Natur keinen Antheil

nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine solche Declamation muß aus der Tragödie verbannt seyn; nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl bestehen kann. Dieser prächtige Vortrag schickt sich besonders an gewisse Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt sind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß sie doch in aller ihrer Grösse und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß sie etwas mehr als menschliches besitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, so kann sie ganz wohl als eine andre Weibsperson reden. Wenn sie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn sie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß sie donnern.

In dem siebenden Hauptstücke werden einige Hindernisse angegeben, welche der Wahrheit der Recitation schaden. Eine von den vornehmsten ist die Gewohnheit verschiedener Schauspieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in seinem natürlichen Tone redet, ist es sehr schwer, der Wahrheit gemäß zu spielen. Eine andere Hinderniß ist die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine ist die Verharrung in eben derselben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederholung eben derselben Wendungen der Stimme. Der erste von diesen Fehlern ist den tragischen und comischen Schauspielern gleich gemein. Verschiedene von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, so wie die kleinen Instrumente, mit welchen man gewisse Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragischen Acteurs öfterer als die komischen; sie sind gewohnt, fast immer mit der tiefen Octave zu schliessen. Eben so ist es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komischen Schauspielern weit seltner als den tragischen vorzuwerfen hat, die besonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Versen majestätisch auszusprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringsten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, so viel möglich den Ruhepunct der Cäsur zu vermeiden. Es ist dieses blos ein Anstoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verstand und ohne Geschmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken

Achtung geben. Weil aber die Poesie die natürliche Sprache der Tragödie ist, so sind die tragischen Acteurs nicht so wie die komischen verbunden, den Reim allezeit zu verstecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn sie auch gerne wolten. Der Abschnitt des Verstandes zwingt sie oft, bey dem Schlusse eines jeden Verses inne zu halten, und dieses verursacht eine Art von Gesang, welchem man am besten dadurch abhilft, wenn man diesen Abschnitt nach Beschaffenheit der Umstände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verse in einerley Zeit ausspricht. — — Ferner gehöret unter die Hindernisse der vorherrschende Geschmak, welchen gewisse Schauspieler für eine besondere Art zu spielen haben. Besitzen sie zum Exempel die Kunst zu rühren, so wollen sie diese Kunst überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, so sind sie fast nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptstück untersucht in welcher Vollkommenheit die Schauspieler ihre Rollen auswendig wissen sollen, damit die Wahrheit der Vorstellung nichts darunter leide? Die Antwort hierauf ist offenbar: in der allermöglichsten. „Denn die vornehmste Aufmerksamkeit des Schauspielers, sagt „der Verfasser, muß dahin gerichtet seyn, daß er uns nichts als die „Person, die er vorstellt, sehen lasse. Wie ist dieses aber möglich, „wenn er uns merken läßt, daß er blos das wiederhohlt, was er aus„wendig gelernt hat? Ja noch mehr. Wie kann er uns nur den „blossen Schauspieler zeigen, wenn sein Gedächtniß arbeiten muß? „Wenn der Lauf des Wassers, das durch seine Erhöhung oder durch „seinen Fall eine Fontaine zu verschönern bestimmt ist, in seinen „Kanälen durch etwas aufgehalten wird, so kann es unmöglich die „verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauspieler seine Rede nicht „auf das schleunigste beyfällt, so kann er fast nicht den geringsten Ge„brauch von seinen Talenten machen. — —“ Ja, der Verfasser geht noch weiter und behauptet, daß die Schauspieler nicht allein ihre eigne Rolle, sondern auch die Rollen aller andern, mit welchen sie auf der Bühne zusammen kommen, wenigstens zum Theil, wissen müssen. Man muß fast immer auf dem Theater, ehe man das Stillschweigen bricht, seine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieser Action muß, nach Beschaffenheit der Umstände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte

von der Rede, auf die man antworten soll, weis, so ist man oft der Gefahr ausgesetzt, seine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hieher hat der Verfasser die Wahrscheinlichkeiten betrachtet, die der Schauspieler in seinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorstellung wahr scheinen soll. In dem neunten Hauptstücke betrachtet er nunmehr diejenigen Wahrscheinlichkeiten, welche von den äusserlichen Umständen, in welchen sich der Schauspieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich seyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuschauer müssen sich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris besonders Mode ist. Die Schauspieler müssen gehörig gekleidet seyn; wenn sie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erscheinen verbindet, so müssen sie nicht in einem schlechten erscheinen; auch diejenigen Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, müssen sich nicht allzusehr putzen, sondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Besonders müssen die Schauspieler die Wahrscheinlichkeit beobachten, wenn sie sich den Zuschauern nach einer That zeigen, die ihre Person nothwendig in einige Unordnung muß gesetzt haben. Orest, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, Hermionen ein Gnüge zu thun, den Pirrhus umgebracht hat, muß nicht in künstlich frisirten und gepuderten Haaren erscheinen. = = Noch eine gewisse Gleichheit muß zwischen dem Schauspieler und der Person, die er vorstellt, ausser der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerst den verlohrnen Sohn vorstellte, schien seiner Vortreflichkeit in dem hohen Komischen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu seyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte, der sich durch seine üble Aufführung in die äusserste Armuth gestürtzt, und das härteste Elend erduldet habe. Hingegen war das gesunde Ansehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorstellte, in dieser Rolle gar nicht anstößig, sondern um so viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Mensch, dem alles das längste Leben zu versprechen schien, sich beständig in einer nahen Todesgefahr zu seyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorstellung fliessen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptstück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung grosser Be-

wegungen, das stuffenweise Steigen derselben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatischer Dichter, welcher seine Kunst verstehet, läßt die Zuschauer mit Fleiß nicht merken, wohin er sie führen will. Der Schauspieler muß sich hierinne nach dem Verfasser richten, und muß uns das letzte nicht eher sehen lassen, als bis wir eben darauf kommen sollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, so mögen wir auch eben so wenig uns gern betriegen lassen. Es ist uns lieb, wenn wir das zu sehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt sind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten lassen, als das, was wir sehen. Dieses erläutert der Verfasser durch eine Stelle aus der Phädra, wo diese den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das stuffenweise Steigen besteht darinne, daß sich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben so nothwendig als die Vorbereitung ist, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieses erläutern. — — Was aber die Verbindung verschiedner Bewegungen, besonders diejenigen,[1] die einander vernichten, anbelangt, so wird die Stelle aus der Zaire zum Muster angeführt, wo Orosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unschuldigen Gegenstand seines Verdachts äussert. Ich müßte sie ganz hersetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauspieler kann die meisten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich spielen. Der Verfasser untersucht also in dem eilften Hauptstücke, worinne das natürliche Spiel bestehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig sey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühsam läßt, so ist es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauspieler haben müssen. Versteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, so kann man kühnlich behaupten, daß der Schauspieler unschmackhaft werden würde, wenn er beständig natürlich spielen wollte. Der komische Schauspieler darf nicht nur, sondern muß auch dann und wann seine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter diesem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragischen Acteurs

[1] [vermutlich verdruckt für] derjenigen,

begriffen ist, und daß man sie nur dem komischen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches desto stärker in die Augen fallen zu lassen. Doch auch hier müssen gewisse Bedingungen und Umstände beobachtet werden. Der Schauspieler muß noch immer bey seinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorstellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer lustigen Raserey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Nase mache; aber diese Nase muß doch sonst mit den andern Nasen übereinkommen, und muß sich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewiesen hat. Gleichfalls muß der Schauspieler, wenn er übertreiben will, zuerst eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuschauer in eine Art von freudiger Trunkenheit versetzt hat, welche ihm nicht so strenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer diesen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falschen Orte angebracht werden. Am falschen Orte würde es zum Exempel angebracht seyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtschafne ehrliche Leute nennt, vorzustellen haben, und uns für sich einnehmen sollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig seyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Scapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben so viel als er will, weil die Wahrscheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrscheinlich seyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er sagen soll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltsamkeit seines Betragens, diesen jungen Liebhaber so täuschte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu sehen glaubte.

Alles was unser Verfasser bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauspieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuschauern Genüge, welche das Gute, was sie sehen, empfinden, und damit zufrieden sind, nicht aber denen, welche zugleich untersuchen, ob das Gute nicht noch besser hätte seyn können. Für diese hat der Schauspieler gewisse

Feinheiten von Nöthen, die der Verfasser in den folgenden drey Hauptstücken erklärt. In dem zwölften Hauptstücke handelt er von diesen Feinheiten überhaupt. Eine von den größten bestehet darinne, daß er dem Verfasser nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch sonst eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen schönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn zum Exempel „Sever nach dem Tode des Polieuct (Aufz. 5. letzter Auftritt) „zu dem Felix und zu der Paulina sagt:

Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque,

„so bekümmert er sich wenig darum, daß sie bey ihrer Religion bleiben, „allein die Treue gegen den Kayser betrachtet er, als eine Schuldig„keit, deren sie sich auf keine Weise entbrechen können. Daher sprach „auch Baron, welcher dasjenige, was die Verfasser nicht sagten, aber „doch gerne sagen wollten, ungemein glücklich zu errathen wußte, die „letztern Worte: dienet eurem Monarchen auf eine ganz andre „Art aus, als die erstern dienet nur eurem GOtt. Er ging „über die erste Helfte ganz leicht weg, und legte allen Nachdruck auf „die andere. In der ersten nahm er den Ton eines Mannes an, „welcher von den Tugenden der Christen zwar gerührt, aber von der „Wahrheit ihrer Religion noch nicht überzeugt ist, und also ganz wohl „zugeben konnte, daß man ihr anhing, aber es gar nicht für nöthig „hielt, sie selbst zu ergreifen. In der andern aber gab er durch eine „sehr feine Bewegung und durch eine sehr künstliche Veränderung der „Stimme zu verstehen, daß ihm der Dienst des Kaysers ein weit wich„tigerer Punct zu seyn scheine, als die genaueste Beobachtung des „Christenthums. — —" Eine andre Art von den Feinheiten des Schauspielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfasser eine Person, mit der er in Unterredung ist, allzulange sprechen, so macht er es nicht, wie es wohl oft gewisse Schauspielerinnen machen, und läßt seine Augen unterdessen unter den Zuschauern herumschweifen, sondern er bemüht sich, durch ein stummes Spiel auch alsdenn zu sprechen, wenn ihm der Dichter das Stillschweigen auflegt.

In dem dreyzehnten Hauptstücke nimt der Verfasser, um die Feinheiten des Schauspielers näher zu betrachten, diejenigen

vor, *welche dem Tragischen insbesondere zugehören.* „Man glaubt mit Recht, daß die Tragödie grosse Bewegungen in „uns erregen müsse. Wenn man aber daraus schließt, daß sich folg„lich der Schauspieler diesen Bewegungen nicht ununterbrochen genug „überlassen könne, so betriegt man sich. Oft ist es sehr gut, wenn er „in denjenigen Augenblicken, in welchen gemeine Seelen denken, daß „er sich in der allergewaltsamsten Bewegung zeigen werde, ganz voll„kommen ruhig zu seyn scheinet. In dieser Abstechung liegt der größte „und vornehmste Theil der Feinheiten, welche in dem tragischen Spiele „anzubringen sind." Ein Paar Exempel werden dieses deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunst, womit *Augustus* den *Cinna* „beehrte, hatte den letztern doch nicht abhalten können, sich in eine „Verschwörung wider seinen Wohlthäter einzulassen. Das Vorhaben „des Cinna wird entdeckt. Augustus läßt ihn vor sich fordern, um „ihm zu entdecken, daß er alle seine Untreue wisse. Wer sieht nicht „sogleich ein, daß dieser Kayser um so vielmehr Ehrfurcht erwecken „muß, je weniger er seinen Unwillen auslassen wird? Und je mehr „er Ursache hat über die Undankbarkeit eines Verräthers erbittert zu „seyn, den er mit Wohlthaten überschüttet hat, und der ihm gleich„wohl nach Thron und Leben steht, desto mehr wird man erstaunen, „die Majestät eines Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn „eines sich rächenden Feindes in ihm zu bemerken. — — Eben so „deutlich fällt es in die Augen, daß je weniger man über die Grösse „seiner entworfnen Unternehmungen erstaunt scheint, desto grösser der „Begrif ist, den man bey andern von seinem Vermögen, sie auszu„führen, erweckt. *Mithridat* muß daher einen weit grössern Ein„druck machen, wenn er seinen Söhnen die Entwürfe, die er den „Stolz der Römer zu erniedrigen gemacht hat, mit einer ganz ge„lassenen und einfältigen Art mittheilet, als wenn er sie mit Schwulst „und Pralerey auskrahmet, und in dem Tone eines Menschen vor„trägt, welcher den weiten Umfang seines Genies und die Grösse „seines Muths gern möchte bewundern lassen. — —" Wenn man dieses gehörig überlegt, so wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß grosse Gesinnungen zur Vorstellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird diese verlangten Abstechungen auf keine

Weise anbringen können; kaum daß er fähig seyn wird, dieselben sich vorzustellen.

Das vierzehnte Hauptstücke handelt von denjenigen Feinheiten insbesondere, welche für das Komische gehören. Diese sind zweyerley. Entweder der komische Schauspieler macht uns über seine eigne Person zu lachen, oder über die andern Personen des Stücks. Das erste zu thun, sind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmste aber besteht darinne, daß man sich der Umstände zu Nutze macht, welche den Charakter der Person an den Tag legen können. Ist zum Exempel diese Person ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, so muß er nothwendig das eine auslöschen. Auch bey den Leidenschaften kann man viel komische Feinheiten von dieser Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob sie sich wider Willen der Person, die sie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über seiner Person zu lachen machen, wenn man sie etwas thun läßt, was ihren Absichten zuwider ist. Ein Liebhaber, der wider seine Schöne in dem heftigsten Zorne ist und sie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer seiner Geliebten nehmen sehen; desgleichen ein unbedachtsam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verschweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komischen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Personen lächerlich zu machen sucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anspielungen, und besonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus blosser Munterkeit geschieht. Gleichfalls gehören die Hindernisse hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug lesen zu können; und dieser zieht ihn entweder durch die Langsamkeit, mit welcher er ihn sucht, oder durch die Unvorsichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem funfzehnten Hauptstücke fügt der Verfasser zu dem, was von den Feinheiten gesagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derselben beobachten muß. Sie müssen vor allen Dingen diejenige Person nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur sehr wenig Witz haben soll. Sie müssen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Person in einer heftigen Bewegung ist,

weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft voraussetzen. Ferner muß man sich lieber gar nicht damit abgeben, als solche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt ist; denn in Absicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle diese Feinheiten sind von der Art, daß sie fast immer so wohl gesehen als gehöret werden müssen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos gesehen werden dürfen, und diese sind das, was man Theaterspiele nennt. Der Verfasser widmet ihnen das sechszehnte Hauptstück. Sie helfen entweder die Vorstellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorstellung wahrer machen, gehören für die Tragödie so wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbesondre nur für die Komödie. Ferner hangen sie entweder nur von einer Person, oder von allen Personen, die sich mit einander auf der Bühne befinden, zusammen ab. Die letztern müssen so eingerichtet seyn, daß in aller Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, so müssen der Schauspieler und die Schauspielerin sich wohl vorgesehen haben, damit sie sich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauspielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, dessen sie sich bemächtigen will, erst lange zu suchen. — — Ueberhaupt muß in den Theaterspielen eine grosse Abwechselung zu bemerken seyn; und von dieser handelt der Verfasser

In dem siebzehnten Hauptstücke. Die Abwechselung gehöret nicht allein für diejenigen Schauspieler, welche sich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die alleine, die nur in der einen oder in der andern spielen: sondern auch für die, die sich nur zu gewissen Rollen bestimmen, die alle einigermaassen mit einander übereinkommen. Die Ursache davon ist diese, weil auch diejenigen Personen, die einander am meisten ähnlich sind, dennoch gewisse Schattirungen haben, die sie von einander unterscheiden. Diese Schattirungen muß der Schauspieler aufsuchen, und seine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und sich nicht einer ekeln Einförmigkeit schuldig machen will. — — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauspieler sein Spiel abwechseln; er muß es auch alsdann abwechseln, wenn er eben die-

selben Rollen spielt. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf diesen Artickel richtet, ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander sehen mögen. — — Meistentheils sind die Schauspieler aber nur deswegen so einförmig, weil sie mehr nach dem Gedächtnisse, als nach der Empfindung spielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von seiner Stellung gehörig eingenommen ist; wenn er die Gabe hat, sich in seine Person zu verwandeln, so braucht er auf die Abwechselung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden ist, so oft er eben dieselbe Rolle spielt, eben derselbe Mensch zu bleiben, so wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuschauern neu zu scheinen.

Gesetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr ist; gesetzt, daß es natürlich ist; gesetzt, daß es fein und abwechselnd ist: so werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieser Anmuth handelt das achtzehnte Hauptstück. Bey Vorstellung der Tragödie, ist sie mit unter der Majestät begriffen, welche überall darinne herrschen muß. Was aber die Anmuth in dem Komischen sey, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß sie darinne bestehe, wenn man der Natur auch so gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närrische Originale nachschildern, aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschildern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er nur immer seyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterschied seyn, welcher zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist.

Das neunzehnte Hauptstück, welches das letzte unsers Schauspielers ist, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung besteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen ist. „Je schwerer nun, sagt der Verfasser, „die Kunst ist, desto mehr Nachsicht sollten wir gegen die jungen Schau„spieler haben, wenn sie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nöthig

„sind, auch den gehörigen Eifer, in ihrem Werke vortreflich zu werden, „verbinden. Wenn es aber unser Nutzen erfordert, mit diesen nicht „allzustrenge zu verfahren, so fordert es auch unsre Billigkeit, vor„treflichen Schauspielern alle die Achtung wiederfahren zu lassen, welche „sie verdienen. — — —"

Ich bin überzeugt, daß meine Leser aus diesem Auszuge eine sehr gute Meinung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden sie mir es gar verdenken, daß ich sie mit einem blossen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß also meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Uebersetzung, die doch schon fast fertig war, abgestanden bin. Ich habe deren zwey. Erstlich glaube ich nicht, daß unsre deutschen Schauspieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutsche Zuschauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erste zu beweisen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfasser seine feinsten Anmerkungen zu erläutern sehr oft nur solche französische Stücke anführt, die wir auf unsrer deutschen Bühne nicht kennen; Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man sage mir, ist es wohl etwas mehr, als eine schöne Metaphysik von der Kunst der Schauspielers? Glaubt wohl jemand, wenn er auch schon alles, was darinne gesagt wird, inne hat, sich mit völliger Zuversicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde sich einen Menschen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menschen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menschen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorstellung gehört: wird ihm denn deswegen sogleich sein Körper überall zu Diensten seyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empfindet und einsieht? Umsonst sagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Aussprache seiner Person gemäß, natürlich, abwechselnd und reitzend einrichtet. Alles dieses sind abgesonderte Begriffe von dem, was er thun soll, aber noch gar keine Vorschriften, wie er es thun soll. Der Herr Remond von Sainte Albine setzet in seinem ganzen Werke stillschweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele sind, die sich von selbst ohne Mühe ergeben. Es ist zwar wahr, daß jeder Mensch ungelernt den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen,

welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht nur einigermaassen ausgedrückt sehen; nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, vor sich ausdrücken würde; sondern man will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu aber ist kein ander Mittel, als die besondern Arten, wie sie sich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zusammen zu setzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundsatz unsers Verfassers ist umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß sie etwas gewisses ausdrücken, nachzumachen weis, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art die Schauspielkunst zu studiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauspieler unsers Verfassers? Nichts, oder aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieses ist auch die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unsre Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wissen, was er dabey denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher, als leicht zu machen.

V.

Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bey mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vosves, von Vives-Eaux, 2c. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eines von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der französischen Armeen, und Gouverneur von Hünningen, in dessen Diensten und unter dessen Aufsicht er sich ganzer sieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geschickt machte. Dieser Herr hatte sich ehedem nicht nur im Felde einen grossen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, sondern war auch königlicher Abgesandter bey den Schweitzerischen Cantons gewesen. Er besas sehr besondere Verdienste, und wußte zwey ganz entgegen gesetzte Eigenschaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge Destouches befand sich noch in dem Hause des Marquis, als er seine erste Komödie ans Licht stellte. Es war dieses der unverschämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Versen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht so wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, so war er es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er so gar manche vortrefliche Einsicht in die Kunst, in welcher er sich zu zeigen anfing, erlangt.

So viel ist gewiß, daß unser Dichter schon in seinem ersten Stücke eine besondre Kenntniß der grossen Welt und der Art, durch welche sich das Lächerliche derselben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterscheidet, zeigte, und überall diejenige Anständigkeit auch bey Schilderung der Laster blicken ließ, die fast nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachsen sind, natürlich zu seyn scheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlassen, ward er nach und nach in verschiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch sein Beyspiel auf eine sehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß sich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten schicke, und besonders die geringsten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig sey. Die Belohnungen seiner Verdienste blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorbeerkränze zu flechten, und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleise. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatischen Commentariis über alle tragische und komische, so wohl alte als neue Dichter, ohne die Spanischen, Englischen und Italiänischen auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen, und der erste Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus und Terenz enthält, ist bereits vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beyden Corneilles gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht sehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über grosse Meister besser urtheilen, als wer selbst ein grosser Meister ist, und zugleich die edle Bescheidenheit besitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er starb zu Melun, den 5ten Julius dieses Jahres.

Seine dramatischen Stücke sind zu verschiedenen malen zusammen

gedruckt worden. Die neuste Ausgabe davon ist ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt ist. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat sie dem Herrn Destouches selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt, und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kann wiederfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stück. Das erste ist der unverschämte Neugierige, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesetzt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellet ward. Das zweyte Stück ist der Undankbare (l'Ingrat) in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der Unentschlüßige (l'Irresolu) auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unser Destouches gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück ist der Verleumder, (le Medisant) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: Die dreyfache Heyrath (le triple Mariage.) Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: Die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (la belle Orgueilleuse ou l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil bestehet aus fünf Stücken. Erstlich aus der unvermutheten Hinderniß, oder der Hinderniß ohne Hinderniß, (l'obstacle imprevu ou l'obstacle sans obstacle) einem Lustspiele in Versen und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweytens aus dem Verschwender oder der ehrlichen Be-

triegerin, (le Dissipateur ou l'honnete friponne) in Versen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem Ruhmredigen (le Glorieux) auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meisten Beyfall erworben hat. Er ist so bescheiden einen grossen Theil dieses Beyfalls den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und sich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere und der Lisette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuschauer erworben. Der Herr Dufresne hatte den Ruhmredigen vorgestellt, und seinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die blosse Art, sich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das schlechteste Stück aufrecht erhalten; doch sollten nur diejenigen Verfasser das Vorrecht haben, sie für ihre Geburthen zu finden, die auch die schlechtesten Schauspieler nicht so vorstellen können, daß sie nicht noch immer Schönheiten genug behalten sollten. — Das vierte Stück in diesem Theile sind die verliebten Philosophen (les philosophes amoureux) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen; und das sechste Stück ist der poetische Dorfjuncker (le poete Campagnard). Dieses letztere hat einen besondern Prolog, welcher der Triumph des Herbstes (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauspiele, und einige Kleinigkeiten. Das erste Stück ist das Gespenst mit der Trommel, (le Tambour nocturne) in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Destouches, sondern eine Nachahmung eines englischen Stückes des Herrn Addisons, welches in seiner Sprache The Drummer heißt, und auch in Deutschland bekannt genug ist. Unser Dichter war in England gewesen, und hatte den Herrn Addison persönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen schönen Geistern seiner Nation die wenigste Entfernung für das französische Theater gehabt habe, und mit den regellosen Unanständigkeiten der englischen Bühne gar nicht zufrieden

gewesen sey. Er hatte auch seinen Drummer in keiner andern Absicht geschrieben, als seinen Landsleuten zu zeigen, daß sich Regeln und Witz, Anständigkeit und Satyre ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt sein Stück noch allzuviel Englisches, als daß es ohne Veränderungen auf dem französischen Theater hätte gefallen können. Diese nun machte der Herr Destouches mit aller möglichen Geschicklichkeit, und wenn er die stolze Treulosigkeit der englischen Schriftsteller, besonders Drydens hätte nachahmen wollen, so hätte er ganz wohl das ganze Schauspiel für sein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den englischen Urheber schimpfen können. — — Der verheyrathete Philosoph (le Philosophe marié) ist das zweyte Lustspiel im dritten Theile. Es ist in Versen und fünf Aufzügen. Auch dieses fand ungemeinen Beyfall, und sein Verfasser schrieb es dem Minister und Staatssecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück ist eigentlich nichts als eine dramatische Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidische Kunstrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es ist in Prosa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der Neidische. (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet ist der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfasser eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeitzige und die Unbesonnene. (l'Ambitieux et l'Indiscrete) Er hat ihm deswegen den Namen eines blossen Lustspiels nicht geben wollen, weil alle Personen darinnen von einem gewissen Range sind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müssen, wollte er anders seine Helden in die vortheilhaftesten Umstände für die Entwickelung ihrer Charaktere setzen. Es ist ein Prolog bey dem Ehrgeitzigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verschiedene Personen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauspiel in diesem Theile ist die abgenutzte Liebe, (l'Amour usé) ein prosaisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit diesem Stücke ging es dem Verfasser ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der ersten Vorstellung um allen Beyfall. Er beklagt sich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Lustspiele vorgedruckt ist, sehr empfindlich darüber, und es schmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieser Beschimpfung nicht habe

sichern können. — — Ausser diesen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertissements, welche aber durchaus nichts sagen wollen, und beynahe ihres Verfassers unwerth wären, wenn sie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem sie gespielt worden, gewisse gesellschaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leser durchaus unmerklich sind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erste ist der Sonderling (l'Homme singulier) ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen. Es ist eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfasser bezeigt eine besondre Liebe für dasselbe und schmeichelt sich selbst, daß man nicht allein das hohe Komische und die lebhafte und männliche Moral, welche seinen übrigen Stücken so viel Beyfall erworben, sondern auch einen ziemlich neuen und sehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück ist die Stärke des Naturells, (la force du naturel) ebenfalls in Versen und fünf Aufzügen. Man ist mit dem Inhalte dieses Lustspiels nicht zufrieden gewesen, und kann es auch gewissermaassen nicht wohl seyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es ist gleich das Gegenspiel von der Nanine des Herrn von Voltaire, welcher wenigstens in diesem Stücke ein besserer Kenner der Natur als der alte Destouches gewesen ist. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der junge Mensch, der die Probe aushält; es ist in Prosa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieses gleich die Frucht des Alters ist, so ist es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftstellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils bestehet aus den ersten Auftritten verschiedener Lustspiele, die der Verfasser ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er sie gleich für nichts, als für blosse Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der sich in der komischen Dichtkunst üben wollen, gemacht habe. Die vornehmsten davon sind Anfangsscenen zu einem Lustspiele, welches der liebenswürdige Alte heissen sollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Rachsüchtigen. Auch ist der Anfang zu einem Lustspiele Protheus da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig ist. Wird wohl jemand so kühn seyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein solcher Dichter entworfen

hat? — — Noch findet man in diesem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und siebenzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König über seine Genesung. Nur die Lieder des Hrn. Destouches, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seiner Werke. Sie ist übrigens noch mit dem in Kupfer gestochnen Bilde unsers Dichters geziert, von welchem der Verleger versichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher ist als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemählde eines Largilliere gestochen hat; so viel weis ich, daß dieses von bessern Geschmack ist.

VI.

Ueber das Lustspiel die Juden,

im vierten Theile der Leßingschen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Lustspiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urtheile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn sie mich unglücklicher Weise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

Es sind diese Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieses Jahres, gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. „Der Endzweck dieses Lustspiels, hat mein Hr. Gegner die „Gütigkeit zu sagen, ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nehmlich die „Thorheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen,

„womit wir den Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses
„Lustspiel nicht lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck ge=
„dichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts
„Schwedischer Gräfin stehet, beyfallen muß. Bey Lesung beyder aber
„ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch
„etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels
„oder zu künftiger Verbesserung der Erdichtungen dieser Art bekannt
„machen wollen. Der unbekannte Reisende ist in allen Stücken so voll=
„kommen gut, so edelmüthig, so besorgt, ob er auch etwann seinem
„Nächsten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht belei=
„digen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu
„unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen,
„Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen
„auch zu sehr mit Feindschaft, oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen
„die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüth sich gleichsam
„selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen
„desto mehr, jemehr wir dem edeln und schönen Bilde Wahrheit und
„Daseyn wünscheten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Red=
„lichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Bey=
„spiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man
„wünschen möchte. Bey den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum
„wenigsten der größte Theil derselben angenommen hat, ist auch eine
„allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze Volk
„von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung
„zum Betruge giebt, als andre Lebensarten."

Man sieht leicht, daß es bey diesen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erstlich darauf, ob ein rechtschafner und edler Jude an und vor sich selbst etwas unwahrscheinliches sey; zweytens ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiele unwahrscheinlich sey. Es ist offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach sich zieht; und es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey diesem, als bey dem erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschafnen und edeln

Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er giebt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es sich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es sey; folgt aber also nicht nothwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, so bald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wenn hören sie aber auf, dieses zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von andern Umständen vernichtet werden, das ist, wenn sich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der GOtt seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn so gar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieset, und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verstand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fliessen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus: noch alsdenn, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten seyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. — —

Ich bin schon allmälich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben so wohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschafnen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Avthenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er.[1]

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier, das 70 Stück der Göttingschen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie den Articel von Berlin. Die Herren „Anzeiger recensiren den 4ten Theil der Leßingschen Schriften, die „wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, „daß sie an dem Lustspiele, die Juden, aussetzen? Den Hauptcharakter, „welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmüthig „ist. Das Vergnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit eines „solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit „unterbrochen, und endlich bleibt in unsrer Seele nichts, als der blosse „Wunsch für sein Daseyn übrig. Diese Gedancken machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was sie mich „haben empfinden lassen. Welche Erniedrung für unsere bedrengte „Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volck der

[1] [„Michaelis war der Göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis." Karl G. Lessing im 23. Teil von G. E. Lessings sämtlichen Schriften, Berlin 1794, S. 119.]

„Christen hat uns von je her als den Auswurf der Natur, als Ge„schwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten „Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von diesen „vermuthete ich die uneingeschränckte Billigkeit, deren Mangel uns „insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich „geirrt, als ich einem jeden Christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtig„keit zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch „ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahr„scheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu „können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der Juden „ausdrückt, alle Propheten und die grössesten Könige aufstanden? Ist „sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das „menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen „auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Un„gerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig „mitten unter freyen und glückseligen Bürgern eingeschränckt leben, „ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt „aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrengter Seelen, die „einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzu„sprechen.

„Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren „Recensenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. „Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich, „wann ich ihn von dieser Seite betrachte) das wunderbare, das un„erwartete in der Komödie seyn. Soll nun der Charakter eines hoch„müthigen Bürgers der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so „unwahrscheinlich nicht seyn, als eines Juden, der großmüthig ist? „Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation „nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stückes beywohnen; er wird „gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, ob es „gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn „auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß ge„trieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen.

„Die guten Leute, wird er bey sich denken, haben doch endlich die „grosse Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So mensch„lich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt ist.

„Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem Leßingschen Schau„spiele seinen Werth entziehen wollte; keines weges! Man weis daß „sich der Dichter überhaupt, und ins besondere wenn er für die Schau„bühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung „zu richten habe. Nach dieser aber muß der unvermuthete Charakter „des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und „in so weit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit „schuldig, daß er sich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu „überzeugen, die für sie von grosser Wichtigkeit seyn muß.

„Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung nicht „aus der Feder eines Theologen geflossen seyn? Diese Leute denken „der Christlichen Religion einen grossen Vorschub zu thun, wenn sie „alle Menschen, die keine Christen sind, für Meichelmörder und Strassen„räuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der Christlichen Religion „so schimpflich zu denken; das wäre ohnstreitig der stärkste Beweis „wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen alle Mensch„lichkeit aus den Augen setzen müßte.

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten „ihre Urtheile mit Blute versiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen „nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geitz hinaus, den sie „vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdischen Haufen „zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn des„wegen aufhören wahrscheinlich zu seyn, daß ein Jude einem Christen „der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? „Oder wenn er es gethan, muß er sich nothwendig das edle Ver„gnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, „mit niederträchtigen Belohnungen versaltzen lassen? Gewiß nicht! „Zuvoraus wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude im „Schauspiele gesetzt worden.

„Wie aber, soll dieses unglaublich seyn, daß unter einem Volke „von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes „Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! so „ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr

„für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, „als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natür„liche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche „Grausamkeit erhaben!

„Wer Sie näher kennt, theuerster Freund! und Ihre Talente „zu schätzen weis, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie „leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor „schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz „bessern, und sich in den Rang der größten Männer erheben können. „Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob Sie, großmüthiger Freund! „nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn „Sie auf Ihrer gelehrten Reise, in seine Umstände gesetzt worden „wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren „wollte, einzelne Exempel von edlen Gemüthern anzuführen. Nur das „Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen „leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden ge„meiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Ab„scheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird „man anführen können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Pro„feßion aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird „es aber nicht manchem sonst redlichen Christen seinem Nebenmenschen „für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es „sey Niederträchtigkeit bey den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit „Menschenblut verschont; so ist Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde „gegen die Armen beyder Nationen? Und wie hart verdient das Ver„fahren der meisten Christen gegen ihre Arme genennt zu werden? „Es ist wahr, sie treiben diese beyden Tugenden fast zu weit. Ihr „Mitleiden ist allzu empfindlich, und hindert beynah die Gerechtigkeit, „und ihre Mildigkeit ist beynah Verschwendung. Allein, wenn doch „alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewunderns„würdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. „Doch schon ihre gesellschaftliche Tugenden sind hinreichend genug, „die Göttingsche Anzeigen zu widerlegen; und ich betaure den, der

„eine so allgemeine Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. Ich „bin ꝛc.“

* *
*

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zuviel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingschen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane, ein sehr einnehmendes Stück machen liesse. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

Zweytes Stück.

1754.

VII.

Von den lateinischen Trauerspielen welche unter dem Namen des Senera bekannt sind.

Die einzigen Ueberreste, woraus man die tragische Bühne der Römer einigermassen beurtheilen kann, sind diejenigen zehn Trauerspiele, welche unter dem Namen des Seneca gelesen werden.

Da ich jetzt vorhabe, sie meinen Lesern bekannter zu machen, so sollte ich vielleicht verschiedene historischkritische Anmerkungen und Nachrichten voraus schicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfassern dieser Trauerspiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklärten. Doch weil sich hiervon schwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht schon selbst gelesen hat, so will ich in dieser meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrscheinlicher Weise beobachten würde, der sich selbst von diesen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerspiele nach der Reihe durchgehen, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je grösser die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehne, welche folgende Ueberschriften führen. I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Oedipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

I.
Der rasende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben vermählt. Seine Thaten und besonders seine Reise in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden und bemächtigte sich des Thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es vor gut, sich mit der zurückgelassenen Gemahlin des Herkules zu verbinden. Doch indem er am heftigsten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyrannischen Lycus mit allen seinen Anhängern. Juno, die unversöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beständige Glück dieses Helden erbittert, und stürzt ihn durch Hülfe der Furien, in eine schreckliche Raserey; deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieses Trauerspiels sind. Ausser dem Chore kommen nicht mehr als sechs Personen darinne vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theseus.

Auszug.

Juno eröfnet die Scene. Herkules ist in den zwey ersten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weis sie doch schon, daß er gewiß erscheinen werde, und schon bereits siegend die Hölle verlassen habe. Man muß sich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alcmene erzeugt hatte. Sie tobt also in diesem ersten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider diese Frucht derselben insbesondere. Endlich faßt sie wider den Herkules den allergrausamsten Anschlag. — — Wir wollen sehen, wie dieses der Dichter ungefehr ausgeführt hat.

Sie sagt gleich Anfangs, daß sie, die Schwester des Donnergotts — — denn nur dieser Name bleibe ihr noch übrig — — die ätherischen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlassen habe. „Ich muß auf der Erde wandeln, um den Kebsweibern „Platz zu machen. Diese haben den Himmel besetzt! Dort glänzt von

„dem erhabensten Theile des eisreichen Pols Callisto in der Bärin, „und regieret argolische Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der „laue Frühling herab fließt, schimmert der schwimmende Träger Euro„pens. Hier bilden des Atlas schweifende Töchter das den Schiffern „und der See furchtbare Gestirn; dort schreckt mit drohendem Schwerd „Orion die Götter. Hier hat der güldne Perseus seine Sterne; „dort Castor und Pollux ꝛc. Und damit ja kein Theil des Him„mels unentehrt bleibe, so muß er auch noch den Kranz des Cnoßischen „Mädchens tragen. Doch was klage ich über alte Beleidigungen? Wie „oft haben mich nicht des einzigen gräßlichen Thebens ruchlose Dirnen „zur Stiefmutter gemacht! Ersteige nur den Himmel, Alcmene; be„mächtige dich nur siegend meines Sitzes; und du, ihr Sohn, um „dessen Geburth die Welt einen Tag einbüßte und der langsame Phöbus „später aus dem Eoischen Meere aufstieg, nimm die versprochnen Ge„stirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht fahren lassen; mein rasen„der Schmerz, mein tobender Zorn soll mich zu ewigen Kriegen reitzen „— — Aber, zu was für Kriegen? Was die feindselige Erde nur „scheusliches hervorbringt; was Meer und Luft nur schreckliches, gräß„liches, wildes und ungeheures tragen, alles das ist von ihm gebändigt „und besiegt. Das Ungemach stärkt ihn; er nützet meinen Zorn; er „verkehret meinen Haß in sein Lob, und je härtere Dinge ich ihm „auflege, je mehr beweiset er seinen Vater! — —“ Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott schon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als sie dieselben erdencke. Die Erde sey ihm nicht weit genug gewesen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und schleppe, über sie triumphirend, mit stoltzer Faust den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt sie fort, erblaßte, die Sonne zitterte, „als sie den Cerberus erblickte; mich selbst überfiel ein Schauer, da „ich das überwältigte dreyköpfigte Ungeheuer sahe, und ich erschrak „über meinen Befehl. — —“ Sie fürchtet, Herkules werde sich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirrdische überwunden habe; er werde seinem Vater den Scepter entreissen, und nicht, wie Bacchus, auf langsamen Wegen sich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt sie ersteigen und über den öden Himmel gebiethen

wollen. — „Wüthe nur also fort, mein Zorn; wüthe fort! Unterdrücke „ihn mit seinem grossen Anschlage; falle ihn an, Juno, zerfleische ihn „mit deinen eignen Händen. Warum überträgst du andern deinen „Haß? — — Welche Feinde kannst du ihm erwecken, die er nicht „überwunden habe? Du suchst einen, der ihm gewachsen sey? Nur er „selbst ist sich gewachsen. So bekriege er sich dann also selbst! Her= „bey ihr Eumeniden! Herbey aus dem tiefsten Abgrunde des Tartarus! „Schüttelt das flammende Haar; schlagt ihm mit wüthenden Händen „vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannst du nach den himm= „lischen Wohnungen trachten! — — Umsonst glaubst du dem Styx „entflohen zu seyn! Hier, hier will ich dir die wahre Hölle zeigen! „Schon rufe ich die Zwietracht aus ihrer finstern Höhle, noch jenseits „dem Reiche der Verdammten, hervor! Was du noch schrekliches da „gelassen hast, soll erscheinen. Das lichtscheue Verbrechen, die wilde „Ruchlosigkeit, die ihr eigen Blut leckt, und die irre stets wider sich „selbst bewafnete Raserey; diese, diese sollen erscheinen und Rächer „meines Schmerzes seyn! Fanget dann also an, ihr Dienerinnen des „Pluto! Schwinget die lodernden Fackeln! Strafet des Styx kühnen „Verächter! Erschüttert seine Brust und laßt sie ein heftiger Feuer „durchrasen, als in den Höhlen des Aetna tobet! — — Ach, daß „Herkules rasen möge, muß ich vorher erst selbst rasen. Und warum „rase ich nicht schon? — —“ Auf diese Art beschließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; sie wolle ihn seine Kinder gesund wieder finden lassen, aber in einer plötzlichen Unsinnigkeit solle er ihr Mörder werden. „Ich will ihm selbst die Pfeile von der gewissen Senne „schnellen helfen; ich will selbst die Waffen des Rasenden lenken, und „endlich einmal selbst dem kämpfenden Herkules beystehen. Mag ihn „doch nach dieser That sein Vater in den Himmel aufnehmen —“ Mit diesem Vorsatze begiebt sich Juno fort, weil sie den Tag an= brechen sieht.

Diesen Anbruch des Tages beschreibt der darauf folgende Chor. Er beschreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vor= gehen, und nach den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige, fügt er hinzu, be= „glückt die sichere Ruhe! Wie wenige sind der Flüchtigkeit des Lebens

„eingedenck, und nützen die nie wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil „es noch das Schicksal erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit „schnellen Tagen dahin, und die unerbittlichen Schwestern spinnen fort, „ohne den Faden wieder aufzuwinden. — —“ Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schicksale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehre, die diese treibt, nicht, sondern wünscht sich, in einer verborgenen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber sichern Orte fest stehe, wenn die kühne Tugend hoch herab stürzet. — — Hier sieht er die traurige Megara, mit zerstreuten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo, der Halbvater des Herkules, langsam nachfolgt. Er macht ihnen also Platz und Megara eröfnet den

Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühseligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag sie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern sey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelassen werde; daß ihn Juno seit der zartesten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthiget habe, noch ehe er fähig gewesen sey, sie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er schon in der Wiege, so fest sie ihn auch umschlungen hatten, mit lächelnden Blicke zerquetschte, und berührt alle seine übrigen Thaten mit kurzen mahlerischen Zügen, bis auf die schimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber, fährt sie fort, was „hilft ihn alles dieses? Er muß der Welt, die er vertheidigte, entbehren. Und schon hat es die Erde empfunden, daß der Urheber ihres „Friedens nicht zugegen sey! Das glückliche Laster heißt Tugend; die „Bösen herrschen über die Guten; Gewalt geht vor Recht und die „Gesetze verstummen vor Furcht. — —“ Zum Beweise führt sie die Grausamkeiten des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, dessen Söhne, ermordet und sich des Thebanischen Reichs bemächtiget habe. Sie betauret, daß diese berühmte Stadt, aus welcher so viel Götter entsprossen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche selbst der Vater der Götter sich

so oft herab gelassen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müsse. „Der, welcher zu Wasser und Land die Laster verfolgt, „und tyrannische Scepter mit gerechter Faust zerbrochen hat, muß selbst „abwesend dienen, und das Joch tragen, wovon er andre befreyet. „Dem Herkules gehöret Theben und Lycus hat es inne. Doch lange „wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held an das „Tageslicht wieder hervor bringen; er wird den Weg zurück entweder „finden, oder sich machen. — — Erscheine denn, o Gemahl, und komm „als Sieger zu deinem besiegten Hause zurück! Entreisse dich der Nacht, „und wann alle Rückgänge verschlossen sind, so spalte die Erde, so wie „du einst das Gebirge spaltetest, und dahin den Ossa und dorthin den „Olympus warfst und mitten durch den Thessalischen Strom einen „neuen Weg führtest. Spalte sie; treibe was in ewigen Finsternissen „begraben war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, „vor dir her, und so stelle dich deinen Aeltern, deinen Kindern, deinem „Vaterlande wieder dar! Keine andre Beute davon bringen, als die „man dir befohlen hat, ist deiner unwürdig! — —" Doch hier besinnt sich Megara, daß diese Reden für ihre Umstände zu großsprechrisch sind; und wendet sich lieber zu den Göttern, welchen sie Opfer und heilige Feste verspricht, wenn sie ihr den Gemahl bald wieder schencken wollen. „Hält dich aber, fügt sie hinzu, eine höhere „Macht zurück; wohl, so folgen wir! Entweder schütze uns durch deine „Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach dir! — — Ja, nachziehen „wirst du uns dir; denn uns Gebeugte vermag auch kein Gott auf„zurichten."

Hier unterbricht sie der alte Amphitryo. „Hoffe ein besseres, „spricht er, und laß den Muth nicht sinken. Er wird gewiß auch aus „dieser Mühseligkeit, wie aus allen, grösser hervorgehen!"

Meg. Was die Elenden gern wollen, das glauben sie leicht.

Amphit. Oder vielmehr, was sie allzusehr fürchten, dem vermeinen sie auf keine Weise entgehen zu können.

Meg. Aber jetzt, da er in die Tiefe versenkt und begraben ist, da die ganze Welt auf ihm liegt, welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdstrich, und durch das trockne Meer stürmender Sandwogen fand rc.

Meg. Nur selten verschonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann sich lange so häufigen Gefahren sicher blos stellen. Wen das Verderben so oft vorbey gegangen ist, den trift es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil sie den wüthenden Lycus mit drohendem Gesicht, und mit Schritten, die seine Gemüthsart verrathen, einhertreten sieht. Er redet die ersten zwanzig Zeilen mit sich selbst, und schildert sich als einen wahren Tyrannen. Er ist stolz darauf, daß er sein Reich nicht durch Erbschaft besitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geschlecht aufweisen könne. Er trozt auf seine eigene Tapferkeit, und findet, daß seine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerde beruhe. „Nur dieses, sagt er, kann „bey dem schützen, was man wider Willen der Unterthanen besitzt — —“ Unterdessen will er doch auch nicht unterlassen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet sich nehmlich ein, daß er sein neu erobertes Reich durch nichts mehr befestigen könne, als wenn er sich mit der Megara vermählte. Er kann sich nicht vorstellen, daß sie seinen Antrag verachten werde: sollte sie es aber thun, so hat er bereits den festen Entschluß gefaßt, das ganze Herkulische Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von so einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmsten Stücken der Regierungskunst, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu seyn. In dieser Gesinnung will er sogleich den Versuch machen, und geht auf die Megara los, die sich schon im voraus von seinen Vorhaben nichts gutes verspricht. Seine Anrede ist nicht schlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet sie, ihn ruhig anzuhören. Er stellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt stehen würde, wenn Sterbliche einander ewig hassen wollten. „Dem Sieger und dem Besiegten liegt daran, daß der Friede endlich „wieder hergestellet werde. Komm also und theile das Reich mit mir; „laß uns in ein enges Bündniß tretten, und empfange meine Rechte, „als das Pfand der Treue. — —“ Megara sieht ihn mit zornigen Blicke an. „Ich, spricht sie, sollte deine Rechte annehmen, an welcher „das Blut meines Vaters, und meiner Brüder klebt? Eher soll man „die Sonne im Ost untergehen, und im West aufgehen sehen; eher „sollen Wasser und Feuer ihre alte Feindschaft in Friede verwandeln rc.

„Du hast mir Vater, Reich, Brüder und Götter geraubt. Was blieb „mir noch übrig? Eins blieb mir noch übrig, welches mir lieber als „Vater, Reich, Brüder und Götter ist: das Recht dich zu hassen. Ach! „warum muß auch das Volk dieses mit mir gemein haben. — — „Doch herrsche nur, Aufgeblasener; verrathe nur deinen Uebermuth! „Gott ist Rächer und seine Rache folget hinter dem Rücken der Stolzen.“ Sie stellt ihm hierauf vor, was für ein strenges Schicksal fast alle Thebanische Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Oedipus und seine Söhne, Niobe und Cadmus sind ihre schrecklichen Beyspiele. „Sieh, fährt sie fort, diese warten deiner! Herrsche wie du willst, „wenn ich dich nur endlich in eben das Elend, das von unserm Reiche „so unzertrennlich ist, verwickelt sehe. — —“ Lycus wird über diese Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhnische Art zu verstehen, daß er König sey, und sie gehorchen müsse. „Lerne, sagt er, von „deinem Gemahl, wie unterwürfig man Königen seyn müsse.“ Er zielet hiemit auf die Befehle des Eurystheus, die sich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch, spricht er weiter, ob ich schon die Gewalt „in meinen Händen habe, so will ich mich doch so weit herablassen, „meine Sache gegen dich zu rechtfertigen.“ Er bemüht sich hierauf, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von sich abzuwelzen. „Sie „sind im Streite umgekommen. Die Waffen wissen von keiner Mäßi„gung; und die Wuth des gezückten Schwerdes kennet kein Schonen. „Es ist wahr, dein Vater stritt für sein Reich, und mich trieben sträf„liche Begierden. Doch jetzt kömmt es nicht auf die Ursache, sondern „auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher an das geschehene „nicht länger denken. Wenn der Sieger die Waffen ablegt, so ge„ziemet es sich, daß auch der Besiegete den Haß ablege. Ich verlange „nicht, daß du mich mit gebogenem Knie verehren sollst. Es gefällt „mir vielmehr, daß du deinen Unfall mit starken Muthe zu tragen „weißt. Und da du die Gemahlin eines Königs zu seyn verdienest, „so sey es denn an meiner Seite.“ Megara geräth über diesen Antrag ausser sich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erst, „daß ich eine Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt soll „meine Treue überwinden; als die Deinige will ich sterben.“

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben ist, macht dich so kühn?

Megara. Er stieg in die Hölle herab, um den Himmel zu ersteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Last der Erde liegt nun auf ihm.[1]

Megara. Kann eine Last für den zu schwer seyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirst gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weis nicht zu sterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geschenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du sollst sterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehst du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieser Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienste?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennst du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wofür sich alle entsetzen.

Diese kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten sind, werden noch einige Zeilen fortgesetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antastet, und den alten Amphitryo also nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir, spricht er, kömmt es zu, „ihm seinen wahren Vater nicht streitig machen zu lassen." Er führt hierauf seine erstaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergestellet, und die Götter selbst vertheidiget habe. „Zeigen diese nicht deutlich genug, daß Jupiter sein Vater sey, oder „muß man vielmehr dem Hasse der Juno glauben? Was lästerst „du den Jupiter, erwiedert Lycus? Das sterbliche Geschlecht ist keiner „Verbindung mit dem Himmel fähig. — —" Er sucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unstätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo setzt diesen Beschuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte gewesen

[1] auf ihn. [1754]

sey, der auf einer herumirrenden Insel sogar gebohren worden, und mit dem ersten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyspiel des Bacchus, und zeigt auch an diesem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott gebohren werden, zu stehen komme.

Lycus. Wer elend ist, ist ein Mensch.

Amph. Wer tapfer ist, ist nicht elend.

Lycus will ihm auch diesen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer sehr spöttischen Art seines Abentheuers mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft sich Amphitryo auf den Bacchus, welcher sich nicht geschämt habe, das Haar zierlich fliegen zu lassen, den leichten Thyrsus mit spielender Hand zu schwenken, und im sanften Gange den güldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter sich her zu ziehen. Nach vielen und schweren Thaten, fügt er hinzu, ist es der Tapferkeit gantz wohl erlaubt, sich zu erhohlen. — —

Lycus. Dieses beweiset das Haus des Thespius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieses hatte ihm keine Juno, kein Eurystheus befohlen; es waren seine eigne Thaten.

Auf diese höhnische Anmerkung erwiedert Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheissen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx, des Antäus, des Busiris, des Geryon. „Und „auch du, Lycus, wirst noch unter die Zahl dieser Ermordeten kommen, „die doch durch keine Schändung sein Ehebette zu beflecken gesucht."

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt ist, ist auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir soll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt Lycus seine Ruchlosigkeit auf das höchste. Er wirft dem guten Alten seine gefällige Nachsicht gegen den Jupiter vor, und will, daß sich Megara nur ein Exempel an der Alcmene nehmen solle. Er droht sogar Gewalt zu brauchen, und sagt, was ich keinem tragischen Dichter jetziger Zeit zu sagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt sich, daß sie in diesem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermnestra, welches die einzige von den

funfzig Schwestern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes schonte. Auf diese Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Weil „du denn also unsre Verbindung so hartnäckig ausschlägst, so erfahre „es, was ein König vermag. Umfasse nur den Altar; kein Gott soll „dich mir entreissen; und wenn auch Alcides selbst triumphirend aus „der Tiefe zurückkehrte. — —" Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen solle. Er will das ganze Geschlecht des Herkules in seinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reissen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerst sterben dürfe. „Sterben? „spricht Lycus. Wer alle zum Sterben verdammt, ist kein Tyrann. „Die Strafen müssen verschieden seyn. Es sterbe der Glückliche; der „Elende lebe." Mit diesen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weis weiter nichts zu thun, als die Götter wider diesen Wütrich anzurufen. „Doch „was flehe ich umsonst die Götter an. Höre mich, Sohn, wo du auch „bist! — Welch plötzliches Erschüttern? Der Tempel wankt; der Boden „brillet! Welcher Donner schallt aus der Tiefe hervor — — Wir „sind erhört! — — Ich höre, ich höre sie, des Herkules nahende „Tritte."

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Gesang desselben ist eine Apostrophe an das Glück, welches seine Wohlthaten so ungleich austheile und den Eurystheus in leichter Ruhe herrschen lasse, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müsse. Hierauf wird die Anrede an diesen Held selbst gerichtet. Er wird ermuntert, siegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringers zu thun, als die Banden des Schicksals zu zerreissen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt seiner Saiten, Eurydicen von den unerbittlichen Richtern, obschon unter einer allzustrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geschlossen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Gesänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten sey.

Dritter Aufzug.

Die erwünschte Erscheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts

als durch den vorigen Chor unterschieden wird. Megara und Amphitryo sind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet sie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet sich hierauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andere Götter, die von oben auf das Irrdische herabsehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieses Ungeheuer nicht sehen wolle, sich unterdessen den Blitz vor die Augen zu halten: visus fulmine opposito tege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren, und den übrigen, das Gesicht wegzuwenden. „Der Anblick dieses Scheusals, fährt er „fort, ist nur für zwey; für den, der es hervorgezogen, und für die, „die es hervorzuziehen befohlen.“ Dieser, der Juno nehmlich, spricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt sich das Chaos der ewigen Nacht, und was noch ärger als Nacht sey, und der Finsterniß schreckliche Götter, und das Schicksal überwunden zu haben. Er fordert sie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert sich, daß sie seine Hände so lange müßig lasse. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anstalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen lassen. Er sieht den Tempel mit bewafneter Mannschaft umsetzt, und da er noch darüber erstaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieser zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten desselben sey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt sogleich, was diese traurige Tracht seines Vaters und seiner Gemahlin, und der schmutzige Aufzug seiner Kinder bedeute. „Welch Unglück drückt das Haus?“ Amphitryo antwortet auf diese Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet sey, daß Lycus herrsche, und daß dieser Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undanckbare Erde! So ist niemand dem Herkulischen Hause zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt solch Unrecht mit ansehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es sterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theseus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erschienen, ins Wort. „Diesen „Fleck sollte deine Tapferkeit tragen? Lycus sollte ein würdiger Feind „Alcidens seyn? Nein; ich muß sein verhaßtes Blut vergiessen.“

Doch Herkules hält den Theseus zurück, entreißt sich den

Umarmungen seines Vaters und seiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich angekommen „sey — —“ So sagt er und geht ab. Theseus wendet sich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, sein Gesicht aufzuheutern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich, sagt „er, den Herkules kenne, so wird er gewiß an dem Lycus des er„mordeten Creons wegen Rache üben. Er wird? Nein er übt sie „schon. Doch auch dieses ist für ihn zu langsam: er hat sie bereits „geübt. — —“ Hierauf wünscht der alte Amphitryo, daß es Gott also gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefehrten seines unüberwindlichen Sohnes nähere Umstände von dem unterirrdischen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wissen. Theseus weigert sich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmsten Gottheiten um Erlaubniß gebethen, fängt er eine lange und prächtige Beschreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derselben besonders, welches den Kampf des Herkules mit dem höllischen Ungeheuer schildert, ist von einer ausserordentlichen Stärke. Die gantze deutsche Sprache, — — wenigstens so wie ich derselben mächtig bin, — — ist zu schwach und zu arm, die meisterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das starrende Wasser des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte scheusliche Fuhrmann schrecken in den traurigsten Farben — — Charon war eben an dem dißeitigen Ufer mit dem leeren Nachen angelangt; als sich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drengte, und zuerst hinüber gesetzt zu werden begehrte. „Wohin, Verwegener? schrie der gräßliche „Charon. Hemme die eilenden Schritte!“· Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entrissenen Ruder, und stieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, sank unter der Last des einzigen tiefer herab, und schöpfte überladen mit schwankendem Rande letheische Fluth — — Endlich näherten sie sich den Wohnungen des geitzigen Pluto, die der Stygische Hund bewacht. Die Gestalt dieses dreyköpfigten Wächters ist die gräßlichste, und der Gestalt gleicht seine Wuth. Fähig auch den leisen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit gespitzten Ohren auf das

Geräusche nahender Füsse. Er blieb ungewiß in seiner Höle sitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm stand; und beyde furchten sich. Doch jezt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umzischen das dreyfache Haupt, die stillen Wohnungen ertönen und auch die seeligen Schatten entsetzen sich. Herkules löset unerschrocken den cleonäischen Raub von der linken Schulter, und schützt sich hinter dem noch schreckenden Rachen des Löwen. Er schwingt mit siegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trift das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern sincken, und räumet seinem Ueberwinder den Eingang. Die unterirrdischen Gottheiten entsetzen sich, und lassen den Cerberus abfolgen, und auch mich, spricht Theseus, schenkte Pluto dem bittenden Alciden. Dieser sträuchelt des Ungeheuers gebändigte Nacken und fesselt sie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Höllen sey, ließ furchtsam die Ohren sinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekannten Lichts die Augen traf, sträubte es sich, faßte neue Kräfte, schüttelte wüthend die tönenden Ketten, und fast hätte es den Sieger zurück geschleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuste des Theseus zu Hülfe, und so rissen beyde den vergebens rasenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug setzt der Dichter zu diesem Bilde, der gewiß wenige seines gleichen hat. Er sagt nehmlich, der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht so wenig als möglich in die verschloßenen Augen zu lassen:

— — — Sub Herculea caput
Abscondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volckes macht der Beschreibung ein Ende. Mit viel mattern Beschreibungen und ziemlich kalten Sittensprüchen ist der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirrdische Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin absteigen müssen. „Niemand, heißt es, kömmt dahin zu spät, von wannen er, wenn er einmal dahin gekommen ist, nicht wieder zurück kann. — Schone doch, „o Tod, der Menschen, die dir ohne dem zueilen. — — Die erste „Stunde, die uns das Leben schenkte, hat es auch wieder genommen ꝛc.“ Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es ist geschehen. Herkules hat den Lycus mit allen seinen Anhängern ermordet, und macht sich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft sie insgesamt dazu an, und nur die Kinder der Juno schließt er davon aus. Er will ganze Heerden schlachten, und ganze Erndten von Weyhrauch anzünden. Amphitryo der noch das Blut an den Händen seines Sohnes kleben sieht, erinnert ihn, sie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich wünschte, „selbst das Blut des verhaßten Hauptes den Göttern opfern zu können. „Kein angenehmeres Naß würde je den Altar benetzt haben; denn „dem Jupiter kann kein fetteres Opfer geschlachtet werden, als ein un„gerechter König. —“ Hierauf will er selbst das Opfergebeth anfangen, ein Gebeth, das, wie er sagt, des Jupiters und seiner würdig sey. Er fängt auch wircklich an, und bittet nichts geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völcker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters schiesse, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um der Anfang zu einer förmlichen Raserey zu seyn. Diese äussert sich nunmehr auch auf einmal. „Doch wie? Welche Finsternisse umhüllen den „Mittag? Warum schießt Phöbus so trübe Blicke, ohne von einer „Wolke verdunkelt zu seyn? Wer treibet den Tag zu seiner Dem„merung zurück? Welche unbekannte Nacht breitet ihr schwarzes Ge„fieder aus? Woher diese zu frühen Sterne, die den Pol erfüllen? „Seht, dort durchglänzet das erste der von mir gebändigten Ungeheuer, „der Löwe, ein weites Gefielde! Er glüet vor Zorn, und drohet töd„liche Bisse. Er speiet aus dem offenen Rachen Feuer, und schüttelt „die röthliche Mähne. Jezt wird er ein Gestirn herab reissen; jezt „wird er des harten Herbstes und des frostigen Winters breite Zeichen „überspringen, den Stier im Felde des Frühlings anfallen, und seinen „Nacken zermalmen. — —“ Amphitryo erstaunet über diesen plötzlichen Wahnwitz, doch Herkules fährt fort. Er kömmt auf seine Thaten, und will sich mit Gewalt den Eingang in den Himmel

eröfnen. Er drohet, wenn Jupiter geschehen lasse, daß ihm Juno noch länger zuwider sey, den Saturn zu befreyen, die Riesen zu neuen Kriegen aufzufrischen und sie selbst anzuführen. Diese Kriege glaubt er bereits mit allen ihren schrecklichen Verwüstungen zu sehen, bis er endlich seine eigne Kinder, die mit der Megara bey dem Opfer gegenwärtig seyn sollten, gewahr wird, und sie für die Kinder des Lycus ansieht. Dieser Wahn bringt seine Wuth aufs höchste. Er spannt seinen Bogen und durchschießt das eine, und das andere, welches seine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Faust, schwenkt es in der Luft herum, und zerschmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches seine Zuflucht zu seiner Mutter nimt, sieht er diese für die Juno an. Erst richtet er das Kind hin, und alsdann seine Gemahlin. — — Alles dieses, wird man sagen, müsse einen sehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römischen Bühne, deren Bauart von den unsrigen ganz unterschieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules seine Kinder und seine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuschauern aus dem Gesichte kömmt, so gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo sie nur von den übrigen Personen auf der Bühne können gesehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles was er sieht in eben dem Augenblicke sagt, und die Zuschauer also eben so lebhaft davon unterrichtet, als ob sie es selbst gesehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nachgeht, so schreyt Megara: „Wohin, „Unsinniger? Du vergießest dein eigen Blut.“ Mit diesen Worten eilt sie beyden nach, daß sie also bereits hinter der Scene ist, wenn Amphitryo folgende Erzehlung macht: „das zitternde Kind stirbt vor „dem feurigen Blicke des Vaters, noch ehe es verwundet worden. Die „Furcht hat ihm das Leben genommen. Und nun, nun schwenkt er „die tödliche Keule auf seine Gemahlin. Sie ist zermalmt, und nir„gends sieht man den Kopf des zerstümmelten Körpers. — —“ Amphitryo geräth hierüber ausser sich, er verwünscht sein Alter, das ihn zu diesem Unglücke gespart; er will nicht länger leben, sondern eilt den Pfeilen und der Keule des unsinnigen Mörders entgegen. Doch Theseus hält ihn zurück, und beschwört ihn, dem Herkules

das letzte und größte Verbrechen zu ersparen. Dieser kömmt unterdessen allmälig wieder zu sich, und Amphitryo erstaunt ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu sehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf sey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das starke Athemhohlen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es also für gut, ihn ruhen zu lassen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er sie nicht in einer neuen Raserey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugestossene Unsinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet sich besonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetisch apostrophirt. „Besänftige die „rasenden Aufwallungen seines Gemüths; und gieb dem Helden Frömmigkeit und Tugend wieder. Wo nicht, so laß ihn fortrasen, und „in steter Unsinnigkeit dahin leben. In ihr allein beruhet jetzt seine „Unschuld. Reinen Händen kommen diejenigen am nächsten, die ihr „Verbrechen nicht kennen. — —“ Er beschreibt nunmehr, wie verzweifelnd sich Herkules anstellen werde, wenn er wieder zu sich selbst kommen, und sein Unglück erfahren sollte. Und zuletzt beweinet er noch den zufrühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitryo und Theseus stehen schweigend von ferne. „Wo bin ich? In welchem Lande? Unter welchem „Himmelsstriche? ꝛc. Welche Luft schöpfe ich? Ich bin doch wenigstens „aus der Hölle wieder zurück? Aber, welche blutige Leichname sehe ich „hier gestreckt? Welche höllischen Schattenbilder schweben mir noch vor „den Augen? Ich schäme mich, es zu sagen: ich zittere. Ich weis „nicht, welcher schreckliche Unfall mir ahndet. Wo ist mein Vater? „Wo meine Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder „so stolz ist? Warum vermisse ich an meiner Linken die Beute des „überwundenen Löwens? — — Wo sind meine Pfeile? Wo der Bogen? „Ich lebe, und man hat mir meine Waffen abnehmen können? Wer „hat diesen Raub davon getragen? Wer hat auch den schlafenden „Herkules nicht gescheuet? Ich muß ihn doch sehen, meinen Sieger; „ich muß ihn doch sehen. Stelle dich, Sieger, den zu zeugen, der

„Vater den Himmel nochmals verlassen, und dem zu gefallen die Nacht „länger, als mir, stille gestanden — — Was sehe ich? Meine Kinder „ermordet? Meine Gemahlin todt? Welcher zweyte Lycus hat sich „des Reichs bemächtiget? Herkules ist wieder gekommen, und doch er= „kühnt man sich zu Theben solcher Verbrechen? Herbey Boeotier, „Phryger ꝛc. Zeiget mir den Urheber dieser gräßlichen Morde! — — „So breche denn mein Zorn auf meine Feinde los! Alle sind meine „Feinde, die mir meinen Feind nicht zeigen. — — Du verbirgest dich, „Alcidens Sieger? Erscheine ꝛc. Laß uns ohne Anstand kämpfen. Hier „stehe ich frey und bloß; auf! greife mich mit meinen eigenen Waffen „an. — — Doch warum entziehet sich Theseus, warum entzieht sich „der Vater meinen Blicken? Warum verbergen sie ihr Antlitz? Hemmet „dies Winseln! Saget, wer hat meine Söhne ermordet? Vater, warum „schweigst du? Rede, Theseus; aber rede so, wie ichs vom Theseus „gewohnt bin. Schweigt ihr noch? Noch wendet ihr voll Scham euer „Gesichte weg? Noch fallen verstohlne Thränen herab? — — Wessen „hat man sich bey solchem Unglücke zu schämen? Ist es Eurystheus; „ist es das feindliche Heer des ermordeten Lycus, von dem diese „Niederlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen meinen ruhm= „vollen Thaten bitte ich dich, sage, wer ist der Mörder meines Ge= „schlechts? Als wessen Beute habe ich untergelegen?“

Amph. Laß uns dies Unglück mit Stillschweigen übergehen.

Herkules. Und ich sollte ungerochen seyn?

Amph. Schon oft ist die Rache schädlich gewesen.

Herkules. Wer war je träge genug dergleichen Unglück zu erdulden?

Amph. Der, welcher noch grösser Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein grösseres Unglück zu fürchten seyn, als dieses?

Amph. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil ist es.

Herkules. Erbarme dich, Vater. Flehend strecke ich meine Hände gegen dich aus. — — Indem Herkules dieses thut, wird er gewahr, daß seine eigenen Hände voller Blut sind. Er wird gewahr, daß es seine eigenen Pfeile sind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er selbst, seinen Bogen habe spannen können, ist er genöthiget sich selbst für den Mörder zu

erkennen. „Wie? Vater, Freund, so bin ich es selbst der dieses Ver„brechen begangen hat? Ach! sie schweigen; ich bin es.“ Amphitryo will ihn trösten, und schiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umsonst; er geräth in eine so wüthende Verzweiflung, daß es scheint, die Raserey habe ihn nicht sowohl verlassen, als nur ihre Richtung verändert und sich gegen ihn selbst gewendet. Er bittet seinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergessen, und zornig von dem gestirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucasus gefesselt, oder zwischen den Symplegaden zerschmettert seyn. Er will Wälder zusammen häufen, und sich, befleckt von sträflichen Blute, in den brennenden Holzstoß stürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Diese soll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenseits dem Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekannt sey. — — Er beklagt, daß sein Gesicht zu verhärtet sey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod seiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will sein Schwerd, seine Pfeile, seinen Bogen zerbrechen; er will seine Keule, er will seine Hände, die sie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theseus, ihm zuzureden.

Thes. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herk. Oft ist ein zu grosser Irrthum anstatt des Verbrechens gewesen.

Thes. Hier ist Herkules nöthig. Ertrage diese Last von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raserey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abscheuligen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen sollte, die ihn ohnedem fliehen müßten. Meine Waffen, Theseus, meine Waffen, die man mir so schimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Rase ich nicht mehr; so gieb mir sie zurück. Rase ich aber noch, so entferne dich, Vater. Ich will schon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichste zu bitten. Er beschwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwischen ihnen beyden obwalteten; es sey nun, daß er ihn als seinen Vater, oder als seinen Pfleger betrachte. Er stellt ihm vor, daß er die einzige Stütze seines Hauses sey; daß er ihn noch nie genossen habe, sondern immer in der äussersten Furcht seinetwegen habe leben müssen.

Herkules. Und warum sollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verlohren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raserey selbst, habe ich verloren. Es ist kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büssen.

Theseus. Du wirst deinen Vater ums Leben bringen.

Herk. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich sterben.

Thes. In Gegenwart des Vaters?

Herk. Solchen Gräul anzusehen, habe ich ihn schon gelehrt.

Amph. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir selbst diese einzige Schuld.

Herk. Der sollte sich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieses einzige that ich von mir selbst — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm seine Waffen wieder zurück geben solle. Umsonst verbindet Theseus seine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanständig sey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe meine Verbrechen nicht freywillig, sondern „gezwungen gethan. Jenes würde man glauben, wenn ich leben bliebe; „dieses kann nur mein Tod bekräftigen. — —“ Der Dichter hat dieses in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci scelera; si morior, tuli. — Herkules fährt also fort, sich als ein Ungeheuer anzusehen, von welchem er die Welt reinigen müsse. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und sich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuser mit ihren Einwohnern, die Tempeln mit ihren Göttern auf sich zu reissen, und sich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch diese Last ihm zu leicht seyn, sollten sieben Thore noch nicht schwer genug auf ihm liegen: so soll die halbe Welt auf sein Haupt stürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Diese Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden numehr ungemein rührend. Es ist nur zu betauren, daß der Text hier eine sehr merkliche Verwirrung der Personen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt,

was wahrscheinlicher Weise die andre sagen soll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kann, ist dieses, daß Amphitryo selbst sich einen von den Pfeilen an die Brust setzt, und sich zu durchstechen drohet, wenn Herkules seinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, spricht er, du lebst, oder du wirst auch an mir zum Mörder. „Schon schwebt meine durch Unglück und Alter geschwächte Seele auf „den äussersten Lippen. Wer überlegt es so lange, ob er seinem Vater „das Leben schenken wolle? Jezt drüke ich, des Verzögerns satt, das „tödliche Eisen durch die Brust. Hier, hier wird des vernünftigen „Herkules Verbrechen liegen.“ Und hiermit gelingt es dem Amphitryo den Herkules so zu erweichen, daß er sich zu leben, und diesen Sieg über sich selbst zu seinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entschließt. Er ist nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlassen. „Doch wohin soll ich fliehen? Wo werde ich mich verbergen? „Welcher Tanais, welcher Nil, welcher gewaltige Tigris, welcher wilde „Rhein wird meine Rechte abwaschen können? Und wenn auch der „ganze Ocean über meine Hände dahin strömte, so würden doch noch „die gräßlichen Morde daran kleben. — —“ Er ersucht hierauf den Theseus ihn in dieser Noth nicht zu verlassen, einen Ort, wo er verborgen seyn könnte, für ihn auszusuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirrdische Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da will ich „mich verborgen halten. Doch auch da bin ich bekannt. — —“ Theseus schlägt ihm sein eigen Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land sey, wo Mars selbst wegen Ermordung seines Sohnes, losgesprochen worden. „Dieses Land, welches „die Unschuld der Götter richtet; dieses Land, Alcides, rufet dich.“

Und so schließt der rasende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung desselben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leser zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenschaften können unsre Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen. Und diese wollen wir vornehmlich in den Trauerspielen erregt wissen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des

Lycus, den edlen Stoltz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raserey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, so kann der Dichter gewiß seyn, daß man ihm seine Fehler willig vergeben wird. Und was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzuverschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Grösse hier und da bis zur Schwulst; und die Natur scheinet bey ihm allzuviel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden sie, wenn man sie nach dem Stoffe des Trauerspiels beurtheilet, welcher, wie man gesehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt ist. Die Thaten des Herkules sind für uns unsinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren sie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn sie hörten, daß er Gebirge zerrissen, daß er die Hölle gestürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, ist es billig einen Dichter anders, als nach den Umständen seiner Zeit zu beurtheilen? Ist es billig, daß wir das, was seine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für schreckliche Drohungen hielten, für unsinnige Großsprechereyen halten, und sie als solche, mit samt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf diesen Umstand nicht weiter dringen, weil man schon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unser Verfasser sonst die Regeln der Bühne gekannt, und sich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, ist nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet sich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem also sey, beweiset die Stelle der Juno im ersten Aufzuge. Z. 124.

claresceit dies
Ortuque Titan lucidus croceo subit.

und die Stelle im vierdten Aufzuge: Z. 939.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wenn es also da noch Mittag ist, so bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene ist bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaste des Herkules

aufgebauet war. Zu diesem nehmen Amphitryo und Megara nebst ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An diesem wollte sie Lycus verbrennen lassen, weil er sie nicht mit Gewalt davon wegreissen durfte. Bey diesem findet sie Herkules, als er plötzlich erscheinet. Auf diesem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich ist auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus ist eine blosse Episode, welche mit vieler Kunst in das Ganze eingewebt worden. Sie ist nicht die Haupthandlung, sondern bloß die Gelegenheit zu derselben. — — Dieser Umstand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules.

Der Ἡρακλης μαινομενος ist das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerspielen des Griechen. Daß sich der Römer dasselbe zum Muster vorgestellet habe, ist nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklave, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt, und verschiedne Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen, so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröfnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröfnet ihnen ihr Todesurtheil, mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erscheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man sichs versieht erscheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie soll dem Herkules auf Befehl der Juno den Verstand verrücken; die Furie weigert sich, doch endlich muß sie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raserey des Herkules nur erzehlt, und in dem fünften kömmt Theseus dazu, welcher seinen Freund, der sich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder

zurechte bringt. — — Nun sehe man, wie geschickt der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen solchen gefährlichen Ruhepunkt findet, sondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nehmlich mit dem grausamen Entschlusse der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuschauern zeigen will. Es ist wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu sehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunstgrif des lateinischen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grausamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt sie bloß erzehlen, und unterrichtet den Zuschauer nicht einmal so lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, dessen Geschrey, da er ausser der Bühne ermordet wird, man doch wenigstens vernimt. Wie viel besser läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzehlen, und spart seine Theaterspiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieses aber, was ich jezt gesagt habe, muß man nicht so auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben so wenig, als in diesen mechanischen Einrichtungen, den Vorzug zugestehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer sonst sein Nachahmer ist, nur selten gekannt zu haben scheinet. Der Affect drückt sich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weis nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz ersetzen. Aber glücklich sind die, welche ihn noch so ersetzen können! Sie entgehen doch wenigstens der Gefahr, platt, eckel und wäßrigt zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht seyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienst dieses Jesuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich gewesen, seinen Auszügen aus den griechischen Trauerspielen, Auszüge aus den ähnlichen römischen Tragödien beygefügt. Man kann also leicht glauben, daß er auch unsern rasenden Herkules, bey Gelegenheit des Euripidischen, nicht werde vergessen haben.

Ich habe nichts darwider, daß er diesen weit vorzieht; allein daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen sucht, wo er es nicht ist, dieses kann ich unmöglich so hingehen lassen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jesuit selbst ist. Man wird sich der Stelle erinnern, die ich oben auf der 24 Seite,[1] aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — si novi Herculem,
Lycus Creonti debitas poenas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theseus will dem Amphitryo damit Trost zusprechen. Ich habe schon so viel Zutrauen zu meinem Geschmacke, daß ich mich nicht zu gestehen schäme, diese Zeilen allezeit für sehr schön gehalten zu haben. Mußte ich also nicht erstaunt seyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las. „Das ich sterbe, ich bin tod, ich bin begraben, des „Geitzigen bey dem Moliere (Aufz. 4. Auft. 7.) ist ohne Zweifel aus „dieser Quelle entsprungen. Allein dieses sagt ein Narr, welchen der „Dichter in einer lächerlichen Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß „sprechen läßt; und Theseus hätte sich, wo nicht als ein König, „doch wenigstens als ein vernünftiger Mann ausdrücken sollen. — —" Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieser Stelle auf seinen Einfall gerathen sey, so würde dieses doch nichts mehr beweisen, als so viel, daß kein ernsthafter Gedancke, keine Wendung so schön sey, die sich nicht ziemlich lustig parodiren lasse. Hieraus aber zu schliessen, daß die Parodie, und die parodirte Stelle gleich ungereimt seyn müßten, ist eine sehr kindische Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax selbst, sondern darinne, daß er einen Narren von sich etwas sagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von sich sagen kann, widerlegt wird: nicht darinne, daß der Tod so geschwind auf das Sterben, und das Begräbniß so geschwind auf den Tod folgt; sondern darinne, daß er einen Menschen vorgeben läßt, dieses alles wiederfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun also die Rede des Theseus, ausser dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder ist sie an und vor sich selbst abgeschmackt? Hätte doch der Pater dieses gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter schöner

[1] [S. 179 dieser Ausgabe]

ausdrücken sollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich strafen werde. — — Mit eben so wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Herkules raset. „Herkules, sagt er, bildet sich ein den himmlischen Löwen, den er in dem „Nemeäischen Walde überwunden, zu sehen, wie er eben bereit ist, die „Zeichen des Herbstes und des Winters zu überspringen, um den Stier „zu zerreissen, welcher ein Zeichen des Frühlings ist. Das ist wahr„haftig eine gelehrte Raserey! — —“ Wie artig der Jesuit spottet. Aber warum ist sie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jesuiterschüler nicht ganz und gar ein Ignorante seyn muß, wenn er wissen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrsamkeit braucht denn Herkules, dieses von sich selbst zu wissen? Oder steckt etwa die Gelehrsamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreisses? Wenn das ist, so werden ziemlich alle Bauern gelehrt seyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieses französischen Kunstrichters anführen, welcher entweder sehr viel leichtsinnige Uebereilung, oder sehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man gesehen hat, kömmt Herkules wieder zu sich selbst, und geräth in die äusserste Verzweiflung, als er erfährt, was er in seiner Raserey begangen. Man könnte sagen, er werde aufs neue rasend; so schreckliche Dinge erbittet er über sich selbst. „Allein, sagt Brumoy, seiner Ge„wohnheit gemäß, mengt er auch lächerliches Zeug darunter. Er will „seine Keule, seine Pfeile, und selbst die Hände der Juno, die sie so „unglücklich geführt haben, verbrennen. — —“ Nun sehe man, ob es wahr ist, daß ihn der Dichter dieses sagen läßt. Die Stelle ist diese:

Tibi tela frangam nostra, tibi nostros puer
Rumpemus arcus, ac tuis stipes gravis
Ardebit umbris: ipsa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infaustas meis
Cremabo telis, *ô novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder, eines nach dem andern an, und will zu dessen Genugthuung die Pfeile, zu dessen den Bogen, zu dessen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch euch, spricht er, „auch euch, unselige stiefmütterliche Hände, will ich mit meinen Pfeilen „verbrennen. — —“ Wer heißt denn nun hier den Jesuiten, unter

novercales manus die Hände der Juno verstehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des Herkules seyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchste liegt in dem Worte novercales blos eine Anspielung auf die Juno, und er nennt seine Hände bloß darum stiefmütterlich, weil sie nicht minder grausam gegen seine Kinder gewesen waren, als die Juno gegen ihn zu seyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

Von neuern Trauerspielen auf den rasenden Herkules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls diesen Stof bearbeitet haben. Bey den Franzosen führen eine Menge Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jezt nur von zweyen mit Gewißheit sagen, daß sie den rasenden Herkules angehen. Die mehresten werden ohne Zweifel den sterbenden Herkules aufstellen. Roland Brisset ist der erste, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weis. Sein Theater ist zu Tours 1589. in 4to gedruckt, und enthält ausser genanntem Stücke, noch folgende: Baptiste; Agamemnon; Octavie; und Thieste. Der zweyte Franzose ist Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638. ein Trauerspiel unter der Aufschrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann also nicht urtheilen, wie sie zu Werke gegangen sind; ob sie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob sie gar nur einen von beyden übersetzt haben. Auf dem italiänischen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce; allein von diesem weis ich es zuverläßig, daß es bloß eine poetische Uebersetzung des Seneca ist. Dolce hat noch sieben Trauerspiele unsers lateinischen Dichters übersetzt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich also nicht eigentlich sagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den rasenden Herkules auf die Bühne gebracht habe: so will ich wenigstens meine Gedanken entdecken, wie er am besten darauf zu bringen sey.

Vorschlag für einen heutigen Dichter.

So viel ist augenscheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen sey. Die Maschinen finden ihren natürlichen Platz darinne, und wenn die blosse

Erscheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, so könnte man die Erscheinungen aus dem Euripides borgen. Dieser nehmlich, wie ich schon angemerkt habe, führt anstatt der Juno selbst, die Iris, ihre Bothschafterin, und eine Furie auf. Zwey Gegenstände, an welchen Maschinenmeister und Mahler ihre Kunst hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünstler würde sich nicht beschweren dürfen, daß man seine Kunst durch eine verhaßte Monotonie der Leidenschaften einschränkte. Sie sind durchgängig in dem stärcksten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Rasende, das Zärtliche, das Gesetzte, das Freundschaftliche, wechselt unaufhörlich ab, und oft treffen sie so glücklich zusammen, daß sie der schönsten Abstechungen unter einander fähig sind. Auch die Erfindung des Balletmeisters würde sich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauspiele, das so vorzüglich zum Vergnügen des Gesichts und des Gehörs bestimmt ist, billig auch mit sehen muß. Doch da die Oper mehr in das musikalische, als in das poetische Fach gehöret, so will ich mich nicht weiter damit einlassen. Ich will vielmehr meine Absicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechanische Einrichtung desselben würde man gänzlich dem Seneca absehen können. Nur mit der Juno, welche bey ihm ziemlich das Ansehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unsere neuere tragische Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat sie in die allegorischen Stücke verwiesen, und das mit Recht. Was also zu thun? Ich wollte rathen die persönliche Erscheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Priesters zu verwandeln. Er müßte selbst kommen, und es dem Herkulischen Hause erzehlen, was er in seiner Entzückung gesehen, und welche schreckliche Drohungen er gehöret. Diese Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt seyn; sie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit sie den Ausgang so wenig, als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bey seiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Ansehung der Sitten, wollte ich, daß sich der neuere Dichter den Euripides zum Muster vorstellte; doch mit Beybehaltung des Senecaschen Lycus. Dieser ist bey dem Griechen viel gröber und grausamer geschildert. Er sagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müsse, wenn er sicher herrschen

wolle, und thut der Megara den Vorschlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Dahingegen sind in dem Griechischen der Herkules weit menschlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theseus weit freundschaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erstern ist da ungemein versteckt, und aller seiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht so sehr in die Augen fällt. Die prächtige Beschreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als eine unnöthige Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund sie zu wagen, ob er gleich freylich besser gethan hätte, wenn er hier der vorsichtigen Anständigkeit seines Musters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern, und welcher Dichter läßt sich nicht gerne von der Begierde, seine Stärke zu zeigen, dahin reissen? Was die Person des Theseus anbelangt, so würde man auch bey dieser besser der Einrichtung des lateinischen als des griechischen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieser aber läßt ihn erst in dem fünften Aufzuge darzu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neure Dichter übrigens eine Vermehrung der Personen vorzunehmen für nöthig befände, so würde er, vielleicht nicht ohne Glück eines von den Kindern des Herkules, welche seine beyden Vorgänger nur stumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter desselben aus Zärtlichkeit und Unschuld zusammen setzen, um unser Mitleiden desto schmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen seines geliebten Vaters sterben sehen. Doch würde es wohl unsre Bühne zulassen, in Ansehung der Ermordung selbst, das Kunststücke des Römers anzubringen? In seinem ganzen Umfange möchte sie es wohl schwerlich zulassen, doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuschauer deswegen diesen ganzen schrecklichen Anblick zu entziehen suchte. Wenigstens müßte den Herkules auf der Bühne die Raserey befallen; voller Bestürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtsam von ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und sie ausser dem Gesichte des Zuschauers tödten. Dieses würde das Mittel zwischen dem, was der römische und was der griechische Dichter geschehen lassen, seyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigsten und lebhaftesten Beschreibung anfangen; er könnte sich mit dem Theseus berathschlagen, wie sie sich gegen den schlafenden Herkules verhalten sollten, und während der Be-

rathschlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer spielen läßt, ausführen. — — Doch, wird man nunmehr fragen, ist denn überhaupt ein Held, den eine hassende Gottheit, in einer plötzlichen Raserey, Grausamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauspiel? Ist es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben so abscheuliche und die Menschen zur Verzweiflung bringende Grundsätze als der Oedip? Dieser ist zu den schrecklichsten Verbrechen bestimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu seyn, und wird mitten unter diesen Bestrebungen, durch die Eifersucht einer obern Macht, der Elendeste. Soll dies das Schicksal derer seyn, die auf dem sauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine schöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laster überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen! — — Diesen Einwurf wegzuschaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des rasenden Herkules

untersuchen; so wohl die, welche jezt darinne liegt, als die, welche darein gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fliessen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein so viel wird doch wenigstens nothwendig seyn, daß man auch keine böse Lehre daraus folgern könne. Und diese, — — ch mag es so ungern gestehen, als ich will — — liegt allerdings in dem rasenden Herkules. Es liegt, sage ich, eine böse Lehre darinne, oder eine abgeschmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit so wenig versöhnen, daß sie vielmehr dieselbe noch heftiger aufbringen: oder die Lehre, daß man sich hüten müsse, von dem Jupiter aus verstohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grausamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, dessen Fabel gleichwohl von dem Wesentlichen der lateinischen Fabel um nichts unterschieden ist, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundschaft des Theseus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten schliesset: „Unglücklich „ist der, welcher Güter oder Ehre einem wahren Freunde vorzieht;“

so setzt der Jesuit hinzu: „Dieser Gedanke ist, wie mich dünkt, die „Moral dieses Trauerspiels, weil alles darinnen auf die Entwicklung „des Theseus abzuzielen scheinet. — —“ Doch es ist offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenspruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn seine Meinung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erleutern können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn. Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beyden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine sogenannte critische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überliessen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darinne ausnehmen würde. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freyheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserey müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht: denn was ist näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man schildre also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch grössere sich vorsetzen. Allein sein allzugrosses Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine

eigne Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedem geringe Gefühl seiner Menschheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Stafeln glücklich hinan zu gehen weis, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt seyn, die völlige Raserey des Herkules als einen ganz natürlichen Erfolg anzusehen. Ich habe schon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine sehr feine Vorbereitung ist; und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, so wird sich eines aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche schreckliche Lection würde dieses für unsre wilden Helden; für unsre aufgeblasenen Sieger seyn!

Ehe ich dieses Trauerspiel ganz verlasse, will ich vorher noch einen

Versuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateinischen Dichters,

dessen ich auf der 37ten Seite[1] gedacht habe, wagen. Es gehet von der 1295sten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Personen darinne folgender Gestalt.

1295. *Am.* Redde arma. *Her.* Vox est digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
1300. *Am.* Aptata arundo est: ecce jam facies scelus
Volens, sciensque. Pande quid fieri jubes?
Her. Nihil rogamus, noster in tuto est dolor.
Am. Natum potes servare tu solus mihi,
Eripere nec tu: maximum evasi metum.
1305. Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic statue quidquid statuis, ut causam tuam
Famamque in arcto stare et ancipiti scias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Fessamque senio, nec minus quassam malis
1310. In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impresso induam.

[1] [S. 186 f. dieser Ausgabe]

Hic, hic jacebit Herculis sani scelus.

Her. Jam parce, genitor etc.

Herkules will kurz vor dieser Stelle, wie man gesehen hat, durchaus sterben. Er verlangt seine Waffen mit Ungestimm zurück. Die gemeinsten Ausgaben lassen daher ihn selbst redde arma sagen und legen das folgende Vox est etc. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man diesen letztern Worten weder eine abgeschmackte noch eine zu weit hergehohlte Erklärung geben will, so muß sie kein andrer als Herkules sagen, zur Bezeigung nehmlich seiner Zufriedenheit über das redde arma seines Vaters. Gronov hat dieses durch Hülfe seiner Handschriften sehr wohl eingesehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules seine Waffen wiedergebe, und dieser Irrthum hat gemacht, daß er alles das andere unrecht, obgleich scharfsinnig genug erklärt hat. Ich schmeichle mir den rechten Punct getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo sieht, daß Herkules unbeweglich ist, so sagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieses zu einem Diener sagen könne, beweise ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem schlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig versteht, wird nunmehr gleich einsehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortrefliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben, und sagt daher sich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verstanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denselben weg, und sezt ihn mit den Worten an seine eigne Brust: Hoc en peremptus spiculo etc. „Dieser Pfeil „war es, durch den dein Sohn fiel; dieser war es, den Juno selbst „durch deine Hände abschoß: dieser soll es seyn, den ich nun gegen „mich selbst brauchen will." Die folgenden Worte ecce jam miserum bis sollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo sagen. Sie müssen dem Theseus zugehören, und ich nehme sie so an, daß sie den erbärmlichen Anblick des sich zu erstechen drohenden Alten

schildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen sollen. Doch weil dieser schweigt, so fährt der Vater fort: aptata arundo est etc. „Der Pfeil ist angesetzt. Siehe, dieses Verbrechen wirst du mit Wissen „und Willen begehen. Sprich: was soll ich thun? Ich schreibe dir „nichts vor, antwortet ihm Herkules. Mein Schmerz ist gesichert." Alles das übrige lasse ich nunmehr den Amphitryo sagen. Das Eripere nec tu ist eine Verbesserung welche Gronov aus seiner Handschrift vorgebracht hat, und ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo fest[1] entschlossen ist, sich zu durchstechen, wenn Herkules bey dem Vorsatze zu sterben, bleiben sollte, da er sich auf keine Weise von ihm will trennen lassen: so kann man leicht einsehen, was er mit folgenden Worten sagen will: „Den Sohn mir „erhalten, das kannst du allein: aber mir ihn rauben, kannst du nicht. „Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannst du mich nicht „machen; glücklich machen kannst du mich rc." D. i. da ich einmal beschlossen habe dir zu folgen, so kannst du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannst mich glücklich machen, wenn du leben bleibst; aber nicht elend, wenn du stirbst, weil du ohne mich nicht sterben sollst = = Die folgenden Zeilen passen in dem Munde des Amphitryo eben so wohl. Sollte aber seine Rede ein wenig zu lang scheinen, so könnte man sie durchschneiden, und die Worte Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theseus sagen lassen. Auf diese nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram etc. bis endlich Herkules jam parce genitor, saget. Das jam, welches in eben dieser Zeile nochmals wiederhohlt wird, zeigt gnugsam wider Gronoven, daß Amphitryo sich nicht erst in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erstechen gedroht, sondern daß er es gleich von Anfange dieser Stelle gethan, und daß man also ihm und nicht dem Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo est müsse sagen lassen. Leser von Geschmack werden mir gewiß recht geben, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Personen mit der seinigen zu vergleichen. Andere Kunstrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — — Ich komme zu dem zweyten Trauerspiele.

---

[1] fast [1754]

II.

Thyest.

Innhalt.

Atreus und Thyest, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyest verliebte sich in die Gemahlin seines Bruders, in die Aerope, und entwendete durch deren Hülfe den güldnen Widder, mit dessen Besitze das Schicksal des Reichs verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieser dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derselben, und hielt endlich eine verstellte Versöhnung für das sicherste Mittel. Seine eignen Kinder mußten den Thyest bereden, daß er sicher zurückkommen könne, weil sein Bruder alle Feindschaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig ist, wenn sie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein wie unmenschlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder seines Bruders am Altare; und machte seinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, sich zu entsetzen — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück selbst, nicht zu wissen.

Auszug.

Die Bühne eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyest. Man kennet seine Verbrechen, und seine Strafe in der Hölle. Jezt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erstaunt und glaubt, daß man eine Veränderung der Quaalen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er seine Familie mit Wuth und Haß anstecken und zu den grausamsten Verbrechen geneigt machen solle. „In diesen werde um den Vorzug gekämpft, und wechselsweise „zücke man den Dolch. Der Zorn kenne weder Maaß noch Scham, „und blinde Raserey reitze die Gemüther. Die Wuth der Aeltern „daure fort, und anhaltende Bosheit pflantze sich von einem Enkel „auf den andern. Ohne jemandem Zeit zu gönnen, sein Verbrechen „zu hassen, fehle es nie an einem neuen, und nie sey eines allein in „einem allein. Es wachse, indem es gestraft wird. Den übermüthigen

„Brüdern entfalle der Scepter, und ein zweifelhaftes Glück scheine sich „ihrer im Elende anzunehmen. Es wanke betriegrisch zwischen ihnen, „und mache jezt aus dem Mächtigen den Unglücklichen, und jezt aus „dem Unglücklichen den Mächtigen. Ein beständiger Wechsel treibe „ihr Reich umher. Abscheulicher Laster wegen mögen sie vertrieben „werden, und in eben so abscheuliche Laster mögen sie wieder fallen, „wenn sie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. Allen müssen sie so „verhaßt seyn, als sich selbst. Nichts halte sich ihr Zorn vor unerlaubt. Der Bruder fürchte den Bruder, den Sohn der Vater, und „den Vater der Sohn. Böse sollen die Kinder umkommen, und noch „böser erzeugt werden. Die feindselige Gattin laure auf ihren Mann. „Man führe den Krieg über das Meer; vergoßnes Blut überschwemme „die Länder, und die siegende Wollust triumphire über mächtige Führer „der Völker. Unzucht sey in dem gottlosen Hause das geringste ꝛc." Alle diese Verwünschungen, und noch mehrere, sind prophetisch und beziehen sich weit auf das zukünftige hinaus; auf das, zum Exempel, was sich mit der Clytämnestra, mit dem Orest, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des Pelopejischen Hauses zutragen sollte. Endlich kömmt Megära auf die nähern Gräuel mit mehrer Deutlichkeit, und verkündiget dem Tantalus das grausame Mahl, vor welchem sich die Sonne zurück ziehen werde. „An „diesem sollst du deinen Hunger stillen. Vor deinen Augen soll der „mit Blut gemischte Wein getrunken werden. Endlich habe ich die „Speisen gefunden, die du selbst fliehen wirst. — —" Auf diese schrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle seine höllischen Strafen scheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordlust vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umsonst wendet er ein, es sey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umsonst beklagt er sich, daß er gleichsam, als ein giftiger Dampf aus der geborstenen Erde geschickt werde, welcher Pest und Seuchen unter die Völker bringen müsse. Umsonst will er es wagen, nochmals schwazhaft zu seyn, und seine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl seiner Quaalen so heftig, daß er ihr in den Pallast folgen muß, wo er überall Raserey und Blutdurst ver-

breitet. — — Man muß sich einbilden, daß dieses sogleich geschicht, sobald er über die Schwelle getreten. Der Pallast empfindet es, daß er von einem unseligen Geiste berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug sey, und befiehlt ihm, in die unterirdischen Höhlen zu seinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur sich über seine Gegenwart entsetze. Sie beschreibt dieses Entsetzen in ein Dutzend schönen Versen, die sie hier hätte ersparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt seines Gesanges ist eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hause abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen bösen Großvater ein schlimmrer Enkel folge. Er sagt, es sey bereits genug gesündiget worden; und führt dieses zu beweisen, die Geschichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgesetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein sehr künstliches Gemählde, welches aber den Leser kalt läßt, und beschließt es so abgebrochen, daß einige Kunstrichter zu glauben bewogen worden, es müsse das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweyter Aufzug.

Auch dieser Aufzug besteht nur aus einer einzigen Scene, zwischen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus ist gleich Anfangs gegen sich selbst unwillig, daß er noch bis jezt, wegen den schimpflichen Beleidigungen seines Bruders, ungerochen sey. Er tadelt sich, daß er nicht schon längst alles in Blut und Flammen gesetzt. Wie gern hätte er sich wollen unter dem einstürzenden Pallaste begraben lassen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerschmettert hätte. „Auf Atreus, „beginne etwas, was keine Nachwelt billige, aber auch keine verschweige. „Auf! erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schand„that, auf die mein Bruder neidisch werde; die er selbst begangen zu „haben wünschen möchte. Du kannst seine Verbrechen nicht rächen, „ohne sie zu übertreffen. Doch durch welche Abscheuligkeit werde ich „ihm überlegen seyn können? Auch in seinem Elende ruhet er nicht. „Das Unglück macht ihn eben so hartnäckig, als übermüthig ihn das „Glück macht. Ich kenne seinen ungelehrigen Geist. Biegen läßt er „sich nicht, aber brechen läßt er sich. Ehe er sich also wieder erhohlt, „ehe er neue Kräfte sammelt, muß ich ihn angreifen: denn bleib ich

„ruhig, so greift er mich an. Ich komme durch ihn um, oder er muß „durch mich umkommen. Das Verbrechen ist mitten zwischen uns, „gleich einem Preise, aufgestellt, welcher dem gehört, der es zuerst „unternimt.“

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volks nicht schrecken?

Atreus. Das ist eben das beste an einem Reiche, daß das Volck die Thaten seines Beherrschers eben sowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe strebt, will sich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben lassen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falsches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müssen wohl wollen, was sie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht ist, will, so wird sein Wille gern aller Wille seyn.

Atreus. Derjenige König ist nur halb König, welcher nur das, was recht ist, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube ist, da ruhet das Reich auf schwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube sind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem bösen Bruder zu schaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles ist gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig ist. Denn welcher Verbrechen hat er sich enthalten? Von welcher Schandthat ist er abgestanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch List das Reich entrissen. — — Mit diesem letztern zielet Atreus auf die schon erwehnte Raubung des goldnen Widders, mit dessen Besitze das Reich verbunden war. Es gehen verschiedene Zeilen auf die Beschreibung desselben, bis er endlich wieder schließt: „Meine Gemahlin ist verführt; die Sicherheit des Reichs ist „untergraben; das Haus ist beschimpft; das Blut ist ungewiß worden.

„Und nichts ist gewiß, als daß mein Bruder mein Feind ist. Du „zitterst?" — — fährt er zu dem Vertrauten fort. — — „Sieh auf den „Tantalus und Pelops. Dieser ihren Beyspielen zu folgen, werden „meine Hände aufgebothen. Sprich, wie soll ich das verhaßte Haupt „verderben?"

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergiesse sein feindseliges Blut.

Atreus. Du redest von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe selbst hören. Ein sanftmüthiger Tyrann mag umbringen lassen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So ist alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unserm Hause gewesen bist. Das wüthende Heer der Furien, die zwistliebende Erynnis, und sie, die in beyden Händen schreckliche Fackeln schüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürste nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — — Der Vertraute fragt ihn, worinne diese Verbrechen bestehen sollen, und ob er sich des Schwerds oder des Feuers zu seiner Rache bedienen werde. Doch beydes ist ihm zu geringe; Thyest selbst soll das Werkzeug seiner Rache seyn. Er entdeckt hierauf sein unmenschliches Vorhaben, und ermuntert sich von Zeit zu Zeit selbst, den Muth darüber nicht sinken zu lassen, sondern es, so gräßlich es auch sey, unerschrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es sehr schwer halten werde, seinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn schon durch das anzukörnen wissen werde, was ihm wichtig genug scheine, sich der äussersten Gefahr deswegen auszusetzen. Nehmlich durch die Hofnung zu regieren. „Voll von dieser Hofnung, wird er dem „Blitze des drohenden Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. „Voll von dieser Hofnung, wird er, was er für das größte Uebel hält, „selbst den Bruder zu sehen, nicht anstehen. — —" Und diese Hofnung will er ihm durch seine eignen Söhne machen lassen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelspersonen darzu zu erwehlen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er sie jezt an dem Vetter zu thun

lehre. Doch Atreus ist von der Ruchlosigkeit seines Bluts schon so überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn sie auch niemand die „Wege des Betrugs und der Verbrechen lehret, so wird sie doch das „Reich dieselben lehren. Du fürchtest, sie möchten böse werden? Sie „werden böse gebohren. — —“ Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er sich auch wohl auf die Verschwiegenheit so junger Leute verlassen dürfe? „Oder, spricht „er, willst du sie etwa selbst hintergehen, und ihnen deine wahre Ab„sicht nicht entdecken? Ja, antwortet Atreus; sie sollen keinen An„theil an meinem Verbrechen haben. Und was ist es auch nöthig, „daß ich sie zu Mitschuldigen machen will? — —“ Doch den Augenblick besinnt er sich, daß dieses für ihn zu gut gedacht sey. Er schilt sich selbst feig, und vermuthet, daß wenn er seiner Kinder hierinne schonen wolle, er auch seines Bruders schonen werde. Agamemnon und Menelaus sollen es wissen, wozu er sie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob sie auch wirklich seine Kinder sind. „Wenn sie ihn nicht verfolgen, wenn sie ihn nicht hassen wollen; wenn „sie ihn Vetter nennen: so ist er ihr Vater. — —“ Er will eben fortgehen, als er sich gleichwohl noch plötzlich anders besinnet. „Ein „schüchtern Gesicht, sagt er, pflegt manches zu entdecken, und grosse „Anschläge verrathen sich wider Willen. Nein; sie sollen es nicht wissen, „zu welcher That sie die Werkzeuge werden. Und du — — (zum „Vertrauten) halte unser Vorhaben geheim! — —“ Dieser versichert, daß er sowohl aus Furcht, als aus Treue verschwiegen seyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu diesem Aufzuge gehöret, nimmt von der Herrschsucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittensprüche über den falschen Ehrgeitz anzubringen, und mehr spitzig als gründlich zu bestimmen, worinne das wahre Königreich bestehe. „Ihr wißt „es nicht, die ihr nach Schlössern geitzet! Nicht der Reichthum, nicht „der Glanz des Tyrischen Purpurs, nicht das strahlende Diadem macht „den König. Nur der ist König, welcher alle Furcht abgelegt, und „alles Böse aus der wilden Brust vertrieben hat. Nur der, welchen „nicht der ohnmächtige Ehrgeitz, welchen nicht die immer wankende „Gunst des Pöbels bewegt. — — Nur der, welcher von seiner sichern „Höhe alles weit unter sich sieht. Nur der, welcher seinem Schicksale

„willig entgegen eilt, und ohne zu klagen stirbt. — — Es ersteige, „wer da will, die schlüpfrige Spitze des Hofes; mich soll die süsse „Ruhe sättigen, und verborgen will ich in sanfter Stille dahin leben. „Allen Quiriten unbekannt, sollen meine Jahre sachte vorüber fliessen. „Und wenn meine Tage ohne Geräusche verschwunden sind, will ich „Lebens satt und ohne Titel erblassen. Auf den wartet ein harter „Tod, der, wenn er sterben muß, allen viel zu bekannt ist, sich selbst „aber nicht kennet."

Dritter Aufzug.

Diesen eröfnet Thyest mit seinen Söhnen, und unter diesen führet Plisthenes das Wort. Sie langen auf die betriegerische Einladung des Atreus, an. Thyest erfreuet sich Anfangs, daß er endlich seine Vaterstadt, und die Götter seiner Väter, wenn anders, setzt er hinzu, Götter sind, wieder siehet. „Bald, spricht er, wird mir nun „das Volk aus Argos fröhlig entgegen kommen. Doch auch Atreus „wird mit kommen. O fliehe Thyest, und suche die dunkeln Wälder „wieder, wo du unter dem Wilde ein ihm ähnliches Leben führtest. „Laß dich nicht den falschen Glanz des Reiches blenden. Wenn du „auf das siehest, was dir angebothen wird, so siehe auch auf den, der „dir es anbietet. Unter den härtesten Beschwerlichkeiten bin ich bisher „muthig und frölich gewesen. Doch nun falle ich in marternde Furcht „zurück; der Geist ist in banger Erwartung, und möchte den Körper „nur allzugern zurück bewegen. Jeder Schritt stockt, den ich thun „will. — —" Plisthenes erstaunt über die Unentschlossenheit seines Vaters, doch Thyest fährt fort: „Warum stehe ich noch an? Warum quäle ich mich noch über einen so leichten Entschluß? Da ich „niemanden trauen darf, soll ich meinem Bruder, soll ich der Hofnung „zu regieren trauen? Was fürchte ich schon überwundene, von mir „schon gebändigte Uebel? Warum fliehe ich Trübsalen, in die ich mich „bereits geschickt? Ich will, ich will elend seyn. Zurück also, Thyest, „zurück, und rette dich, da es dir noch vergönnt ist."

Plisthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willst du dich selbst so grossen angebothenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat seinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein

Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, sammelt die Glieder des zerrütteten Hauses, und setzt dich wieder in den Besitz deiner selbst.

Thyest. Du willst die Ursache der Furcht wissen, die ich selbst nicht weis. Ich sehe nichts, wovor ich mich fürchten sollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen, aber die Knie sinken unter mir zusammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Plisth. O schlage alles nieder, was dein Gemüth so unentschlüßig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannst regieren, Vater — —

Thyest. Unter beständiger Furcht des Todes.

Plisth. Du sollst die höchste Gewalt erlangen. — —

Thyest. Die höchste Gewalt ist die, nichts zu begehren.

Plisth. Du kannst nun deinen Kindern ein Reich lassen.

Thyest. Kein Reich fasset zwey Regenten.

Plisth. Wer will wohl elend seyn, wenn er glücklich seyn kann?

Thyest. Glaube mir; das Grosse gefällt nur durch die falschen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schicksal. So lange ich auf der Spitze der Ehren stand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich selbst für mein eignes Schwerd an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück ist es, niemanden im Wege zu stehen, und auf dem Boden hingestreckt, sichre Speisen zu geniessen! Kein Verbrechen schleicht sich in schlechte Hütten, wo man sich an einem geringen Tische sorglos sättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das schlechte Glück dem guten vorzuziehen ist. — — Hier verirrt sich Thyest in eine poetische Beschreibung der ausschweifenden Pracht und Ueppigkeit der Grossen. Sie ist schön und paßt sehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert sie in dem Munde des Thyest sehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich schließt er mit den Worten: „Es ist ein Reich über alle Reiche, „das Reich entbehren zu können."

Plisth. Man muß das Reich nicht ausschlagen, wenn es Gott giebt.

Thyest. Noch weniger muß man darnach trachten.

Plisth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyest. Er bittet und das ist schrecklich. Hier muß eine List verborgen liegen.

Plisth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus sie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anstatt der verlohrnen, sammeln.

Thyest. Wie? Atreus sollte seinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Wasser, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede schliessen.

Plisth. Vor welchem Betruge fürchtest du dich denn aber?

Thyest. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen setzen, da seine Macht so groß ist, als sein Haß?

Plisth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyest. Für mich fürchte ich auch nichts, sondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Plisth. Aber du bist schon gefangen, und fürchtest dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth ist es zu spät, sich dafür zu hüten.

Thyest. So kommt denn. Nur dieses einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Plisth. Gott wird unsere gute Absicht gnädig ansehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus darzu und macht durch seine Erscheinung die zweyte Scene dieses Aufzuges. In den ersten Zeilen, welche er in der Entfernung vor sich sagt, freut er sich, daß er seinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen seinen drey Söhnen. Der zweyte dieser Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, sagt Atreus, daß ich mich mäßigen, und die aus„brechende Wuth zurücke halten kann. So wie ein Spierhund, der „an dem langen Leitbande das Wild ausspiert,[1] und mit gebückter „Schnautze die Wege beschnaubert. So lange er noch durch den schwachen „Geruch sich weit von dem Eber merkt, ist er folgsam, und durchirret „schweigend die Spur. Doch kaum fühlt er sich der Beute näher, so „stemmt er sich, kämpfet mit dem unbändigen Nacken, und ruft winselnd

[1] ausspärt [1754]

„seinen säumenden Führer, bis er sich ihm entreißt. Wenn der Zorn „Blut wittert, wer kann ihn verbergen? Und doch muß ich ihn ver= „bergen. — —“ In dem Munde des Dichters würde dieses Gleichniß sehr schön seyn, aber in dem Munde der Person selbst, welche diese schwer zu zähmende Wuth fühlet, ist es ohne Zweifel zu gesucht und zu unnatürlich. — Je näher Atreus seinem Bruder kömmt; desto mehr verändert er seine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm ge= hört werden kann, beklagt er ihn schon, und erstaunt über seinen arm= seligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, fährt er fort. Und „wo ist er denn, mein Bruder? — —“ Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, sehnlichst gewünschter Bruder! Aller Zorn sey „nunmehr zwischen uns vorbey. An diesem Tage feyre man den „Sieg des Bluts und der Liebe. Weg mit allem Hasse aus unsern „Gemüthern.“

Thyest. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht so erzeigtest! Ja, Bruder, ich gestehe es; ich gestehe es, ich habe alles verbrochen, dessen du mich schuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur schlimmsten Sache. Der muß ganz schuldig seyn, den ein so guter Bruder hat für schuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füssen! Laß diese Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfassen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange diese Unschuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß diese erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unsers Alters, edeln Jünglinge laßt euch an meine Brust drücken. Lege das schmutzige Kleid ab; verschone meine Augen mit einem solchen Anblicke; laß dir einen Schmuck reichen, der dem meinen gleich ist; und tritt freudig in den Besitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des grössern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väter= lichen Würde wieder hergestellt zu haben. Ein Reich besitzen, ist Zu= fall; ein Reich schenken, ist Tugend.

Thyest. Möchten dir doch, Bruder, diese deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armseligkeit schlägt es aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand scheuet sich

vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

Atreus. Unser Reich leidet zwey Regenten.

Thyest. Was du hast, soll mir so gut seyn, als ob ich es selbst hätte.

Atreus. Wer wollte die freywillig zufliessenden Güter des Glücks verschmähen?

Thyest. Der, welcher es erfahren hat, wie schnell sie wieder dahin sind.

Atreus. So willst du deinen Bruder die unschätzbarste Ehre nicht erlangen lassen?

Thyest. Deine Ehre hat bereits die erhabenste Staffel erreicht, und nun ist es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es fest beschlossen, das Reich auszuschlagen.

Atreus. Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmst, so will ich meinen verlassen.

Thyest. Wohl ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrschaft führen; dir aber allein sollen Gesetze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die versprochnen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu diesem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken derselben hätte zutrauen sollen. Er vergleicht diese nach langen Verfolgungen wieder hergestellte Freundschaft, einer angenehmen Meerstille, welche auf einen schrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreuen. Vielleicht zwar, daß sie diesen Fehler nicht geäussert haben, wenn die Alten anders die Kunst, etwas so zierlich herzusingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben so gut verstanden haben, als wir Neuern sie verstehen. —— Der Schluß dieses Chors sind abermals einige moralische Anwendungen über das veränderliche Glück, besonders der Grossen. „O ihr, welchen der Herrscher über Erd und Meer, das „grosse Recht des Lebens und des Todes anvertrauet hat, entsaget

„den stolzen aufgeblasenen Gebehrden. Was der Geringere von euch „fürchtet, eben das drohet euch ein größrer Herr. Jedes Reich stehet „unter einem noch mächtigern Reiche. Oft sahe einen, den der an„brechende Tag im Glanze fand, der untergehende im Staube. Nie„mand traue dem ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, wenn „es ihm den Rücken zukehret. Clotho mischt gutes und böses, und „treibt unaufhörlich das Rad des Schicksals um ꝛc.“

Vierter Aufzug.

In dem Zwischenraum dieses und des vorhergehenden Aufzuges, muß man sich vorstellen, daß Atreus seine Grausamkeiten begangen habe. Sie waren zu schrecklich, als daß sie der Dichter, der sich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

dem Zuschauer hätte zeigen sollen. Er läßt sie also blos erzehlen; und giebt sich, diese Erzehlung mit dem Ganzen auf eine kunstmäßige Art zu verbinden, so wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er gesehen hat, Nachricht geben läßt. Der Chor wird also hier zu einer spielenden Person, welches in den alten Trauerspielen nichts ungewöhnliches ist. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile desselben zurück blieb, nachdem es die Umstände erforderten. Wir werden unten sehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben sey. Seine Reden sind sehr kurz, und geben blos dem Erzehler Gelegenheit, so umständlich, als es nöthig ist, zu seyn. Dieser nun tritt voller Schrecken und Entsetzen hervor, und wünscht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte gerissen und in eine finstre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines so gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, dessen sich selbst Pelops und Tantalus schämen müssen.“

Der Chor. Was bringst du neues?

Der Erzehler. Wo bin ich? Ist dieses das Land, in welchem Argos, Corinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Ister unter den wilden Alanen?

Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauen Hircaniens? Oder unter den schweifenden Scythen? Was ist es für eine Gegend, die zur Mitschuldigen so abscheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzehler. Noch staunet meine ganze Seele, noch ist der vor Furcht starrende Körper seiner Glieder nicht mächtig. Noch schwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen 2c.

Der Chor. Du marterst uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entsetzest, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es seyn, aber welcher? Rede doch — — Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzehler sogleich zur Sache käme, und diese geschwind in wenig kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er sich mit Beschreibung kleiner Umstände, die vielleicht ganz und gar unnöthig sind, beschäftige. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beschreibet in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeischen Pallasts, in welchem Atreus die blutigen Opfer geschlacht hatte, ohne dieser mit einer Sylbe zu gedenken. Er sagt uns, aus was für Bäumen dieser Wald bestehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet; mit was für gelobten Geschenken und Denkmählern er ausgeziert und behangen sey. Er meldet, daß es darinne umgehe, und mahlt fast jede Art von Erscheinungen, die den Tag sowohl als die Nacht darinne schrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch vielweniger begreife ich, wie sich die Zuschauer eine solche Verzögerung können gefallen lassen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas sehr wichtiges zu erzehlen ist, wird gar wohl erlaubt; sie reitzt die Zuhörer, ihre Aufmerksamkeit auf das, was folgen soll, gefaßt zu halten. Allein sie muß diese Aufmerksamkeit nicht vorweg ermüden; sie muß das, was in einer Zeile eine sehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, so will ich das Gemählde des Hayns an seinen Ort gestellt seyn lassen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzehler fortfahren, der rasende Atreus „in Begleitung der Kinder seines Bruders in den Hayn gekommen „war, wurden die Altäre sogleich geschmückt. Aber nun, wo werde ich

„Worte finden? — Die Hände werden den edlen Jünglingen auf den „Rücken gebunden, und um ihre Stirne wird die traurige Opferbinde „geschlagen. Da fehlt kein Weihrauch, kein geheiligter Wein; das „Opfer wird mit Saltzmehl bestreuet, ehe es das Schlachtmesser be„rühren darf. Alle Ordnung wird beybehalten, damit ja eine solche „Lasterthat nicht anders als auf die beste Weise geschehe."

Der Chor. Und wessen Hand führte das Eisen?

Der Erzehler. Er selbst ist Priester; er selbst hält das blutige Gebeth, und läßt aus schrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er selbst stehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt sie zurechte, und ergreift den Stahl. Er selbst giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallast schwankt auf dem durchschütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu stürzen. Oben zur Linken schießt ein Stern durch den Himmel, und ein schwarzer Schweif bemerkt seine Bahn. Der in das Feuer gespritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen, er springt wieder zu dem Altare, und schielet mit grimmigen Blicken um sich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwey jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreissen solle. Jezt bleckt es den Rachen auf diesen; jezt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und steht bey sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel, aber doch steht er bey sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

Der Erzehler. Das erste Opfer — — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermissen möge — — wird dem Großvater geweihet. Tantalus ist dieses erste Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Gesichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzehler. Unbesorgt für sich selbst stand er da, und verschwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütrich stieß und drückte so lange nach, bis sich der Stahl in der Wunde verlohr, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eisen zurückzog, stand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf diese oder auf jene Seite fallen sollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieser hierauf den Plisthenes zum Altare, und schickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor sich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverständlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er diesen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knabens? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzehler. So wie ein Löwe in Armenischen Wäldern mit siegender Wuth unter den Rindern tobet, und mit blutigem Rachen, auch nach gestilltem Hunger, seinen Grimm nicht ableget; sondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben so wüthet Atreus und schwellet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eisen, vergißt was für ein schwaches Kind er zu durchstossen habe, und hohlt weit von dem Körper aus. (*) Der Stahl drang in der Brust ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löschte mit seinem Blute das Feuer auf dem Altar, und starb an der zwiefachen Wunde.

(*) Die Worte heissen in dem Originale:

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret, infesta manu
Exegit ultra corpus - - -

Alle Ausleger übergehen diese Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob sie von allen gehörig ist verstanden worden. Das exigere corpus ist mir ungemein verdächtig. Ich weis wohl, was bey dem Virgil exigere ensem per corpus heißt; allein ob schlechtweg exigere corpus eben dieses heissen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftsteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anstatt infesta manu zu lesen infestam manum; so daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präposition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heisse, und daß es gar wohl aushohlen heissen könne, wird man leicht einsehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere versuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

Der Chor. Abscheuliche Lasterthat!

Der Erzehler. Ihr entsetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; so wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch verruchters in der Natur gefunden werden?

Der Erzehler. Ihr glaubt, es sey das Ende seines Verbrechens? Es ist nur eine Staffel desselben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreissen vorgeworfen, und ihnen den Holtzstoß versagt.

Der Erzehler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine sehr gräßliche Beschreibung, die aber so eckel ist, daß ich meine Leser damit verschonen will. Man sieht darinne, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derselben an die Spiesse gesteckt, und den andern in Kessel geworfen, um jene zu braten und diese zu kochen; wie das Feuer diesen grausamen Dienst verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe gestiegen. Der Erzehler fügt endlich hinzu, daß Thyest in der Trunkenheit wirklich von diesen abscheulichen Gerichten gegessen; daß ihm oft die Bissen in dem Schlunde stecken geblieben; daß sich die Sonne, obgleich zu spät, darüber zurück gezogen; daß Thyest sein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber schwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzehler nicht zu sagen. Er geht also wieder fort und die vorhin abgegangene Helfte des Chors tritt herein, ihren Gesang anzustimmen. Er enthält lauter Verwunderung und Entsetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wissen gar nicht, welcher Ursache sie dasselbe zuschreiben sollen, und vermuthen nichts geringers, als daß die Riesen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe sey. Hieraus also, daß sie nicht wissen, daß die Sonne aus Abscheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, ist es klar, daß sie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig gewesen seyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Person dabey ist, so muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es ist erstaunend, daß die Kunstrichter solcher

Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedencken, und alles gethan zu haben glauben, wenn sie hier ein Wörtchen und da einen Umstand, mit Auskrahmung aller ihrer Gelehrsamkeit, erklären — — Vielleicht könte man auch sagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzehler gesprochen, und daß ausser ihm der gantze Chor abgegangen seye. Vielleicht könnte man sich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzehler selbst ihn als eine einzelne Person betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm spricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744. Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieses exhorruistis wäre sehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedem der Gleichförmigkeit wegen höchst nöthig ist. — — Von dem Chore selbst will ich nicht viel sagen, weil er fast aus nichts, als aus poetischen Blümchen bestehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbiethet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreiß durch, und betauert gleichsam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabstürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schlusse kömmt er wieder auf einige moralische Sprüche. „So „sind wir denn, nach einer unzehligen Menge von Sterblichen, die, „welche man für würdig erkannt hat, von den Trümmern der Welt „zerschmettert zu werden? So sind wir es, die auf die lezten Zeiten „verspart wurden? Ach, wie hart ist unser Schicksal; es sey nun, daß „wir die Sonne verlohren, oder sie vertrieben haben! Doch, weg ihr „Klagen! weg Furcht! Der ist auf das Leben zu begierig, der nicht „einmahl sterben will, wenn die Welt mit ihm untergeht."

Fünfter Aufzug.

Die grausame Mahlzeit ist vorbey. Atreus kann seine ruchlose Freude länger nicht mäßigen, sondern kömmt heraus, sich seinen abscheuligen Frolockungen zu überlassen. Diese sind der vornehmste Inhalt des ersten Auftritts in diesem Aufzuge. Aber doch ist er noch nicht zufrieden; er will dem Thyest, zum Schlusse der Mahlzeit, auch noch das Blut seiner Kinder zu trincken geben. Er befiehlt daher seinen Dienern, die Thore des Pallasts zu eröfnen, und man sieht in der Entfernung den Thyest am Tische liegen. Atreus hatte bey Zer-

metzlung der Kinder, ihre Köpfe zurücke gelegt, um sie dem Vater, bey Eröfnung seines Unglücks, zu zeigen. Er freuet sich schon im voraus über die Entferbung des Gesichts, mit welcher sie Thyest erblicken werde. „Das, spricht er, muß ich mit ansehn. Ich muß es mit an„hören, welche Worte sein Schmerz zuerst ausstossen wird. Ich muß „dabey seyn, wenn er starr und für Entsetzen wie entseelt da stehen „wird. Das ist die Frucht meiner That! Ich mag ihn nicht sowohl „elend seyn, als elend werden sehn. — —“ Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyest schon fast truncken sey, und hoft daher, daß ihm seine List mit dem Blute, welches er unter alten Wein von einer starcken Farbe mischen wolle, desto eher gelingen werde. — — „Ein solches Mahl muß mit einem solchen Truncke beschlossen werden. „Er, der lieber mein Blut getruncken hätte, soll das Blut der Seinen „trincken. Hört, schon stimmt er festliche Gesänge an, und ist seines „Verstandes kaum mehr mächtig.“

Hier nun kömmt Thyest langsam hervor, und sein Gesang ist eine Ermunterung seiner selbst, alle traurige Vorstellungen fahren zu lassen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude auf, und ver„jage den alten Thyest aus deinem Gemüthe! Aber so sind die Elen„den! Sie trauen dem Glücke nie, wenn es sie gleich wieder anlacht, „und freuen sich mit Widerwillen. Welcher ohne Ursache erregter „Schmerz verbeuth mir diesen festlichen Tag zu feyern, und befiehlt „mir, zu weinen? Was ist es, das mir mein Haupt mit frischen Blumen „zu kränzen nicht erlauben will? Es will nicht; es will nicht! — Un„erwartete Thränen rollen die Wangen herab, und mitten unter meine „Worte mischen sich Seufzer — — Ach, der sein Unglück ahndende „Geist verkündiget mit diesen Zeichen ein nahes Leiden! — — Doch „mit was für traurigen Erwartungen quälst du dich, Unsinniger? „Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es sey nun „was es sey, so fürchtest du dich entweder ohne Grund, oder zu spät. „Gern wollt ich Unglücklicher mich nicht fürchten, aber mein Innerstes „bebet vor Schrecken. Schnell strömet aus den Augen eine Fluth von „Zehren, und strömet ohne Ursache. Ist es Schmerz, oder ist es Furcht? „Oder hat auch eine heftige Freude ihre Thränen?“

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, Bruder, unsere „Freude verbinden, diesen glücklichen Tag würdig zu begehen. Heute

„wird mein Thron befestiget; heute wird ein Friede gestiftet, wie er „unserer brüderlichen Treue geziemet.“

Thyest. Die reiche Tafel hat mich genung gesättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehret werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß sie so gut verwahrt sind, als ob du sie in deinen Armen hieltest. Sie sind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern soll dir nichts verlohren gehen. Ich will dich ihre Gesichter, die du so sehnlich verlangst, sehen lassen; ich will sie dich alle geniessen lassen. Deine Begierde soll gesättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tische; aber man soll sie gleich herhohlen. Nimm nur unterdessen diesen unsern Geschlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllet, aus meiner Hand — Thyest vermuthet bey diesen zweydeutigen Reden, noch nichts arges. Er greift mit Dancksagung nach dem Becher, ihn vor dem Angesichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und ist eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als seine fürchterliche Ahndungen zunehmen. „Was ist das? die Hand „will nicht gehorchen? die Schwere des Bechers wächst und ziehet die „Rechte mit nieder? Ich bringe ihn dem Munde näher, und vergiesse „zitternd den Wein, ohne die betrogenen Lippen zu netzen. Sieh! selbst „der Tisch springt von dem erschütterten Boden in die Höh! Kaum „leuchtet das Feuer! Die schwere öde Luft erstarret schrecklich zwischen „Tag und Nacht! Das krachende Gewölbe des Himmels drohet zu „stürzen! Schwartze Schatten verdicken die Finsterniß, und die Nacht „verbirgt sich in Nacht! Alles Gestirne flieht! Es drohe, was uns auch „drohe; nur daß es meinen Bruder, nur daß es meine Kinder ver„schone! Auf mein unwürdiges Haupt allein breche das Wetter los. „Ach, jezt, jezt gieb mir meine Kinder wieder.“

Atreus. Ich will sie dir geben, und kein Tag soll sie dir jemahls wieder rauben. — — Hier muß man sich vorstellen, daß Atreus einen Winck giebt, und die zurück gelegten Häupter und Hände der Kinder herbey bringen läßt, unterdessen daß Thyest in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr durchwühlet mein Eingeweide? „Was zittert in meinem Innern? Ich fühle eine ungeduldige Last, „und aus meiner Brust steigen Seufzer auf, die nicht meine sind.

„Kommt doch, meine Söhne! Euer unglücklicher Vater ruft euch. „Kommt doch! Euer Anblick wird diesen Schmerz verjagen. Hörte „ich sie nicht? Wo sprachen sie? — —“ Nunmehr sind ihre traurigen Ueberbleibsel hier, und Atreus siehet sich an seinem erwünschten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt,) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf dir dulden? — — Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal dencken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben, aber gleichwohl muß seine Würckung in dem Munde des Schauspielers vortreflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit gnug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrucken können. — — Es fehlt so viel, daß Atreus von den Verwünschungen seines Bruders sollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die spöttischste Art unterbricht:

Atreus. Nimm sie doch lieber hin, die so lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Geniesse sie; küsse sie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyest. War das der Bund? War das die Aussöhnung? Ist das die brüderliche Treue? So legst du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu lassen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Hasse unbeschadet, verstatten kanst. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweisen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du sollst sie sogleich auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Ich bitte dich um nichts, was ich besitzen, sondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig ist, sollst du haben; was von ihnen nicht mehr übrig ist, das hast du schon.

Thyest. Hast du sie den Vögeln zur Speise hinwerfen lassen? Oder werden sie zum Frasse für wilde Thiere gespart?

Atreus. Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen.

Thyest. Das war es, wovor sich die Götter entsezten! Das trieb den Tag in sein ostliches Thor zurück! In welche Klagen soll ich Elender ausbrechen? Welche Worte soll mein Schmerz wählen? Hier seh ich sie, die abgehauene Köpfe und die vom zerschmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie welzet sich das Eingeweide in mir! Der verschlossene Greuel tobet und suchet einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute schon trunckene Schwerd, um mit dem Eisen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man versagt mir das Schwerd? So mag denn die hohle Brust von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verschone die Schatten. Wer hat dergleichen Abscheuligkeit gesehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felsen des unwirthbaren Caucasus? Welcher Procrustes, das Schrecken der attischen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kanntest du denn bey deinem Verbrechen keine Maaß?

Atreus. Maaß muß man in den Verbrechen halten, wenn man sie begehet, nicht aber wenn man sie rächet. Auch das ist mir noch zu geringe. Aus den Wunden selbst hätte ich das warme Blut in deinen Mund sollen fliessen lassen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu schnell; ich that nichts, als daß ich sie mit dem Stahle am Altare niederstieß, und die Hausgötter mit diesem ihnen gelobten Opfer versöhnete. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern und hieb sie in kleine Stücken. Diese warf ich in siedende Kessel, und jene ließ ich am langsamen Feuer braten. Ich hörte sie an dem Spiesse zischen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieses hätte ihr Vater weit besser thun können. Meine Rache ist falsch ausgeschlagen. Er hat mit ruchlosem Munde seine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber sie wußten es nicht. — — Thyest hebt hierauf neue Verwünschungen an, und alles was er von dem Beherrscher des Himmels bittet, ist dieses, daß er ihn mit dem Feuer seines Blitzes verzehren möge. Auf diese einzige Art könne seinen Kindern der lezte Dienst, sie zu verbrennen, erwiesen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchlosen zerschmettern wolle, so wünscht er, daß wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht diese unmenschlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preise ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laster wären umsonst, wenn es dich nicht so schmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder gebohren. Nun dünket mich, dem keuschen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyest. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß sie deine Kinder waren.

Thyest. Dem Vater seine Söhne — —

Atreus. Ja, und was mich freuet, seine gewissen Söhne.

Thyest. Euch ruf ich an, ihr Schutzgötter der Frommen — —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyest. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagst. Es schmertzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du diese gräßliche Mahlzeit genossen, sondern daß du sie nicht zubereitet. Du hattest im Sinne, deinem unwissenden Bruder gleiche Gerichte vorzusetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes sterben zu lassen; wenn du sie nur nicht für deine gehalten hättest.

Thyest. Die Götter werden Rächer seyn; und diesen übergeben dich meine Wünsche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu strafen, will ich deinen Kindern überlassen.

Beurtheilung des Thyest.

So schließt sich dieses schreckliche Trauerspiel, dessen blosser Inhalt, wenn er auch noch so trocken erzehlt wird, schon Entsetzen erwecken muß. Die Fabel ist einfach, und ohne alle Episoden, von welchen die alten tragischen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verliessen sich auf ihre Kunst, ohne viele Verwicklung, fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will sich an seinem Bruder rächen; er macht einen Anschlag; der Anschlag gelingt, und Atreus rächet sich. Das ist es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unsere Aufmercksamkeit müßig? Es ist wahr, der Alte macht wenig Scenen;[1] allein wer hat es uns denn befohlen, derselben in jedem Aufzuge so eine Menge zu machen?

[1] wenig Scene; [1754]

Wir strengen das Gedächtniß unserer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung, und vergessen es, so zu reden mit Fleiß, daß man nicht viel dencken muß, wenn man viel empfinden soll. Wenn der Verstand arbeitet, so ruhet das Herz; und wenn sich das Herz zu zeigen hat, so muß der Verstand ruhen können. — — Die Rache des Atreus ist so unmenschlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, sie glaubwürdig genug zu machen. Aus diesem Gesichtspuncte muß man den ganzen ersten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachsucht seines Herzens, getrieben zu werden scheine. Ein Theil der Hölle und das Schicksal des Pelopeischen Hauses muß ihn zu den Verbrechen gleichsam zwingen, die alle Natur auf eine so gewaltige Art überschreiten. Zu der Handlung selbst trägt dieser Aufzug sonst gar nichts bey, und das Trauerspiel würde eben so vollständig seyn, wenn es auch erst bey dem zweyten Aufzuge seinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerckung hierüber machen — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaste vor sich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieser Ort gleichsam erweitert, indem sich der Pallast selbst öfnet, und den Thyest an der Tafel zeiget. Es muß dieses ein ganz anderer Anblick gewesen seyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen lassen. Nur wolte ich, daß der Römer bey dieser prächtigen Aussicht in einen starck erleuchteten Speisesaal des Pallasts, ein wenig mehr Kunst angebracht hätte. Atreus ist draussen vor dem Pallaste, und giebt selbst den Befehl ihn zu öfnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; festa patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieses? Der Zuschauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuschauer da wären, so würde er vielleicht ohne diese weite Eröfnung zu seinem Bruder hinein gegangen seyn. Ich würde es viel lieber sehen, wenn der Pallast gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; Atreus könte in der Entfernung doch wohl noch sagen, was er wollte, ohne von dem Thyest gehört zu

werden. So gut sich dieses bey der letzten Helfte seiner Rede thun ließ, eben so gut hätte es auch bey der ersten geschehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit, weiter nichts als nur eben so eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden seyn können. Er setzt den Anfang seines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geister wollte erscheinen lassen, und diese, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erscheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu den Schatten des Tantalus sagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne also geht eben auf, als die Geister von der Bühne verschwinden, und die Berathschlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am früheſten Morgen vor. Alles dieses hat seine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedencken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beschließt Atreus seine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyest abzuschicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erscheinet Thyest bereits mit seinen Söhnen. Was muß also in dem Zwischenraume vorgefallen seyn? Atreus hat seinen Söhnen das Geschäfte aufgetragen; sie haben es über sich genommen; sie haben den Thyest aufgesucht; sie haben ihn gefunden; sie haben ihn überredet; er macht sich auf den Weg; er ist da. Und wie viel Zeit kan man auf dieses alles rechnen? Wir wollen es gleich sehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyest empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verstellten Aussöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen lassen, nachdem er sein grausames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenschliche Mahl zubereitet, nach allem diesen, sage ich, ist es, wenn die Sonne vor Entsetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt diesen Zeitpunct in der 777ten Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merseris *coelo* diem etc.

und in der 792ten

— — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

selbst an. Ist es nun aber da Mittag, so muß Thyest noch einige Stunden vor Mittage angekommen seyn. Einige Stunden nach Sonnen-Aufgang ward er geholt; und nun urtheile man selbst, wie viel Stunden zu obigem Zwischen-Raume übrig bleiben. Die natürlichste Entschuldigung, die einem hiebey einfallen kann, ist diese, daß man sagte, Thyest müsse sich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieser Nähe wird nicht alles gehoben seyn. Und wie nahe ist er denn würcklich gewesen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen sich dieser Umstand einigermassen bestimmen läßt. Die erste sind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hospitiis vagus
Regno ut miserias mutet etc.

Wenn hier hospitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der sich ausser seinem Vaterlande aufhält, bedeuten soll, so wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, sondern unendlich vergrössert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponnesus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyest gehört, so lange er mit seinem Bruder zugleich regierte. Soll sich dieser also ausserhalb demselben befunden haben, so konnte er nicht in einigen Stunden, sondern kaum in einigen Tagen herbey geschaft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erste in einem engern Verstande nehmen müsse. Thyest sagt zu sich selbst:

— — — repete sylvestres fugas,
Saltusque densos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt sich also nur in Wäldern verborgen, die freylich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe seyn durften. Und in diesen mögen ihn die Söhne des Atreus gesucht und auch sogleich gefunden haben, so unwahrscheinlich es auch ist, daß sich ein Mann, der sich einmal verbergen muß, nicht besser verbergen werde. Dennoch wird man schwerlich die schleunige Ankunft desselben so leicht begreifen können, als man sie, ohne anstößig zu seyn, begreifen sollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, sondern nur noch ein Wort von den Charakteren sagen. — — Sie sind ohne Zweifel so vollkommen ausgedruckt, daß man wegen keines eintzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abstechung, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder

gesetzt hat, ist unvergleichlich. In dem Atreus sieht man einen Unmenschen, der auf nichts als Rache denckt, und in dem Thyest eines von den rechtschaffenen Herzen, die sich durch den geringsten Anschein von Güte hintergehen lassen, auch wenn ihnen die Vernunft noch so viel Ursachen, nicht allzuleichtgläubig zu seyn, darbiethet. Was für zärtliche und edele Gedancken äussert er, da er sich auf einmal blos deswegen für schuldig erkennet, weil sein Bruder sich jetzt so gütig gegen ihm erzeige. Und was für eine besorgte Liebe für diesen ruchlosen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben sein Unglück erfahren soll, welches durch die ganze Natur ein schreckliches Entsetzen verbreitet, und noch sagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella — —

Aber nun möchte ich wissen, warum der Dichter diesen vortreflichen Charakter durch einen Zug hat schänden müssen, der den Thyest zu nichts geringern, als zu einen Gottesleugner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno — —

Dieses sind fast seine ersten Worte, und ich gestehe es ganz gern, daß, als ich sie zuerst las, ich mir einen sehr abscheulichen Thyest versprach.

Von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abscheulichen Rache des Atreus gehabt, ob gleich nicht mehr als diese eintzige auf uns gekommen ist. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis, (nicht aber der Sittendichter,) Kleophon, und andere diesen Stof bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerst hätte nennen sollen. Wenn uns das Stück dieses Meisters übrig geblieben wäre, so würden wir vielleicht sehen, daß ihm der Römer verschiedenes abgeborgt habe. Doch auch in seiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Mustern, wenigstens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Festus führen einen Thyest des Ennius an; Fulgentius, einen Thyest des Pacuvius; Censorinus einen Thyest des Junius Gracchus; und Quintilian einen von dem L. Varius. Wenn man dem Donat

und Servius glauben darf, so ist der eigentliche Verfasser dieses letztern Virgil gewesen. Er soll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt, und ihr sein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieser habe es alsdann unter seinem eigenen Namen öffentlich abgelesen. Virgil selbst soll auf diese Begebenheit mit folgender Zeile in seinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben so ungewiß ist, als die Anspielung, so kann man sie ganz sicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid so gar gern auf die Rechnung grosser Geister schreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyest führen, gehören hieher, sondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überschrieben waren. Unter dem erstern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerspiel verfertiget, dessen Nonius und Priscian gedencken. Aus den wenigen Zeilen, die sie daraus anführen, kann man nicht undeutlich schliessen, daß es mit unserm Thyest viel Gleichheit gehabt haben müsse. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlassen, hier eine Anmerckung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *vesci* vor, und ist diese:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige seyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyest bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben andere mit ihm zu Tische gelegen, und sie sind ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu seyn scheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm speiset, so hat ja diese Absonderung nothwendig auch Gedancken erregen müssen. Diese Schwierigkeit also hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß sich niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von eben denselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine solche, die allem Argwohne

wegen der wahren Ursache vorzubeugen fähig war. Denn ohne diese wäre der blosse Befehl noch weit schlimmer, als das völlige Stillschweigen über den bedencklichen Umstand gewesen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einsehen wird.

Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest einen Verfasser haben.

Es ist hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieser zwey Trauerspiele von alten Schriftstellern beygelegt worden. Ich will thun als ob man gar keine Zeugnisse hätte, und bloß aus ihren innern Kennzeichen so viel zu schliessen suchen, als in der Folge nöthig seyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einsicht diesem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke sind es, welche im Thyest eben denselben Verfasser verrathen, den man im rasenden Herkules hat kennen lernen; die Schreibart, die Kunst, die Fehler. Die Schreibart ist in beyden Stücken gleich kurz, gleich starck, gleich kühn, gleich gesucht. Es herrscht durchaus einerley tragischer Pomp darinne; einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieses läßt sich ohne Mühe entdecken, und will man diese Untersuchung ins Kleine treiben, so wird man auch gar leicht gewisse Worte antreffen, die dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß man sie schwerlich anderwärts wiederhohlt finden kann, ohne sich zu überreden, daß sie wohl das einemal wie das andere aus eben derselben Feder könnten geflossen seyn. Ich will eine einzige Probe von solchen Worten anführen. Man halte den 1193ten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 473ten des Thyest:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein sehr gewöhnliches Wort in einer sehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare ist hier beydesmal so viel als subesse, und ich wenigstens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftsteller in eben diesem Verstande gelesen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatische Anmerckungen denjenigen überlassen, welchen sie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die An-

merckung schon oben mit mir gemacht haben, daß sich in der Oekonomie des Thyest weniger Kunst zeigt, als in dem rasenden Herkules; gleichwohl aber ist in beyden ein gewisser Kunstgrif angebracht, an welchem man die Hand ihres Meisters erkennet. Ich finde diesen Kunstgrif in dem ersten Aufzuge sowohl des einen, als des andern, und hier ist es, wo ich die oben versprochene Anmerckung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyest thun. Beyde sind als eine Art von Prologen anzusehen; ich sage als eine Art, um sie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterscheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts bestimmt waren, und mehr den Mangel der Kunst, als die Kunst verrathen. Der römische Dichter hatte seine Stücke so eingerichtet, daß sie aus sich selbst sattsam verständlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar ist, daß das eine wie das andre auch ohne die ersten Aufzüge ganz seyn würde. Nur gewisse Wahrscheinlichkeiten würden beyden ohne dieselben fehlen, die ihnen zwey verschiedene Schriftsteller wohl schwerlich auf eine und eben dieselbe Art möchten gegeben haben. In dem Herkules würde, wie wir schon gesehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyest, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrscheinlichkeit der Handlung, so sehr auch die Wahrheit derselben durch die Geschichte ausser allem Zweifel gesetzt seyn konnte. Diese Gleichheit nun, die ersten Aufzüge zu etwas mehr als zu blossen trocknen historischen Einleitungen, welches sie in den meisten alten Trauerspielen sind, zu machen, und durch sie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen, beweiset, sollte ich meinen, so ziemlich einerley Denkungsart, die sich in besondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere[1] ist der Verfasser des Herkules vollkommen der Verfasser des Thyest. Man erinnere sich aus jenem des Lycus und aus diesem des Atreus. Es sind nicht nur beydes Tyrannen, sondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundsätzen, welches sie schwerlich seyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben desselben Dichters wären. Lycus sagt:

[1] der Charaktern [1754]

Qui morte cunctos luere supplicium jubet
Nescit Tyrannus esse. Diversa irroga,
Miserum veta perire, felicem jube.

Und Atreus sagt:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo.
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Diese Gedanken könnten, ohne Zweifel, einander nicht gleicher seyn, und nur der Verfasser selbst kann das Recht haben, sich auf eine solche Art auszuschreiben. Ein Nachahmer aber läßt sich hier, auch um deswillen, nicht vermuthen, weil ausserdem weder der Dichter des Herkules noch der Dichter des Thyest, als zwey verschiedene Dichter betrachtet, an Sinnsprüchen und schönen Gedanken so arm sind, daß einer dem andern ein solches Blümchen hätte stehlen dürfen — — Der dritte Punct, in welchem ich beyde Stücke sehr ähnlich finde, sind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beschreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beschreibung des unterirdischen Reichs und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieses Trauerspiels, etwas umständlicher mit der Beschreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyest, so wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denselben Pinsel, eben dieselben Farben entdecken. Beyde übrigens stehen auch vollkommen, die eine so wohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu mahlen muß bey dem Dichter ausserordentlich groß gewesen seyn, daß er sie wenigstens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unsern zwey Trauerspielen, ist die öftere Auskrahmung einer zimlich gesuchten geographischen und astronomischen Gelehrsamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieserwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget; (siehe oben S. 46. 47.)[1] allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal sehr wohl zu entschuldigen war, auch an allen andern Orten gut heissen wolle. Ich brauche dieses hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich, in einer so deutlichen Sache, sicher auf die Unterscheidungskraft der Leser verlassen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf

[1] [S. 192 dieser Ausgabe]

ihren innern Werth ankömmt. Man halte also folgendes aus dem Herkules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Persica
Violentus unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgende aus dem Thyest:

Quaenam ista regio est, Argos et Sparte pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Ister fugam
Praebens Alanis? an sub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi passim Scythae?

besonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyest gegen den Anfang des Herkules; und man wird sich hoffentlich, alle angeführte Umstände zusammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerspiele einem Verfasser zuzuschreiben.

Von neuern Trauerspielen, welche die Aufschrift Thyest führen.

Auf dem italiänischen Theater stößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher den lateinischen Thyest nach seiner Art in Versen übersetzt hat. Delrio sagt von ihm: italice tragoediam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit; und scheint also die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eignes, als für eine Uebersetzung zu halten. Als eine solche mag sie auch wohl sehr untreu gerathen seyn, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, so gar das oben gerühmte agnosco fratrem entwischt ist; dessen Nachdruck er entweder nicht eingesehen, oder in seine Sprache nicht überzutragen gewust hat. — — Von der französischen Bühne haben wir schon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyest des Roland Brisset angeführet; er ist mit Chören, und wird also schwerlich etwas anders seyn, als eine schlechte Uebersetzung, wie sie es zu seiner Zeit alle waren. Außer diesem hat auch ein gewisser Montleon 1633 einen Thyest drucken lassen. Deßgleichen will man von einem Thyest des Pousset de Montauban wissen, der sich aber nicht in der Sammlung seiner Schauspiele (von 1654 in 12mo) befindet. Man kennt diesen Montauban als einen Freund des Racine, des Despreaux und

Chapelle, und behauptet so gar, daß er mit an des erstern Lustspiele les Plaideurs arbeiten helfen. Doch alle diese drey französischen Schriftsteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in diesen Schranken erwerben sollte. Ich würde mir daher einen grossen Fehler der Unterlassung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyest des ältern Hrn. von Crebillon

etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zu reden, mit dem Hr. von Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29ten December dieses Jahres, sein theatralisches Jubiläum feyern. An diesem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Wercke des Corneille und des Racine brachten alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollen, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig diesen grossen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Einige mehr schimmernde als natürliche Stellungen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stofs, noch kunstreiche Einrichtung darinnen zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiselle Barbier, ein la Grange-Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von diesem Schlage, lieferten. Unter diesen war also Crebillon gleich Anfangs eine sehr wichtige Erscheinung, und man muß es ihm zugestehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuschte. Man will sogar behaupten, daß er sich auf dem neuen Wege, welchen er erwehlte, kühnlich zwischen den Corneille und Racine zu setzen gewußt habe. Es ist mein Vorsaz nicht, diesen Lobspruch hier zu untersuchen, wo ich mich allein mit seinem Atreus und Thyest beschäftigen will. Diesem Trauerspiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu dancken, durch welches ihn seine Landsleute vorzüglich zu charak-

terisiren pflegen. So wie ihnen Corneille der grosse, Racine der zärtliche, Voltaire der prächtige heißt: so heißt ihnen Crebillon der schreckliche. Wer sollte also nicht vermuthen, daß er ein sehr starcker und kühner Copiste des lateinischen Thyest seyn werde? Unter seiner Nation wenigstens mangelt es an Schriftstellern nicht, (z. E. der Verfasser des Dictionaire portatif des Theatres,) welche mit ausdrücklichen Worten sagen: Ce cruel sujet, traité par *Seneque*, n'a pas été adouci par Mr. de *Crebillon*. Wie sehr sich diese Herren aber betriegen, werden wir bald sehen. Es ist wahrscheinlich genug, daß sie das lateinische Original gar nicht mögen gelesen haben; aber auch alsdenn hätten sie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit so weit zu verfehlen, wenn sie nur bey dem eignen Geständnisse des Hrn. Crebillon geblieben wären. Er ist mit dem ganzen Stoffe auf eine sehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat so viel Veränderungen damit vorgenommen, daß ich sie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus seinem Stücke wird verstehen können. Die Zeit der Handlung setzt er zwanzig Jahr nach dem Verbrechen des Thyest, welcher die Aerope seinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimt an, Atreus habe zwar seine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und sey entschlossen gewesen, sie dem ohngeachtet seiner Liebe zu würdigen. Allein diese habe sich mit dem Thyest schon zu weit eingelassen gehabt und einen Sohn zur Welt gebracht, den sich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen lassen, und es selbst aus einem ihrer Briefe ersehen, daß Thyest der Vater ihres Sohnes sey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geschichte, Plisthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus diesen Prinz als sein eignes Kind auferziehen lassen, in dem festen Vorsatze, ihn künftig zu dem Werckzeuge seiner Rache zu machen. Thyest sey unterdessen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamia, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubet, daß Plisthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der sich in verschiedenen Feldzügen schon rühmlich hervor gethan, reif genug sey, der Mörder seines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er seinen

Bruder ausgeliefert bekommen solle, nur müsse er selbst vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen scheinen. Atreus geht also sogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Insel Euböa nehmen läßt, damit Thyest nicht zu zeitig von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, und sich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdenn plötzlich wieder zurücksegeln und vor Athen seyn, ehe es sich jemand versehen könne. Doch dieser Vorsicht ungeachtet, erfährt Thyest das ihm drohende Unglück; flüchtet nebst seiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will sich während der Abwesenheit seines Bruders, wieder in Argos fest setzen, um den Atreus durch diese Diversion wenigstens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzustehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Insel Euboea, als Atreus wegen wiedrigen Windes mit seiner Flotte noch vor derselben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Plisthenes selbst, unerkannter Weise, aus dem Wasser gerettet; und nun müßte man die französische Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß sich der Bruder in seine Stiefschwester werde verliebt haben. Richtig! Unter diesen Umständen fängt das Trauerspiel an, welches, Danck sey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euboea vorgehen kann, da man doch ganz gewiß vermuthen sollte, es werde entweder in Argos, oder doch in Mycen vorgehen. Von dieser Erzehlung, sieht man also wohl, stimmt das allerwenigste mit der Geschichte überein. Doch da man dem tragischen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, diese zu verändern; so würde es mir sehr übel stehen, wenn ich den Herrn Crebillon deswegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographische Wahrscheinlichkeit hin und wieder gar mercklich verletzt habe. Denn man darf nur die Charte von Griechenland vor sich nehmen, so wird man sich gar bald wundern, was Thyest, der von Athen nach Argos schiffen wollte, in dem Euripus zu suchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verschlagen können? Man kann wohl die Geschichte ändern; aber die Erdbeschreibung muß man ungeändert lassen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein

ängstlicher Deutscher seine Wercke so genau betrachten werde? Kein Wort also mehr davon. Man wirft denen, die sich an solche Schwierigkeiten stossen, nur allzuoft vor, daß sie unfähig wären, wesentlichere Schönheiten zu empfinden. Diesen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen scheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes selbst:

Erster Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß sich die Flotte fertig halten solle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit seinem Vertrauten, dem Euristhenes, allein, und entdeckt ihm sein Vorhaben; daß Plisthenes sein Sohn nicht sey, sondern daß er ihn nur deswegen so lange dafür ausgegeben, um sich an den Thyest, durch die eigne Frucht seiner lasterhaften Liebe, rächen zu können. Diese Scene ist zum Theil eine Nachahmung des zweyten Acts des lateinischen Dichters. In der folgenden erscheint Plisthenes, welchen sein vermeinter Vater vor sich kommen lassen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an seinem Feinde rächen wolle. Plisthenes ist so unvorsichtig, diesen Eid zu thun, ehe er es noch weis, wer der Feind des Atreus sey. Er hört endlich, daß es Thyest sey, auf welchen diese ganze Zurüstung ziele; er erschrikt und will sein Wort wieder zurük nehmen. Er verspricht zwar, allenfalls der Sieger seines Vetters zu seyn; aber nicht sein Henker. Doch Atreus hält ihn bey seinem Eide, und geht ab. Plisthenes beklagt sich gegen seinen Vertrauten den Thessander, und tröstet sich einzig damit, daß er vor Athen schon den Tod wolle zu finden wissen. Endlich erkläret er ihm auch seine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebst ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie ist es selbst die diesen Auftritt unterbricht. Theodamia kömmt mit ihrer Vertrauten der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil sie gehört habe, daß die Flotte noch heut von Euboea abstossen solle. Der Prinz betauert, daß er für sich nichts thun dürfe, und verweiset sie an den Atreus, von dem sie die Erfüllung ihres Wunsches um so viel eher erwarten könne, da er sie schon bereits den ersten Tag sehr gnädig empfangen, und ihr allen Beystand versprochen habe. Er spricht ihr hierauf von seiner Liebe, und will verzweifeln, weil er sie vielleicht nie wieder werde zu sehen bekommen. Er erkundiget sich nach ihrem Vaterlande, nach der Ursache ihrer Reise, und fragt sehr galant, ob ihre Reize nur das einzige seyn sollten, was er

von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er sieht, daß sie ihm ein Geheimniß daraus machen wolle; verspricht aber dennoch bey seinem Vater für sie zu sprechen, so nachtheilig es auch seiner Liebe seyn möge. Er geht ab und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieser Scene nun erfährt es der Zuhörer wer Theodamie und ihr Vater sind, und erfährt auch zugleich, daß die erstere gegen die Liebe des Plisthenes nicht eben unempfindlich sey. Sie bittet die Götter, den Thyest vor dem Atreus zu verbergen, und hält es schon für Unglük genug, daß die Tochter des Thyest den Sohn des Atreus liebe, für welchen sie ihren Prinzen nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt sich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte Nachricht zu geben. Zweyter Aufzug. Thyest und Theodamie eröfnen ihn. Der Vater dringt in seine Tochter, daß sie bey dem Atreus um ein Schiff bitten soll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu besorgen sey, sind umsonst. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen sollte, nach Athen wieder zurük gehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, diesem seinen einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuspringen. Er sieht seinen Bruder kommen und entfernt sich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß sich Thyest schon seit einem Monate nicht mehr daselbst aufhalte. Er will den Patron des Schiffes selbst sprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren sey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verschiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reise, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er sich, daß er diesen leztern noch nicht gesehen, und will wissen, warum er sich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entschuldiget ihn, mit seinen kränklichen Umständen; doch dieser Entschuldigung ohngeachtet schickt er einen von seiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt sehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Frage an ihn, die er an seine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widersprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyest an der Stimme, und noch mehr, wie er sagt, an den plötzlichen Aufwallungen seines Zornes. Thyest verleugnet

sich nicht lange, und Atreus will ihn sogleich durch seine Trabanten ermorden lassen, als er sich noch besinnt, daß er dem Plisthenes diesen Mord vorbehalten müßte. Plisthenes erscheint; erfährt, daß der Vater seiner Geliebten Thyest sey, und nimmt sich desselben mit solchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt ist, seinen Zorn zu verbergen, und sich versöhnt zu stellen. Auf diese erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euristhenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Plisthenes etwa am meisten ergeben seyn könnten, und sich selbst an diesem Orte wieder bald bey ihm einzufinden. **Dritter Aufzug.** Atreus freuet sich, daß er den Thyest nunmehr in seiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Plisthenes die Theodamie liebe, und ist entschlossen beyde dieser Liebe zu überlassen, von der er es fast nur allein wußte, wie lasterhaft sie sey. Ja diese lasterhafte Liebe soll ihm so gar das Mittel werden, wodurch er den Plisthenes desto eher zur Ermordung des Thyest zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euristhenes vor sich fordern lassen; er führt ihm seinen gethanen Eid zu Gemüthe und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyest sogleich selbst ermorden oder seine Geliebte vor seinen Augen sterben sehen wolle. Vergebens beruft sich der Prinz auf die geschehene Aussöhnung, und will lieber selbst sterben, als das Werkzeug zu einer so unmenschlichen That seyn: Atreus sieht den Thyest kommen, wiederhohlt seinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieser dankt dem Plisthenes für seine ihm erwiesene Freundschaft, und versichert ihn einer Liebe, die seiner väterlichen Liebe gegen seine Tochter gleich komme. Plisthenes thut desgleichen, und gesteht, gegen den Thyest eine Zuneigung zu fühlen, die sein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weiten alle das Unglück zu verstehen, das über seinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herein tritt. Er sagt ihm mit wenig Worten, daß er seinen Ungehorsam schon zu bestrafen wissen wolle, und schickt ihn fort. Thyest erstaunt über diese Drohungen, wird aber auf eine gebietherische Art von seinem Bruder erinnert, daß er sich deswegen zufrieden stellen solle, weil sie nichts beträffen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein ist, läßt er seinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entschließt sich, den Thyest zwar leben zu lassen, aber

ihn sonst auf eine weit schreklichere Art zu strafen. **Vierter Aufzug.** Plisthenes erscheint, mit seinem Vertrauten, voller Wuth, nachdem er alle Anstalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen lassen. Er kann weder den Thyest noch die Theodamie finden, und ist besonders wegen der leztern in der grausamsten Unruhe, als er sie zitternd und weinend auf sich zu kommen sieht. Sie sagt ihm, daß sie wegen ihres Vaters in den äussersten Sorgen sey, welcher wie rasend in dem Pallaste herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz stossen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann sowohl seinen als des Plisthenes Tod geschworen habe. Der Prinz will ihn aufsuchen, aber Thyest erscheinet selbst, und erfreut sich, daß seine Furcht vergebens gewesen, in der er den Plisthenes schon für ermordet gehalten. Dieser dringt mit aller Gewalt in ihn, sich sogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm seinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen solle. Doch Thyest hält es für seiner Ehre unanständig, sich zu retten, und denjenigen, dem er diese Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr seinetwegen ausgesetzt zu wissen. Während diesem großmüthigen Weigern kömmt Atreus dazu. Er sieht ihre Bestürzung, und nimt von derselben Gelegenheit, auf einmal sich als eine ganz veränderte Person zu zeigen. Er sagt, der Himmel habe sein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilget; und damit er seinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses überzeugen möge, entdeckt er, wer Plisthenes sey, und zu was für einer grausamen That er ihn bestimmt gehabt habe. Die Erkennung ist rührend, und Plisthenes sieht mit Entsetzen auf die Laster zurück, in die ihn sein grausames Schicksal beynahe gestürzt hätte. Fast wäre er ein Vatermörder und ein Blutschänder geworden! Doch Atreus will dieses, daß er dem Thyest seinen Sohn wiederschenkt, nicht die einzige Versicheruug seiner völligen Aussöhnung seyn lassen; sondern erbietet sich auch, mit seinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das sey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu seyn pflege. Thyest nimmt dieses Erbieten an, und es gehen alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Plisthenes behält Verdacht, und giebt seinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitschafft zu halten. **Fünfter Aufzug.** Auch zu Anfange dieses Auf-

zuges kämpfet er noch mit schrecklichen Ahndungen. Thessander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil diese Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher sich jezt gegen den Thyest ganz ausnehmend freundschaftlich bezeige, und ein prächtiges Fest ihm zu Ehren anstellen lasse. Doch dem ohngeachtet hört Plisthenes nicht auf, zu fürchten, und schickt den Thessander fort, die Theodamie abzuholen, und sich mit ihr nach den Hafen zu begeben. Er selbst will den Thyest in gleicher Absicht aufsuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit seiner Wache herein tritt, und ihm aus der vorgesetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter dessen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Plisthenes entschuldiget sich nur wenig, und ist bloß für seinen Vater und seine Schwester besorgt, von welchen er versichert, daß sie keinen Antheil an seiner Veranstaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für sie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortschleppen, um ihn in der schmerzlichsten Ungewißheit von dem Schicksale dieser geliebten Personen hinrichten zu lassen. Nunmehr frohlocket Atreus vor sich selbst, und kitzelt sich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erschrickt er zwar selbst, über seinen grausamen Anschlag; doch er erinnert sich gar bald wieder, daß er Atreus sey, und den Thyest, wenn er ihn strafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art strafen müsse. Der unglückliche Bruder erscheint mit einem Gesichte, auf welchem sich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man seine Kinder zu ihm lasse, und Atreus hält ihn so lange mit zweydeutigen Tröstungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyest ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darinne gewahr wird. Er erschrickt; seine Tochter kommt dazu und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut seines Sohnes sey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünschungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Last sey, will es ihm der Tyrann lassen. Doch Thyest verschmähet diese grausame Gnade, und ersticht sich selbst. Sterbend beruhiget er noch seine Tochter, und läßt sie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht mit seiner Bosheit zufrieden ab, und das Stük schließt = = =

Ich habe diesen troknen Auszug nicht in der Absicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu bestimmen; ich würde sonst eben so thörigt seyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigstens auf etwas schliessen kann, nehmlich auf den regelmässigen Bau der Glieder; so wird auch mein Auszug wenigstens darzu nützen können, daß man ohngefehr die Art und Weise sieht, mit welcher ein neuer Dichter einen so alten und von den Sitten unsrer Zeit so abweichenden Stof habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Atreus und Thyest ein wenig gar zu neumodisch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Episode, und zwar mit einer verliebten Episode, geschwächt, und das Ganze durch die Einführung so vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als sehr frostige Personen sind, die bloß die Monologen müssen vermeiden helfen, matt gemacht habe. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateinischen Dichters geblieben sey, wird man schon von sich selbst abgenommen haben. Er hat die stärksten Züge in seinem Muster unberührt gelassen, und ausser dem so gelinderten Hauptinhalte, kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demselben erborgt. Doch auch diese hat er oft ziemlich gewässert, und die Stärcke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die schönsten und prächtigsten Gedanken der römischen Trauerspiele in seine überzutragen wußte. Einigemal ist es ihm so ziemlich gelungen; besonders bey dem agnosco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

A. Meconnois-tu ce sang? *Th.* Je reconnois mon frere.

Auch noch eine Stelle hat er sehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine solche, welche manchem Ausleger des alten Dichters selbst nicht recht verständlich gewesen ist. Ich meine die 1052te Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias scelus,
Non ubi reponas — —

welche er sehr kurz und schön so übersezt hat:

Il faut un terme au crime, et non à la vengeance.

Ich will zum Schlusse noch das mittheilen, was Herr Crebillon selbst von diesem seinem Stücke sagt. Es ist ein Theil der Vor=

rede, in welchem man verschiedene hieher gehörige Gedanken finden wird. „Fast ein jeder, sagt er, hat sich wider den Inhalt dieses Trauer„spiels empört. Ich kann weiter nichts darauf antworten, als dieses, „daß ich nicht der Erfinder davon bin. Ich sehe wohl, daß ich Un„recht gethan habe, mir die Tragödie allzusehr als eine schreckliche „Handlung vorzustellen, die den Zuschauern unter rührenden Bildern „müsse gezeigt werden, und die sie zum Mitleiden und Schrecken be„wegen solle, doch ohne Züge, welche den Wohlstand und die Zärtlich„keit beleidigen könnten. Es kömmt also nur darauf an, ob ich diesen „so nöthigen Wohlstand beobachtet habe. Ich glaube mich dessen „schmeicheln zu dürfen. Ich habe nichts vergessen, was meinen Stof „lindern und unsern Sitten gemäß einrichten könne. Um den Atreus „unter keiner unangenehmen Gestalt zu zeigen, lasse ich die Aerope „von dem Altare selbst entführet werden, und setze diesen Prinz, (wenn „ich hier diese Vergleichung brauchen darf,) gerade in eben den Fall „des bezauberten Bechers bey dem la Fontaine.

L'etoit-il? ne l'etoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um seine Rache weniger „schrecklich zu machen, und mein Atreus ist bey weiten nicht so grau„sam, als der Atreus des Seneca. Ich habe mich begnügt, für den „Thyest alle den Greuel des von seinem Bruder ihm bestimmten „Bechers fürchten zu lassen, und er bringt nicht einmal seine Lippen „daran. Ich gestehe es zwar, daß mir diese Scene selbst schrecklich „schien. Es überfiel mich ein Schauder; aber nichts destoweniger glaubte „ich, daß sie sich in ein Trauerspiel sehr wohl schicke. Ich sehe nicht, „warum man sie mehr davon ausschliessen solle, als die Scene in der „Rodogune, wo Cleopatra, nachdem sie einen von ihren Söhnen „schon ermordet, den andern vor den Augen der Zuschauer vergiften „will. So unwillig man auch gegen die Grausamkeit des Atreus „gewesen, so glaube ich doch nicht, daß man ein vollkommener Bild „auf die tragische Scene bringen könne, als das Bild von der Stel„lung des unglücklichen Thyest, welcher sich ohne Hülfe der Wuth „des barbarischsten unter allen Menschen ausgesetzt sieht. Ob man sich „nun aber schon von seinen Thränen und seinem Jammer erweichen „ließ; so blieb man mir dennoch deswegen auffätzig. Man hatte die „Güte, mir alle Abscheulichkeit der Erfindung zu lassen, und rechnete

„mir alle die Lasterthaten des Atreus an. An einigen Orten betrachtet man mich auch noch als einen fürchterlichen Menschen, bey „welchem man nicht recht sicher sey; gleich als ob alles, was der Witz „erdenket, seine Quelle in dem Herzen haben müsse. Eine schöne „Lection für die Schriftsteller, welche sie nicht nachdrücklich genug wird „lehren können, mit wie vieler Behutsamkeit sie vor dem Publico erscheinen müssen. Ein artiges Frauenzimmer, welches sich in Gesellschaft mit ehrbaren Scheinspröden befindet, darf sich lange nicht mit „so vieler Sorgfalt beobachten. Und endlich hätte ich mir es nimmermehr vorgestellt, daß in einem Lande, in welchem es so viel gemißhandelte Ehemänner giebt, Atreus so wenig Vertheidiger finden sollte. „Was die doppelte Aussöhnung, die man mir vorwirft, anbelangt, „so erkläre ich gleich voraus, daß ich mich in diesem Puncte niemals „für schuldig erkennen werde. Atreus erziehet den Plisthenes, „um einmal den Thyest durch die Hände seines eigenen Sohnes umbringen zu lassen; er erschleicht von diesem jungen Prinzen einen „Eid, welcher aber gleichwohl bey Erblickung des Thyest nicht gehorchet. Atreus kann also zu nichts andern seine Zuflucht nehmen, „als zur Verstellung; er erdichtet ein Mitleiden, welches er nicht fähig „ist, zu empfinden; er bedient sich hierauf der allergewaltsamsten Mittel, „den Plisthenes zur Vollziehung seines Eides zu vermögen, von „welcher dieser aber durchaus nichts wissen will. Atreus, welcher „sich an dem Thyest auf eine seiner würdige Art rächen will, muß „also nothwendig zu einer zweyten Versöhnung schreiten. Ich getraue „mir zu sagen, daß dieser grausame Prinz alle Geschicklichkeit anwendet, „die ein Betrieger nur immer anwenden kann. Es ist unmöglich, daß „Thyest dieser Falle entgehen sollte, wenn er auch schon selbst ein „eben so grosser Betrieger wäre, als sein Bruder. Man darf das „Stück nur ohne Vorurtheil lesen, so wird man finden, daß ich nicht „Unrecht habe. Je betriegerischer aber Atreus ist, desto besser habe „ich seinen Charakter ausgedrückt; weil Verrätherey und Verstellung „fast immer von der Grausamkeit unzertrennlich sind ꝛc.“

Von den übrigen lateinischen Trauerspielen in den folgenden Stücken.

VIII.

Des Hrn. Ludewig Riccoboni
Geschichte der italiänischen Schaubühne.

Nachricht von dem Verfasser.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneser von Geburt, welche ohngefehr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie seyn, weil er selbst, an einem Orte seiner Schriften, den Antonius Riccoboni, einen Professor zu Padua, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, für einen seiner Vorfahren wahrscheinlicher Weise hält. Er mußte aber sehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er sich hernach auf eine doppelte Art sehr rühmlich hervorthat. Denn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, wie man es weiter unten aus seinem eignen Munde hören wird, war er das Haupt einer Gesellschaft von Schauspielern, die in den Städten der Lombardey und besonders zu Venedig mit vielem Beyfalle spielte. Er gab sich ganzer zehn Jahre lang in seinem Vaterlande sehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen, und sie besonders von dem unregelmäßigen Wuste zu reinigen, welcher damals auf derselben herrschte. Doch weil ihm diese Bemühungen so glücklich nicht ausschlagen wollten, als sie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, dessen Hauptgeschmack auf nichts als Possen ging. Er nahm also den Vorschlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Gesellschaft italiänischer Schauspieler für den König von Frankreich zusammen zu bringen, und mit derselben nach Paris zu gehen. Er langte daselbst im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er sich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß sich aber sein finstres Ansehen vollkommen wohl schicke, traurige und übertriebene Leidenschaften auszudrücken, die auch in der That niemand besser und wahrscheinlicher vorgestellt habe, als er. Er blieb auf dem italiänischen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre

er dasselbe mit seiner Frau und seinem Sohne, verließ, und eine Haushofmeisterstelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieses Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für sich und seine Frau eine doppelte Pension, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er starb den 6ten December 1753. Als einen Theatralischen Schriftsteller hatte er sich schon bekannt gemacht, ehe er aus seinem Vaterlande ging; doch hat er seine vornehmsten Werke in Frankreich, und zwar auch französisch, geschrieben. Unter die erstern, die er italiänisch abgefaßt, gehören verschiedne Lustspiele, und ein Gedicht über die Kunst zu declamiren, welches den Titel l'Arte representativa führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiänischer Stücke besorgt, welche er für geschickt hielt, den Ausländern eine bessere Meinung von der eigentlichen dramatischen Poesie seiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Lustspiele, welche er in Paris für das italiänische Theater machte, sind weder ganz welsch, noch ganz französisch, sondern die Scenen sind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen sind sein Pere partial, seine Diana et Endymion und sein Italien marié à Paris, welche Stücke er ganz allein, so wie folgende, la Desolation des deux Comedies, le Procès des Theatres, und la Foire renaissante, in Gesellschaft mit dem Hrn. Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz französisch geschrieben hat, und die man ohne Zweifel für seine beträchtlichsten halten muß, sind seine Histoire du Theatre Italien, und seine Reflexions historiques et critiques sur les differens Theatres de l'Europe. Die erstere bestehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erster 1727 und der zweyte 1731 zu Paris an das Licht getreten sind. Jener enthält die Geschichte des italiänischen Theaters, wovon nachstehendes eine Uebersetzung ist; ein Verzeichniß aller welschen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerspiel der Neuern. Dieser bestehet aus Auszügen aus fünf der besten italiänischen Tragödien, und eben so vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rousseau an den Verfasser, nebst der Antwort vorgesetzet, und die in Kupfer gestochenen Charaktere der welschen Bühne, nebst einer Erklärung, beygefügt worden. Die Reflexions des Hrn. Riccoboni kamen das erstemal 1738 heraus, und betreffen die italiänische, die spanische, die französische, die englische, die holländische und die

deutsche Bühne. Am Ende hat der Verfasser noch Pensées sur la Declamation hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

Ich verspare es auf ein andermal von diesem oder jenem genannter Aufsätze nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch seiner Frau und seines Sohnes, welche beyde noch leben, bey einer andern Gelegenheit soll gedacht finden.[1]

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

[Seite 166, Anmerkung.[2]]

Ich will aus diesem Verzeichnisse, welches in eben diesem Theile der Geschichte der italiänischen Bühne vorkömmt, ein andermal die vornehmsten anführen. Uebers.

[Seite 199, Anmerkung.[3]]

Hier wird eben der rechte Ort seyn, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich, oben auf der 135. Seite,[4] in meiner Handschrift zu verbessern vergessen hatte. Es erhellt nehmlich aus den Datis, welche Herr Riccoboni hier einfliessen lassen, daß er 1677. und nicht 1682. oder 83. wie ich aus einem andern Umstande geschlossen hatte, müsse seyn gebohren worden. Uebers.

[Seite 212, Anmerkung.[5]]

Bis auf das Jahr 1727. versteht sich.

---

[1] [Hier folgt die Übersetzung der Geschichte der italiänischen Schaubühne in acht Hauptstücken, doch ohne Riccobonis Avertissement au lecteur, ohne seine verschiedenen Verzeichnisse der italienischen Dramatiker, Trauerspiele und Lustspiele und ohne seine Dissertation sur la tragedie moderne. Außer den drei oben mitgeteilten Anmerkungen fügte Lessing zu der Übersetzung nichts hinzu.]

[2] [Zu folgenden Worten des vierten Hauptstücks: „Diesen zwey geschickten Männern (Ariost und Trissino) folgte eine grosse Anzahl von Dichtern, welche vortrefliche Komödien, Theils in Prosa, Theils in Versen, verfertigten, und von welchen man mein Verzeichniß nachsehen kann.“]

[3] [Zu folgenden Worten des siebenten Hauptstücks: „Als ich im Jahre 1690, in einem Alter von dreyzehn Jahren, die Bühne zu besuchen anfing, ꝛc.“]

[4] [S. 243, Z. 6. dieser Ausgabe]

[5] [Zu folgenden Worten des achten Hauptstücks: „Dieses ist die Geschichte des italiänischen Theaters bis auf die letzten Zeiten.“]

IX.

Auszug aus der Sophonisba des Trißino und der Rosemonda des Rucelai.

In dem vierten Hauptstücke der vorhergehenden Geschichte der italiänischen Schaubühne, wird man angemerkt haben, daß die Sophonisba des Trißino und die Rosemonda des Ruccelai für die ersten italiänischen Trauerspiele anzusehen sind, welche nach den Regeln und in dem Geschmacke der Alten in dieser Sprache verfertiget worden. Ich vermuthe daher, daß man begierig seyn wird, sie näher kennen zu lernen, und in dieser Vermuthung will ich die Auszüge mittheilen, welche eben der Herr Riccoboni, in dem zweyten Theile seiner Geschichte, davon geliefert hat. Sie werden in dieser Bibliothek schwerlich einen bessern Platz finden können.[1]

X.

Auszug aus der Calandra des Kardinal Bernardo da Bibiena.

Auch aus diesem Stücke, welches man in dem vierten Hauptstücke der obigen Geschichte, als das erste regelmäßige italiänische Lustspiel hat kennen lernen, wird man hoffentlich einen Auszug hier nicht ungern finden. Er ist gleichfalls von dem Herrn Riccoboni.[2]

---

[1] [Hier folgt der Auszug aus der „Sophonisba" und aus der „Rosemonda", woran sich eine Beurteilung beider Trauerspiele anschließt, alles ziemlich wörtlich aus dem zweiten Bande der Histoire du Theatre Italien von Riccoboni übersetzt. Nur hat Lessing hie und da, im ganzen selten, einen Satz des Originals weggelassen.]

[2] [Hier folgt der Auszug aus der „Calandra" und die Beurteilung dieses Lustspiels, beides aus dem zweiten Bande der Histoire du Theatre Italien von Riccoboni genau übersetzt; nur hat Lessing wieder gelegentlich, doch selten, einige Worte oder Sätze seines Originals weggelassen.]

Drittes Stück.

1755.

XI.

Des Abts du Bos

Ausschweifung

von den theatralischen Vorstellungen der Alten.

Vorbericht.

„Der Abt du Bos war einer von den Vierzigern, und beständiger Sekretär der französischen Akademie. Der Herr von Voltaire „hat ihn mit unter die Schriftsteller gezehlet, welche das Jahrhundert „Ludewigs des XIV. erleuchtet haben. Er hat sich der Welt als ein „Geschichtschreiber und als ein Kunstrichter gezeigt. Als jener in seiner „Histoire de la ligue de Cambrai, welcher der Herr von Voltaire „das Lob zugestehet, daß sie ein Muster in ihrer Art sey. Als dieser, „in seinen critischen Betrachtungen über die Dichtkunst und „Mahlerey, (Reflexions critiques sur la Poesie et sur la Peinture) von welchen ich hier etwas mehrers melden muß. Ich kann „es jetzt nicht gleich wissen, in welchem Jahre sie zu erst ans Licht „traten. Ich habe blos die fünfte Ausgabe vor mir, welche von 1746 „ist. Es ist die letzte, meines Wissens, und auf dem Titel wird gesagt, daß sie von dem Verfasser selbst durchgesehen, verbessert und „vermehrt worden. Sie ist in Paris in groß Duodez gedruckt, und „bestehet aus drey Theilen, deren stärkster ein Alphabet hat. Der „Inhalt, wie ihn der Verfasser selbst entwirft, ist kurz dieser. In dem „ersten Theile erklärt er, worinn die Schönheit eines Gemähldes und „die Schönheit eines Gedichts vornehmlich bestehe; was für Vorzüge „so wohl das eine, als das andere, durch die Beobachtungen der Regeln erlange, und endlich was für Beystand sowohl die Werke der „Dichtkunst, als der Mahlerey, von andern Künsten erborgen können, „um sich mit desto grössern Vortheile zu zeigen. In dem zweyten

„Theile handelt er von den Theils natürlichen, Theils erworbenen „Eigenschaften, welche sowohl grosse Mahler, als grosse Dichter, haben „müssen, und forscht den Ursachen nach, warum einige Jahrhunderte „so viele, und einige fast gar keine berühmte Künstler gesehen haben. „Hierauf untersucht er, auf welche Weise die Künstler zu ihrem Ruhme „gelangen; an welchen Kennzeichen man es voraussehen könne, ob der „Ruhm, in welchem sie zu ihren Zeiten stehen, ein wahrer Ruhm sey, „oder ob sie nur ein flüchtiges Aufsehen machen; und endlich aus „welchen Merkmalen man es zuverläßig schliessen dürfe, daß der Name „eines von seinen Zeitgenossen gerühmten Dichters oder Mahlers, immer „mehr und mehr wachsen, und in den folgenden Zeiten noch grösser „seyn werde, als er selbst zu seiner Zeit gewesen ist. In dem dritten „Theile endlich trägt unser Abt verschiedene Entdeckungen vor, die er „in Ansehung der theatralischen Vorstellungen der Alten gemacht zu „haben glaubet. In den ersten Ausgaben seines Werks, war diese „Materie dem ersten Theile mit eingeschaltet. Weil sie aber doch nichts „anders als eine Ausschweifung war, durch die man die Hauptsache „allzulange aus den Augen verlohr, so folgte er dem Rathe einiger „Freunde, und machte einen besondern Theil daraus. Dieser besondre „Theil nun, oder diese Ausschweifung ist es, welche ich hier meiner „theatralischen Bibliothek einverleiben will. Ich werde aber dabey „für diesesmal nichts, als die Pflichten eines getreuen Uebersetzers „beobachten; und meine Gedanken über verschiedene besondere Mei„nungen des Verfassers auf eine andere Gelegenheit versparen.“ [1]

---

[1] [Hier folgt die Übersetzung, welche das ganze dritte Stück einnimmt. Wieder abgedruckt ist dieselbe von Anfang bis zu Ende in „Historisch-Kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik von Friedrich Wilhelm Marpurg. Berlin, Verlegts Gottlieb August Lange.“ Bd. II, Stück 5 — Bd. V Stück 4 (1756—1762).]

Viertes Stück.

1758.

[XII. Geschichte der englischen Schaubühne.][1]

XIII.

Von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken.

Dieser grosse Dichter ward gebohren den 6ten August 1631 zu Aldwincle, bey Oundle, in der Grafschaft Northampton, aus einer ganz ansehnlichen Familie. Seine erste Unterweisung bekam er in der Schule zu Westmünster, unter dem berühmten D. Busby. Von da kam er 1650 in das Dreyfaltigkeitscollegium zu Cambrigde.

Man findet eben nicht, daß er sein grosses poetisches Genie sehr frühzeitig gezeigt habe. Er war bereits über dreyßig Jahr, als er sein erstes Lustspiel verfertigte. Ehe ich aber von diesem ein mehrers sage, erlaube man mir von seinem

Versuch über die dramatische Poesie

(Essay of Dramatick Poesie) zu reden. Wenn ein Schriftsteller in seiner Gattung beydes Regeln und Beyspiele gegeben, so erfordert es die Natur der Sache, sich jene zu erst bekannt zu machen.

Der gedachte Versuch ward 1668 zum erstenmale gedruckt; ich bediene mich aber eines neuen Abdrucks von 1693, zu London auf sieben Quartbogen. Dryden hat ihn Carln, Grafen von Dorset und Middlesex zugeeignet, und sagt in der Zuschrift, daß er ihn zu der Zeit geschrieben, als ihn die Wuth der Pest aus der Stadt

[1] [Dieser Aufsatz ist von Friedrich Nicolai verfaßt, nach seiner eignen Erklärung in den Anmerkungen zu seinem Brief an Lessing vom 31. August 1756. Lessing scheint an der Arbeit seines Freundes nur eine Kleinigkeit geändert zu haben, nämlich die Worte, mit denen Nicolai in seiner Übersicht über die englischen Dramatiker Dryden charakterisiert hatte. Diese scheint Lessing gestrichen und statt ihrer mit Rücksicht auf den nächsten Aufsatz der Theatralischen Bibliothek nur gesetzt zu haben (S. 38):] 2. Johann Dryden. Von diesem und seinen sämmtlichen dramatischen Werken werde ich in dem folgenden XIIIten Artikel umständlich zu handeln anfangen.

getrieben. Dieses war das Jahr 1665. Die Theater waren während dieser Landplage in London alle geschlossen, und Dryden konnte sich mit nichts als den Gedanken davon auf dem Lande unterhalten, und that dieses, wie er sagt, mit eben dem Vergnügen, mit welchem ein Liebhaber an seine abwesende Gebieterin denket.

Es hat aber Dryden seinen Versuch in eine Unterredung zwischen vier Freunden, Namens Eugenius, Crites, Lisidejus und Neander, eingekleidet, und der Tag dieser Unterredung ist der merkwürdige Tag, an welchem der damalige Herzog von York (nachher Jacob II.) über die holländische Flotte unter dem Admiral Obdam den grossen Sieg erhielt. Die vier Freunde befanden sich auf einem Boote, auf welchem sie nach Greenwich zufuhren, um das Kanonenfeuer zwischen den streitenden Flotten von weiten mit anzuhören. Als sich nun der Schall immer nach und nach von den englischen Küsten entfernte, und Eugenius dieses für ein günstiges Omen des für seine Nation ausgefallenen Sieges hielt, fielen ihm zwar alle bey, Crites aber, ein Mann von einer sehr scharfen Beurtheilungskraft, und einem etwas allzueckeln Geschmacke, der ihn oft in den Verdacht eines bösartigen Gemüths brachte, sagte lächelnd: Wenn auf dieses Seegefecht nicht so gar viel ankäme, so würde er den Sieg kaum gewünscht haben, da er schon im voraus wisse, wie theuer er ihm werde zu stehen kommen, und wie viel elende Verse er darauf werde hören und lesen müssen. Er setzte hinzu, daß diesen ewigen Reimern keine Gelegenheit entwischen könne, und daß sie auf ein Treffen mit eben so heißhungriger Begierde, als Raben und andere Raubvögel, lauerten. — Einige von ihnen, fuhr Lisidejus fort, haben sich bereits, wie ich weis, auf jeden Fall so gefaßt gemacht, daß sie nicht allein mit einem Lobgesange auf den Sieg, sondern wenn es nöthig wäre, auch wohl mit einer Trauerode auf den Tod des Herzogs, sogleich bey der Hand seyn können ꝛc. — Die Unterredung kömmt allmälig auf einige schlechte Dichter ins besondere und Crites schließt, daß es überhaupt itzt wenig gute Schriftsteller gebe, die man mit den Alten vergleichen könne, oder sich auch nur zu der Würde des letzt vergangenen Weltalters erhieben. — (Er verstehet unter diesem letzt vergangenen Weltalter, die kurz vor dem bürgerlichen Kriege vorhergegangenen Jahre, die Regierung der Königin Elisabeth und Jacobs des ersten,

unter welcher Shakespear, Johnson und andere grosse Genies lebten.)

„Wenn sich Ihr Unwille gegen die itzigen schlechten Scribenten, „erwiderte Eugenius dem Crites, bloß auf Ihre Verehrungen des „Alterthums gründet, so kann niemand williger seyn, jene grossen „Griechen und Römer zu bewundern, als ich. Dem ohngeachtet „aber kann ich doch auch von dem Zeitalter, in welchem ich lebe, und „von meinem Lande unmöglich so verächtlich denken, daß ich nicht „glauben sollte, wir kämen in den meisten Gattungen der Poesie den „Alten gleich, und überträfen sie sogar in einigen. Und warum sollte „ich auch nicht für die Ehre meines Weltalters eben so eifrig seyn, „als ich finde, daß die Alten für die Ehre des ihrigen gewesen sind? „Denn auch Horaz sagt:

Indignor quidquam reprehendi, non quia crasse
Compositum, illepideve putetur, sed quia nuper,

„und darauf:

Si meliora dies, ut vina, poemata reddit,
Scire velim pretium chartis quotus arroget annus?

„Doch ich sehe, daß ich in ein allzuweites Feld gerathe; die Poesie „ist von allzu grossem Umfange; es haben sich in jeder Gattung der„selben so manche Alte und Neue so sehr hervorgethan, daß es nöthig „seyn wird unsern Streit auf eine einzelne Gattung einzuschränken.“ Eugenius fragt also den Crites, auf welche? Crites wehlt das Drama, und von diesem will er beweisen, daß sowohl die Alten die Neuern, als das vergangene Weltalter das itzige darinn übertroffen.

Nachdem sie für gut befunden, eine etwanige Erklärung, oder vielmehr Beschreibung, von dem Schauspiele überhaupt voraus zu setzen; nehmlich, ein Schauspiel sey eine wahre und lebhafte Abschilderung der menschlichen Natur, welche die Leidenschaften und Launen derselben, (Humours) nebst den Abwechselungen des Glückes, denen sie ausgesetzt ist, zum Vergnügen und Unterricht, vorstelle: fängt Crites zum Behuf der Alten folgender Gestalt an zu reden.

„Wenn Zuversicht eine Vorbedeutung des Sieges ist, so hat „Eugenius, seiner Meynung nach, bereits über die Alten trium„phiret. Nichts scheinet ihm leichter, als diejenigen zu übertreffen,

„welche wohl nachgeahmt zu haben, unser größter Ruhm ist; denn „wir bauen nicht allein auf ihren Grund, sondern auch nach ihren „Modellen. Die dramatische Poesie hatte, von dem Thespis (welcher „sie zuerst erfand) bis auf den Aristophanes zu rechnen, Zeit genug, „gebohren zu werden, zu wachsen, und zu ihrer besten Reife zu ge„langen. Man hat die Anmerkung von Künsten und Wissenschaften „gemacht, daß sie immer in einem und eben demselben Jahrhunderte „ihre größte Vollkommenheit erreicht haben; und es ist auch kein Wun„der, indem fast in jedem Weltalter ein gewisser allgemeiner Genius „herrschet, der die darinn Lebenden zu gewissen besondern Studien „geneigt macht. Das Werk wird alsdenn durch mehrere Hände be„trieben, und muß nothwendig von Statten gehen.

„Ist es nicht augenscheinlich, daß uns in den letzten hundert „Jahren, da das Studium der Weltweisheit das Geschäft fast aller guten „Köpfe in der Christenheit gewesen, eine fast ganz neue Natur offen„baret worden? Daß mehr Irrthümer der Schulen entdeckt, mehr nütz„liche Experimente in der Naturlehre gemacht, mehr Geheimnisse in „der Optik, Medicin, Anatomie, Astronomie aufgeschlossen worden, als „in allen den leichtgläubigen und aberwitzigen Jahrhunderten von dem „Aristoteles bis auf uns? So wahr ist es, daß sich nichts ge„schwinder ausbreitet, als die Wissenschaften, wenn sie gehörig und „durchgängig getrieben werden.

„Hierzu kömmt noch der mehr als gemeine Eifer, den man in „diesen Zeiten, wohl zu schreiben hatte. Zwar findet er sich in allen „Zeitaltern und bey allen Personen, die auf die nehmliche Ehre An„spruch machen; doch die Poesie war damals in grössern Ansehen, „als itzt, und auf die, welche sich darinn hervorthaten, warteten grössere „Ehren; die Nacheiferung war folglich unter ihnen stärker; sie hatten „ihre Richter, die über ihre Verdienste sprechen mußten, und Be„lohnungen, die sie zu erlangen hoffen konnten; die Geschichtschreiber „vergassen eines Aeschylus, Euripides, Sophokles, Lyko„phrons und anderer von ihnen nicht, sondern merkten fleißig an, „wer sie gewesen, die in diesen Theaterkriegen siegten, und wie oft „sie gekrönet worden, indessen da die asiatischen Könige und grie„chischen Republiken ihnen keinen edlern Stof, als die unmänn„lichen Schwelgereyen eines wollüstigen Hofes, oder die leichtsinnigen

„Meutereyen einer unruhigen Stadt darboten. Alit aemulatio ingenia, sagt Paterculus, et nunc invidia, nunc admiratio incitationem accendit.

„Itzt aber, da es keine Belohnungen der Ehre mehr giebt, hat „sich diese tugendhafte Nacheiferung in offenbare Bosheit verkehret, und „noch dazu in eine niederträchtige träge Bosheit, die sich andere zu „verschreyen und zu verdammen, begnügt, und es besser zu machen, „auch nicht einmal versucht. Der Ruhm, den man itzt erlangen kann, „ist ein zu unfruchtbarer Ruhm, als daß man sich die nöthige Mühe „darum geben sollte; man wünscht ihn unterdessen zu haben, und diese „Begierde darnach, ist Anreizung genug, andere an der Erhaltung „desselben zu hindern. Und kurz, dieses ist die Ursache, warum wir „itzt so wenig gute Poeten und so viel scharfe Richter haben. Gewiß, „die Alten wohl nachzuahmen, erfordert grosse Arbeit und ein anhaltendes Studium; diese Mühe aber, wie schon gesagt, zu übernehmen, dazu fehlt es unsern Dichtern an Aufmunterung, wenn sie „auch schon Geschicklichkeit hätten, das Werk durchzusetzen. Die Alten „sind getreue Nachahmer und weise Bemerker der Natur gewesen, die „in unsern Schauspielen so gemißhandelt und so schlecht geschildert „wird; sie haben uns die vollkommensten Aehnlichkeiten von ihr überliefert; wir aber haben sie, gleich elenden Nachzeichnern, wohl in „Augenschein zu nehmen, vergessen, und dadurch ungeheuerlich entstellt. „Damit Sie aber, wie viel Sie diesen Ihren Meistern zu danken „haben, sehen, und sich Ihrer geringen Erkenntlichkeit schämen mögen, „muß ich Ihnen zu Gemüthe führen, daß alle die Regeln, nach welchen „wir itzt das Drama ausarbeiten (sie mögen nun die Richtigkeit und „Symmetrie der Anlage, oder die episodischen Zierrathen betreffen, „dergleichen die Beschreibungen, Erzehlungen, und andre den Schauspielen eben nicht wesentliche Schönheiten sind) durch die Anmerkungen „auf uns gebracht worden, welche Aristoteles sowohl über die „Dichter, die vor ihm, als über die, die zu seiner Zeit gelebt, gemacht „hat; wir haben von dem unsrigen nichts hinzu gethan, wir müßten „denn sagen wollen, daß unser Witz besser sey, dessen sich aber zu „unsrer Zeit niemand rühmet, als der, welcher den Witz der Alten „nicht verstehet. Ueber das Buch, welches uns Aristoteles περι „της Ποιητικης hinterlassen hat, scheinet mir die Dichtkunst des Horaz

„ein vortreflicher Commentar zu seyn, und sie ersetzt uns, wie ich „glaube, das zweyte Buch, die Komödie betreffend, welches von jenem „Werke verloren gegangen.

„Aus diesen zweyen hat man die bekannten Regeln gezogen, die „wir, nach den Franzosen, die drey Einheiten nennen, und die in „jedem regelmäßigen Schauspiele beobachtet werden müssen; nehmlich „die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung.

„Die Einheit der Zeit schränkten sie auf vier und zwanzig Stunden, „als die Dauer eines natürlichen Tages, ein, und verlangten, daß „man sich, so viel möglich, in diesen Grenzen halten sollte. Die „Ursache hievon leuchtet einem jeden in die Augen; weil nehmlich die „Zeit der erdichteten Handlung oder der Fabel des Schauspiels, der „Dauer der Zeit, in welcher es vorgestellt wird, so nahe als möglich „kommen muß. Da also alle Schauspiele in einer weit geringern „Zeit, als vier und zwanzig Stunden, auf der Bühne vorgestellt „werden, so ist dasjenige Schauspiel für die genaueste Nachahmung „der Natur zu halten, dessen Handlung in eben so vieler Zeit vor„gehen kann. Und dieser nähmlichen Regel, die uns dieses allgemeine „Verhältniß der Zeit vorschreibt, zu Folge, müssen auch alle Theile „des Schauspiels der Zeit nach, unter sich, so viel möglich, gleich ab„gemessen seyn, daß z. E. kein Aufzug einen ganzen halben Tag weg„nehmen muß, weil er alsdenn in Ansehung der übrigen, kein Ver„hältniß haben würde, und auf die andern viere auch nicht mehr „als ein halber Tag käme. Denn ist es nicht unnatürlich daß die „Zuschauer einen Aufzug, der, wenn er gelesen oder gespielt wird, „nicht viel länger als ein anderer dauert, dennoch für viel länger „halten sollen? Es ist daher des Dichters Pflicht, daß er in keinem „Aufzuge viel mehr Zeit verstreichen läßt, als so viel er auf der Bühne „vorgestellt zu werden braucht; und daß er die Zwischenräume und „Ungleichheiten der Zeit, zwischen die Aufzüge zu bringen suchen muß.

„Wie genau diese Regel der Zeit von den Alten beobachtet „worden, können die meisten von ihren Schauspielen bezeugen. Man „sieht in ihren Tragödien, (in welchem es gleichwohl am schwersten „ist, wider diese Einheit nicht zu verstoßen) daß sie ganz nahe vor „demjenigen Theile der Geschichte anfangen, den sie zu ihrer Handlung „oder vornehmstem Gegenstande ersehen haben; was weiter vorher-

„gegangen ist, wird, wo es nöthig, durch eine Erzehlung beygebracht; „und so stellen sie gleichsam ihre Zuhörer an das Ende der Rennbahn, „ersparen ihnen die eckele Erwartung, den Poeten aufsteigen und aus= „reiten zu sehen, und zeigen ihnen denselben nicht eher, als bis er „das Ziel bereits in Augen hat und ihnen ganz in der Nähe ist.

„Unter der zweyten Einheit, nehmlich der Einheit der Zeit, ver= „standen die Alten, daß die Scene durch das ganze Schauspiel an „eben demselben Orte bleiben sollte, an welchen sie zu Anfange ver= „legt worden. Denn da die Bühne, auf welcher es vorgestellet wird, „nur ein und eben derselbe Ort ist, so ist es unnatürlich, ihn sich „als viele, und noch dazu von einander weit entlegene Orte, vor= „zustellen. Ich will nicht leugnen, daß, mit Hülfe der Veränderung „der gemahlten Scenen, die Einbildungskraft (die in dergleichen Fällen „sich nicht ungern hintergehen läßt) nicht manchmal die Bühne für „mehr als einen verschiednen Ort, mit einer Art von Wahrscheinlich= „keit, sollte halten können; es kömmt doch aber immer der Wahrheit „ungleich näher, wenn man annimmt, daß diese verschiedne Orte „einander so nahe liegen, daß sie wenigstens in eben derselben Stadt „sind, und folglich unter der weitläuftigen Benennung des einzigen „Ortes mit können begriffen werden. Eine größere Entfernung würde „zu der kurzen Zeit, in welcher die spielenden Personen, während der „Vorstellung, von einem Orte zu dem andern kommen, kein Verhältniß „haben. Nach den Alten sind, wegen Beobachtung dieser Regel, die „Franzosen am meisten zu loben. Sie binden sich so genau an die „Einheit des Orts, daß man kein Schauspiel bey ihnen finden wird, „in welchem sich die Scene mitten in einem Aufzuge änderte; wenn „der Aufzug in einem Garten, auf einer Straße oder in einem Zimmer „anfängt, so wird er auch an dem nähmlichen Orte zu Ende gebracht; „und damit man es deutlich merken möge, daß die Bühne immer „eben derselbe Ort bleibet, so lösen die Personen einander so darauf „ab, daß sie nicht einen Augenblick leer bleibet; wenn denn die zweyte „Person auftritt, so muß sie mit der, die zuerst da war, zu thun „haben; und die zweyte Person muß nicht ehr abtreten, als bis eine „dritte dazu kömmt, die mit ihr zu thun hat.

„Dieses nennt Corneille la Liaison des Scenes, die un= „unterbrochne Verbindung der Scenen; und es ist ein gutes Merk=

„mahl eines wohl angelegten Schauspiels, wenn alle Personen einander „kennen, und eine jede mit allen übrigen etwas zu thun hat.

„Was die dritte Einheit, die Einheit der Handlung, anbelangt, „so verstanden die Alten nichts anders darunter, als was die Ver„nunftlehrer unter ihrem *finis* verstehen, den Endzweck oder die Ab„sicht der Handlung; das Erste, dem Vorsatze nach, und das Letzte „der Ausführung nach. Der Dichter soll eine große und vollständige „Handlung zum Zwecke haben, zu deren Betreibung alles, was in dem „Stücke vorkömmt, auch so gar die Hindernisse, behülflich seyn müßen. „Die Ursache ist bey dieser Regel eben so augenscheinlich, als bey den „vorhergehenden.

„Denn zwey Handlungen, beyde zugleich bearbeitet und be„trieben, würden die Einheit des Gedichts aufheben: es würde nicht „ein Schauspiel, sondern es würden zwey Schauspiele seyn. Dieses „will aber nicht so viel sagen, daß überhaupt nicht mehr als eine „Action in einem Stücke seyn dürfte; sondern sie müssen nur alle einer „einzigen grossen untergeordnet seyn. Eine solche Nebenhandlung ist „z. E. in dem Eunucho des Terenz die Uneinigkeit und Versöhnung „der Thais und des Phädria, als worinn die vornehmste Hand„lung des Stücks zwar nicht liegt, wodurch aber die Verheyrathung „des Chärea und der Schwester des Chremes, die der Dichter „vornehmlich zur Absicht hatte, befördert wird. Es muß nur eine „Handlung seyn, sagt Corneille, das ist, nur eine vollständige „Handlung, die das Gemüth der Zuhörer völlig befriediget; dieses „kann aber nicht anders, als durch verschiedne andere unvollständige „Handlungen geschehen, die zu der Haupthandlung das ihre beytragen, „und die Zuhörer in einer angenehmen Ungewißheit des Ausganges „unterhalten.

„Wenn wir nach diesen Regeln (verschiedner anderer, die man „gleichfalls den Vorschriften und Mustern der Alten zu danken hat, „nicht zu gedenken) unsere neuern Schauspiele beurtheilen sollten, so „würden, wahrscheinlicher Weise, sehr wenige die Probe aushalten; „was in einem einzigen Tage geschehen sollte, nimmt in einigen von „ihnen ein ganzes Weltalter weg; anstatt einer Handlung machen sie „kurze Inbegriffe des ganzen Lebens eines Mannes; und anstatt eines „einzigen Ortes, den die Bühne vorstellen sollte, befinden wir uns

„manchmahl in mehr Ländern, als man auf einer Karte zusammen „sehen kann.

„Wenn wir aber zugestehen wollen, daß die Alten ihre Schau„spiele gut angelegt haben, so müssen wir auch bekennen, daß ihre „Ausführung nicht schlechter gewesen. Mit dem Menander, unter „den griechischen Dichtern, und mit den Cäcilius, Africanus „und Varius unter den römischen, haben wir, ohne Widerspruch, „einen grossen Vorrath an Witz verloren; Menanders Vortreflich„keit kann man aus den Lustspielen des Terenz abnehmen, der ver„schiedne von ihm übersetzte, gleichwohl aber noch so weit hinter ihm „zurück blieb, daß ihn Cäsar nur den halben Menander nennte; „von dem Varius können wir uns aus den Zeugnissen des Horaz, „Martial und Vellejus Paterculus einen Begriff machen. „Wenn wir dieser ihre Werke wieder finden könnten, so würde, wahr„scheinlicher Weise, der Streit auf einmal entschieden seyn. Doch so „lange wir den Aristophanes und Plautus noch haben; so lange „die Trauerspiele des Euripides, Sophokles und Seneca noch „in unsern Händen sind, kann ich keines von unsern neuerlich ge„schriebenen Schauspielen ansehen, ohne daß sich meine Bewunderung „der Alten dadurch vermehrt. Dabey aber muß ich noch gestehen, „daß um sie so zu bewundern, wie sie es verdienten, wir sie besser „verstehen müßten, als es geschieht. Verschiednes scheinet uns, ohne „Zweifel, bey ihnen plat, weil der Witz davon von irgend einer Ge„wohnheit oder Geschichte abhängt, die uns niemals zu Ohren ge„kommen; oder vielleicht auch von einer Feinheit in ihrer Sprache, „die als eine todte, und nur noch in den Büchern vorhandene Sprache, „unmöglich vollkommen von uns verstanden werden kann. Ich habe nur „den Macrobius lesen dürfen, wo er die eigenthümliche Bedeutung „und Zierlichkeit verschiedner Wörter des Virgils erklärt, die ich „vorher als gemeine Dinge übergangen hatte, um mich zu überzeugen, „daß ein gleiches auch wohl bey dem Terenz Statt haben könnte, „und daß in der Reinigkeit seines Styls (welche Cicero so hoch „schätzte, daß er seine Werke beständig um sich hatte) noch manches „zu bewundern seyn möchte, wenn wir es nur erst wüßten. Unter„dessen muß ich Sie zu erwägen bitten, daß der größte Mann des „nächst vergangenen Weltalters (Ben Johnson) nicht anstand, den

„Alten in allen Stücken den Vorzug zu lassen. Er war nicht allein „ein ausdrücklicher Nachahmer des Horaz, sondern auch ein gelehrter „Plagiarius aller andern; so daß wenn Horaz, Lucan, Petronius Arbiter, Seneca und Juvenal alle das ihrige von „ihm wieder zurück fordern sollten, er wenig ernsthafte Gedanken, die „neu bey ihm wären, behalten würde. Sie werden mir also verzeihen, „wenn ich glaube, daß der ihre Mode müsse geliebt haben, der ihre „Kleider getragen. Weil ich aber sonst eine grosse Hochachtung für „ihn habe, und Sie, Eugenius, ihn allen andern Poeten vorziehen, „so will ich itzt weiter keine Gründe, als dieses sein Exempel anführen. „Ich will Ihnen Ihren Vater Ben mit allen Kleidern und Farben „der Alten ausgeputzt zeigen, und das wird hinlänglich seyn, Sie auf „unsere Seite zu ziehen. Denn Sie mögen nun entweder die schlechten „Schauspiele unsrer Zeit, oder die guten der nächst verflossenen betrachten, so werden beyde, die schlechtesten sowohl als besten neuen „Dichter, Sie die Alten bewundern lehren."

Kaum hielt[1] Crites hier inne, als Eugenius, der mit einiger Ungeduld darauf gewartet hatte, also anfing:

„Ich habe in Ihrer Rede bemerkt, daß der erste Theil derselben, „betreffend dasjenige, was die Neuern den Regeln der Alten zu danken „haben, überzeugend war; allein in dem zweyten Theile haben Sie „es sorgfältig zu verbergen gesucht, wie sehr jene diese übertroffen. „Wir sind nicht in Abrede, daß wir den Alten vieles zu danken haben, „und es fehlet uns weder an Hochachtung noch Dankbarkeit, wenn wir „bekennen, daß wir uns, um sie zu übertreffen, der Vortheile bedienen „müssen, die wir von ihnen erhalten haben. Allein zu diesem ihren „Beystande ist unser eigener Fleiß hinzugekommen; denn hätten wir „uns an ihrer blossen knechtischen Nachahmung begnügt, so würden „wir manches von der alten Vollkommenheit verloren, und nie irgend „eine neue dazu erlangt haben. Wir zeichnen also nicht sowohl ihnen, „als der Natur nach; und da wir das Leben, nebst aller ihrer Erfahrung vor uns haben, so ist es kein Wunder, wenn wir einige „Bildungen und Züge, die sie verfehlt haben, treffen. Was Sie von „den Künsten und Wissenschaften gesagt haben, daß sie nehmlich in „einem Weltalter mehr als in dem andern geblühet, leugne ich gar

[1] hörte [1758]

„nicht; das Beyspiel aber, das Sie von der Philosophie hernehmen, „kömmt mir zustatten. Denn wenn die Ursachen und Wirkungen der „Natur itzt besser bekannt sind, als zu den Zeiten des Aristoteles, „und zwar deswegen, weil man sich mehr darum bekümmert, so folget, „daß auch die Poesie und andere Künste, mit eben der Mühe, der „Vollkommenheit immer näher kommen können; und wenn Sie dieses „einräumen, so werden Sie noch beweisen müssen, daß die Alten voll„kommenere Schilderungen von dem menschlichen Leben gemacht haben, „als wir. Denn in Ihrer Rede sind Sie den Beweis hiervon schuldig „geblieben; und daher will ich mir itzt angelegen seyn lassen, Ihnen „einen Theil von den Fehlern der Alten, und zugleich einige wenige „Vortreflichkeiten der Neuern zu zeigen. Ich glaube nicht, daß mich „jemand hierunter irgend eines Neides beschuldigen wird; denn welchen „Vortheil an Ruhm oder Gewinn, können die Lebendigen durch die „Ehre, die den Todten widerfähret, verlieren? Andern Theils aber „ist es eine grosse Wahrheit, was Vellejus Paterculus sagt: „Audita visis libentius laudamus, et praesentia invidia, praeterita „admiratione prosequimur, et his nos obrui, illis instrui credimus. „Das aufrichtigste Lob und der aufrichtigste Tadel, ist sicherlich der, „den uns die unbestochene Nachwelt ertheilen wird.

„Erlauben Sie mir also, Ihnen vors erste vorzustellen, daß die „griechische Poesie, von welcher Crites vorgegeben, daß sie unter „der Regierung der alten Komödie ihre Vollkommenheit erreicht habe, „noch so weit davon entfernt war, daß man nicht einmal die Ein„theilung in Aufzüge kannte; oder wenn man sie ja kannte, so ist „doch so wenig Nachricht davon auf uns gekommen, daß sich nichts „gewisses davon sagen läßt.

„Alles was wir davon wissen, muß aus dem Singen ihrer „Chöre geschlossen werden; und auch dieses ist noch so ungewiß, daß „wir in verschiedenen von ihren Schauspielen mit Grund vermuthen „müssen, daß sie mehr als fünfmal gesungen haben. Aristoteles „zwar giebt vier wesentliche Theile eines Schauspieles an: Erstlich, „die Protasis, oder der Eingang, worinn bloß die Charaktere der „auftretenden Personen ins Licht gestellt werden, und von der Hand„lung selbst noch wenig vorkömmt; zweytens, die Epitasis, wo „die Verwicklung des Stückes anfängt, und man den Zweck oder die

„Handlung desselben von weiten erblickt; drittens, die Katastasis, „von den Römern genannt Status, der höchste Anwachs des Stückes „gleichsam, wo alle unsere Erwartung vernichtet, und die Handlung „in neue Schwierigkeiten verwickelt wird, so daß wir von der Hof„nung, in welcher wir zu Anfange dieses Theils waren, wieder weit „abkommen, gleich einem gewaltigen Strome, der sich an einem engen „Durchgange stößt, wo das abbrellende Wasser ungleich geschwinder „wieder zurück fließt, als es zugeflossen war; endlich, die Kata„strophe, welche die Griechen auch λυσις, die Franzosen le denoue„ment, wir die Entwicklung oder den Ausgang der Handlung nennen, „und wo alles wieder in sein erstes Gleiß fällt, die Hindernisse, die „sich bey der Handlung oder dem Zwecke hervorgethan, gehoben werden, „und das ganze Stück sich so natürlich und wahrscheinlich endet, daß „die Zuschauer mit dem Verfolge desselben zufrieden seyn können. Und „dieses ist der Abriß, welchen uns dieser grosse Mann von einem „Schauspiele macht; ein sehr richtiger Abriß, muß ich bekennen, der „zu der nachfolgenden vollkommenern Abtheilung in Aufzüge und „Auftritte ein grosses Licht aufgesteckt. Welcher Dichter aber die An„zahl der Aufzüge zuerst auf fünfe eingeschränkt habe, weis ich nicht; „so viel sehen wir, daß es zu den Zeiten des Horaz bereits so fest „gesetzt war, daß er es zu einer Regel der Komödie macht: Neu bre„vior quinto, neu sit productior actu: Sie sehen also, daß man den „Griechen nicht nachrühmen kann, diese Kunst zur Vollkommenheit ge„bracht zu haben, indem sie vielmehr in verschiedenen Absätzen als in ge„wissen Aufzügen geschrieben, und mehr einen allgemeinen unverdauten „Begrif von einem Schauspiele gehabt haben, als daß sie hätten wissen „sollen, welcher eigenthümlichen Schönheiten es hier und da fähig ist.

„Da aber die Spanier einem Schauspiele noch bis itzt nur drey „Aufzüge verstatten, die sie Jornadas nennen; und da ihnen die „Italiäner hierinn sehr oft folgen, so will ich die Alten nicht deswegen „verdammt wissen, weil sie nicht jedem von ihren Stücken fünf Auf„züge gegeben, sondern weil sie sich nicht an eine gewisse Anzahl der„selben gebunden; denn das heißt ein Haus ohne ein Modell bauen; „und wenn sie dem ohngeachtet in dergleichen Unternehmungen glück„lich waren, so hatten sie mehr dem Glücke als den Musen ein Dank„opfer dafür zu bringen.

„Was nun die Fabel des Schauspiels anbelangt, welche Aristoteles ὁ μυθος und oft auch των πραγματων συνθεσις nennet, so hat bereits ein neuer Schriftsteller angemerkt, daß ihre Tragödien weiter nichts als irgend ein Mährchen von Theben und Troja, oder ein Geschichtchen aus dieser beyden Weltalter enthalten, welches von den Federn aller epischen Poeten, und selbst von der Tradition der geschwätzigen Griechen bereits so abgenutzt war, daß es alle Zuhörer wußten, ehe es noch auf die Bühne kam. Sobald das Volk den Namen Oedipus hörte, so wußte es eben so gut wie der Poet, daß er vor dem Schauspiele unwissender Weise seinen Vater umgebracht, und mit seiner Mutter Blutschande getrieben; es wußte, daß man ihm nunmehr von einer grossen Pest, von einem Orakel, von dem Geiste des Lajus erzehlen werde, und saß also in einer Art von gähnender Erwartung, bis er mit ausgestochenen Augen herauskam, und, sein Unglück zu beklagen, hundert oder mehr Verse in einem tragischen Tone hersagte. Ein Oedipus, ein Herkules, eine Medea wäre noch erträglich gewesen; allein so wohlfeil kam das arme Volk nicht weg; es ward ihm immer einerley aufgewärmter Kohl vorgesetzt, worüber es allen Appetit verlieren mußte. Da also die Neuigkeit wegfiel, so fiel auch das Vergnügen weg, und einer von den vornehmsten Endzwecken der dramatischen Poesie, den wir mit in die Erklärung derselben gebracht haben, war folglich gänzlich vernichtet.

„In ihren Lustspielen borgten die Römer meisten Theils die Fabeln von den griechischen Dichtern. Und wie waren dieser ihre Fabeln? Gemeiniglich liefen sie auf ein junges Mädchen hinaus, das ihren Aeltern war gestohlen worden, oder sich sonst von ihnen verloren hatte; sie kömmt unbekannter Weise wieder in die Stadt, und wird von einem lüderlichen jungen Menschen geschwängert, der, mit Hülfe seines Bedienten, seinen Vater ums Geld schnellt; wenn denn nur ihre Zeit da ist und sie, Juno Lucina fer opem! ruft, so wird dieser oder jener eine kleine Büchse oder Schachtel gewahr, die mit ihr zugleich gestohlen worden; er entdeckt sie also ihren Freunden wieder, wo ihm nicht etwa noch ein Gott zuvor kömmt, der in der Maschine herabfährt, und den Dank für sich selbst einerndtet.

„Von der Fabel mag man auf die Charaktere der Personen

„schliessen. Ein alter Vater, der gern, noch ehe er stürbe, seinen Sohn „wohl verheyrathet wissen möchte; sein lüderlicher Sohn, voller Zärt„lichkeit gegen seine Schöne und mit erbärmlich leerem Beutel; ein „Bedienter oder Sclave, der witzig genug ist, sich seines jungen Herrn „anzunehmen und den Alten betriegen zu helfen; ein großsprechrischer „Soldat; ein Schmarutzer; und eine Buhlschwester.

„Was das arme ehrliche Mädchen anbelangt, auf welche die „ganze Geschichte gebauet ist, und die folglich eine von den vornehmsten „Personen des Stückes seyn sollte, so spielt sie gemeiniglich die stumme „Rolle; sie ist nach der guten alten Weise erzogen, nach welcher sich „die Mädchen nur sollen sehen, aber nicht hören lassen; und genug, „daß man von ihrer Bereitwilligkeit überzeugt ist, sich, wenn es der „fünfte Aufzug erfordert, heyrathen zu lassen.

„Es sind nun zwar diese Charaktere wirkliche Nachahmungen der „Natur, aber so eingeschränkte, furchtsame Nachahmungen, daß sie bloß „ein Auge oder eine Hand nachgezeichnet zu haben scheinen, ohne sich „an die Züge des Gesichts, oder die schönen Verhältnisse des Körpers „wagen zu dürfen.

„Doch ich wollte es ihnen gern übersehen, daß sie ihre Fabeln „und Charaktere in so engen Schranken gehalten haben, wenn ihre „Ausführungen nur sonst regelmäßig wären, und sie die drey Ein„heiten, die wir, wie Sie sagen, von ihnen kennen gelernet, vollkommen „beobachtet hätten. Vors erste aber erlauben Sie mir zu sagen, daß „die Einheit des Orts, sie mögen sie noch so sehr beobachtet haben, „doch niemals eine von ihren Regeln gewesen ist; wir finden sie weder „bei dem Aristoteles, noch Horaz, noch bey sonst einem, der von „der Kunst geschrieben, und sie ist nur erst neuerlich von den Franzosen „zu einer Vorschrift der Bühne gemacht worden. Die Einheit der „Zeit hat selbst Terenz, der doch ihr bester und regelmäßigster „komischer Dichter ist, vernachläßiget; sein Heavtontimorumenos „oder Selbstpeiniger, braucht offenbar zwey Tage, sagt Scaliger; „die ersten zwey Aufzüge nehmen den ersten Tag weg, und die drey „letzten den zweyten. Euripides aber hat, da er sich an einen „einzigen Tag binden wollen, eine Ungereimtheit begangen, die man „ihm nimmermehr vergeben kann; denn in einer von seinen Tragödien „läßt er den Theseus von Athen nach Theben gehen, (ein Weg

„von ohngefehr vierzig englischen Meilen) läßt ihn vor den Mauern „dieser letztern Stadt eine Schlacht liefern, und in dem nächst folgenden „Aufzuge als Sieger zurück kommen; und gleichwohl haben, von der „Zeit seiner Abreise, bis auf die Zurückkunft des Bothen, welcher „die Nachricht von dem Siege bringt, Aethra und der Chor nicht „mehr als sechs und dreyßig Verse zu sagen, da denn auf jede Meile „noch nicht ein Vers kömmt.

„Der nehmliche Irrthum ist in dem Evnucho des Terenz „eben so augenscheinlich, wo der alte Laches von ungefehr in das „Haus der Thais kömmt; denn zwischen seinem Abtritte und dem „Auftritte der Pythias, die[1] herauskömmt und eine weitläuftige Be„schreibung von dem Lermm, den jener darinn angerichtet, macht, hat „Parmeno,[2] der auf der Bühne zurück geblieben, nicht viel über „fünf Zeilen zu sagen; c'st bien employer un temps si court, sagt „ein französischer Dichter, von dem ich eine dieser Anmerkungen ent„lehnt habe. Und es werden sich fast in allen ihren Tragödien ähn„liche Exempel finden lassen.

„Es ist wahr, die ununterbrochne Folge der Auftritte, (la Liai„son des Scenes) haben sie etwas besser beobachtet; es treten nicht „immer ihrer zwey mit einander auf, um mit einander zu plaudern, „und auch wieder mit einander abzutreten; es folgen jenen zwey nicht „zwey andere, und thun den ganzen Aufzug durch ein gleiches, welches „die Engländer einzelne Scenen (single Scenes) nennen. Allein „die wahre Ursache hiervon ist, weil sie selten mehr als zwey oder „drey eigentlich so genannte Scenen in jedem Aufzuge haben; denn „es fängt sich eine neue Scene an, nicht bloß so oft die Bühne leer „wird, sondern so oft eine Person auftritt, wenn sie gleich nur zu „andern dazukömmt. Da nun die Fabeln ihrer Schauspiele sehr klein, „und der Personen sehr wenige sind, so ist einer von ihren Aufzügen „oft nicht einmal so groß, als bey uns ein etwas voller Auftritt; und „dennoch sind sie auch hierinn nicht ganz ohne Fehler. So sieht man „z. E., nur bey dem Terenz zu bleiben, in dem Evnucho, den „Antipho mitten in dem dritten Aufzuge ganz allein auftreten, nach„dem Chremes und Pythias vorher abgegangen; in eben dem„selben Stücke fängt Dorias den vierten Aufzug gleichfalls ganz

[1] des Pythias, der [1758] [2] Parmenio, [1758]

„allein an, und nachdem sie alles, was bey der Gasterey des Soldaten „vorgefallen, erzehlt, (welches, im Vorbeygehen zu erinnern, von dem „Dichter eben auch nicht sehr künstlich angelegt war, indem er sie auf „diese Weise gerade zu mit den Zuschauern sprechen, und ihnen, was „sie wissen sollen, ohne Umstände erzehlen läßt, da es doch vielmehr „eine spielende Person der andern hätte erzehlen, und auf solche Art „dem Volke bekannt machen sollen) so verläßt sie die Bühne, und „Phädria tritt nach ihr auf, und zwar abermals allein; er erzehlt „abermals seine Zurückkunft vom Lande, und was ihn sonst angeht, „in einer Monologue, welcher unnatürlichen Art der Erzehlung sich „Terenz in allen seinen Lustspielen schuldig macht. In seinen „Adelphis, oder Brüdern, treten Syrus und Demea auf, nach-„dem die Scene durch den Abtritt der Sostrata, des Geta und „der Canthara unterbrochen worden; kurz man kann kaum einen „Blick in eines von seinen Lustspielen thun, ohne auf eine solche „Unterbrechung zu stossen.

„So wie sie aber, beydes in der Anlage und Einrichtung ihrer „Fabeln fehlerhaft sind, indem sie von den Regeln ihrer eigenen Kunst „abweichen, und uns die Natur mißschildern, wodurch sie dem ganzen „einem Endzwecke des Schauspiels, dem Vergnügen nehmlich, ein „schlechtes Gnüge leisten; so haben sie in Ansehung des zweyten End-„zwecks, der Unterrichtung, noch weit gröber geirrt. Denn anstatt das „Laster zu bestraffen, und die Tugend zu belohnen, haben sie nicht „selten die Ruchlosigkeit glücklich und die Frömmigkeit unglücklich seyn „lassen; sie zeigten uns in der Medea ein blutiges Bild der Rache, „und geben ihr Drachen, um der verdienten Strafe damit zu ent-„kommen. Ein Priamus und Astyanax werden ermordet, und „eine Cassandra wird geschändet, und Mord und viehische Lust „werden am Ende durch den Sieg ihrer Verbrecher gekrönet; kurz, „man soll mir keine Unanständigkeit in einem von unsern neuern „Schauspielen nennen, die ich zu entschuldigen, nicht mit einem Bey-„spiele aus den Alten bemänteln könnte.

„Und noch eine Anmerkung muß ich zum Schluße über sie „machen. Es schrieb damals nicht eine und eben dieselbe Person, ohne „Unterschied Tragödien und Komödien; sondern wenn jemand zu dieser „oder jener Fähigkeit zu haben glaubte, so gab er sich mit der andern

„ganz und gar nicht ab. Dieses ist so offenbar, und die Beyspiele „davon sind so bekannt, daß ich sie kaum anzuführen brauche; Aristophanes, Plautus und Terenz haben nie ein Trauerspiel „geschrieben; Aeschylus, Euripides, Sophokles und Seneca „haben sich nie an das Lustspiel gewagt; den tragischen Stiefel, und „die komische Socke, war eben derselbe Dichter nicht gewohnt zu tragen. „Da sie es also ihre ganze Sorge seyn ließen, nur in der einen Art „groß zu werden, so hat man es ihnen um so viel weniger zu verzeihen, wenn es ihnen nicht gelungen ist. Und hier würde ich Gelegenheit haben ihren Witz in Erwägung zu ziehen, wenn mich nicht „Crites so ernstlich gewarnet hätte, in meinem Urtheile darüber nicht „zu kühn zu seyn; denn da es todte Sprachen wären, und manche „Gewohnheit oder kleiner Umstand, von welchem das feinere Verständniß abgehangen, für uns verloren gegangen, so könnten wir, „meinet er, keine rechtmäßige Richter darüber abgeben. Doch ob ich „gleich zugestehe, daß es uns hier und da an der Anwendung eines „Sprichworts, oder einer Gewohnheit, fehlen kann, so muß doch gleichwohl, was in einer Sprache Witz ist, es auch in allen seyn; und „wenn es auch schon in der Uebersetzung etwas verlieret, so muß es „doch für den, der das Original lieset, immer das nehmliche bleiben. „Er wird von der Vortreflichkeit desselben einen Begriff haben, ob er „ihn gleich in keinem andern Ausdrucke, oder in keinen andern Worten, „als in welchen er es findet, von sich geben kann. Wenn Phädria, „in dem Evnucho zwey Tage von seiner Geliebten abwesend seyn soll, „und sich selbst, diesen Zwang auszuhalten, mit den Worten ermuntert: „Tandem ego non illa caream, si opus sit, vel totum triduum? so „erhebt Parmeno,[1] um über die Weichlichkeit seines Herrn zu spotten, „Augen und Hände, und ruft gleichsam voller Verwunderung aus: Hui! „universum triduum! Die Zierlichkeit dieses universum kann nun zwar „in unsrer Sprache nicht ausgedrückt werden, es bleibt aber doch ein Eindruck davon in unsern Seelen zurück. Viele dergleichen Stellen kommen bey dem Terenz nicht vor, mehrere aber bey dem Plautus, „welcher in seinen Metaphern und neugeprägten Wörtern unendlich „kühner ist; in diesen bestehet nicht selten sein ganzer Witz, daher Horaz „auch ohne Zweifel ein so strenges Urtheil von ihm gefällt hat:

[1] Parmenio, [1758]

Sed Proavi nostri Plautinos et numeros, et
Laudavere sales, nimium patienter utrumque
Ne dicam stolide etc.

„Bey dem Seneca (fährt Eugenius fort, nach einer kurzen Ausschweifung über die harte, unnatürliche Art sich auszudrücken, deren sich unter den englischen Dichtern besonders der Satyricus Cleveland schuldig gemacht,) „finde ich zwar manchen vortreflichen Gedanken; doch derjenige der unter den römischen Dichtern die größten „Gaben für das Theater hatte, war, meinem Bedünken nach, Ovidius. Er weis die angenehme Bewunderung und das zärtliche „Mitleid, welches die Gegenstände des Trauerspiels sind, so glücklich „zu erregen, und die verschiednen Bewegungen einer mit verschiednen „Leidenschaften kämpfenden Seele zu schildern, daß, wenn er in unsern „Zeiten gelebt hätte, oder er zu seinen Zeiten unsere Vortheile gehabt „hätte, ihn niemand hierinn würde übertroffen haben. Ich kann mir „auch daher nicht einbilden, daß die Medea, die sich unter den „Senecaischen Trauerspielen befindet, sein Werk seyn sollte; denn „ob ich sie schon wegen ihres spruchreichen Ernstes schätze, der, wie er „selbst sagt, der Tragödie vornehmlich zukömmt, Omne genus scripti „gravitate Tragoedia vincit: so rührt sie mich doch bey weitem „nicht so, daß ich glauben sollte, der Dichter, der in der Epischen „Dichtungsart verschiednes dem Drama so nahe kommendes, als die „Geschichte von der Myrrha, von Caunus und Byblis, geschrieben, hätte mich da nicht stärker rühren können, wo es auf die „Rührung vornehmlich angesehen war. Das Meisterstück des Seneca, „halte ich dafür, ist die Scene in den Trojanerinnen, wo Ulysses „den Astyanax sucht, um ihn umzubringen; die Zärtlichkeit einer „Mutter ist daselbst, in der Person der Andromacha so vortreflich „geschildert, daß unser Mitleiden kaum höher steigen kann; es ist auch „diese Scene dasjenige, was aus allen alten Trauerspielen den rührenden „Scenen im Shakespear und Fletcher am nächsten kömmt. Verliebte Scenen wird man wenige bey ihnen finden; ihre tragischen „Dichter machten sich mit dieser sanften Leidenschaft nicht viel zu thun, „sondern mehr mit sträflicher Brunst, mit Grausamkeit, mit Rache und „Ehrgeitz und deren blutigen Folgen, wodurch sie nicht sowohl Mitleiden als Schrecken bey ihren Zuschauern erregten ꝛc.

„Unter ihren Lustspielen finden wir eine oder zwey zärtliche „Scenen, und zwar wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, bey „dem Plautus. Ueberhaupt aber davon zu reden, so sagen ihre „Liebhaber wenig mehr, als anima mea, vita mea, ζωη και ψυχη, „so wie das Frauenzimmer zu Juvenals Zeiten in ihren zärtlichen „Entzückungen auszurufen pflegte. Der plötzliche Ausbruch einer Leiden„schaft (z. E. die Ekstasis der Liebe bey einer unerwarteten Zusammen„kunft) kann zwar nicht besser als durch ein Wort, und einen Seufzer, „die einander unterbrechen, ausgedrückt werden; denn die Natur ist „bey solchen Gelegenheiten stumm, und sie hier viel reden lassen, würde „eine ganz falsche Vorstellung von ihr machen heissen. Doch fallen ja „tausend andere Dinge zwischen Liebhabern vor, als Eifersucht, Klagen, „Anschläge sich einander zu überkommen, worüber sie sich nothwendig „gegen einander umständlich erklären müssen, wenn sie ihrer Liebe „und der Erwartung der Zuhörer ein Genüge leisten wollen, die auf „ihre Gemüthsveränderungen eben so aufmerksam warten, als auf die „Veränderungen ihres Glücks; denn die Erdichtung der erstern ist das „eigentliche Geschäfte des Dichters, indem er die andern von dem Ge„schichtschreiber entlehnet."

Hier unterbrach Crites den Eugenius. „Ich sehe wohl, „sagte er, daß ich und Eugenius in dieser Streitigkeit schwerlich „zusammen kommen werden; denn er behauptet, daß die Neuern im „Schreiben eine neue Vollkommenheit erlangt haben, und ich kann ihm „auf höchste nur zugestehen, daß sie die Art und Weise verändert „haben. Homer beschreibet seine Helden als Männer von gutem „Appetite, als Liebhaber von geröstetem Rindfleische und gute Gesellen; „die Helden der französischen Romanen hingegen führen sich ganz „anders auf; sie essen und trinken nicht, und thun für Liebe kein „Auge zu. Virgil läßt seinen Aeneas sich kühnlich seiner eigenen „Tugenden rühmen,

Sum pius Aeneas fama super aethera notus;

„welches bey unsern Dichtern, die besser zu leben wissen, der Charakter „eines Windbeutels und Bramarbas ist; sie führen ihren Ritter lieber „ein wenig spatzieren, oder lassen ihn schlafen, damit er seine Geschichte „nicht selber erzehlen darf, die sie seinem getreuen Stallmeister dafür „in den Mund legen. So ist es auch mit den verliebten Scenen, von

„welchen Eugenius zuletzt sprach; die Alten waren treuherziger, und „wir sind schwatzhafter; sie schrieben von der Liebe so, wie man sie „damals zu treiben gewohnt war, und ich will es dem Eugenius „gern zugestehen, daß vielleicht dieser und jener von ihren Dichtern, „wenn er zu unsern Zeiten lebte,

Si foret hoc nostrum fato delapsus in aevum,

„(sagt Horaz von dem Lucilius) verschiedenes ändern würde; nicht „zwar, weil das, was er geschrieben, nicht natürlich genug wäre, „sondern um sich nach dem Zeitalter, in welchem er lebte, mehr zu „bequemen. Wir müssen uns daher nicht übereilen, zum Nachtheile „dieser großen Männer etwas daraus zu schliessen, sondern sie viel„mehr für unsere Meister erkennen, und ihrem Andenken (quod Libi„tina sacravit) diejenige Ehre erweisen, die wir zum Theil von unsern „Nachkommen werden verlangen und erwarten dürfen."

Diese bescheidene Mäßigung des Crites machte dem ganzen Streite ein Ende, oder gab vielmehr Gelegenheit ihn auf eine andere Seite zu lenken. Lisidejus wirft nehmlich die Frage auf, ob man die englischen Schauspiele den Schauspielen andrer Völker vorziehen könne? — Die Franzosen kommen hier vornehmlich in Betrachtung, für die sich Lisidejus selbst in folgenden erkläret.

„Wäre die Frage, ob die Franzosen oder ob Engländer „am besten geschrieben hätten, vor vierzig Jahren aufgeworfen worden, „so würde diese Ehre unstreitig unserer Nation zu Theil geworden „seyn. Aber seit dieser Zeit sind wir, leider, so schlimme Engländer „gewesen, daß wir nicht Zeit gehabt haben, gute Dichter zu seyn. „Beaumont, Fletcher, Johnson, (die allein fähig waren, uns „auf die Staffel der Vollkommenheit, auf der wir uns befinden, zu „erheben) verliessen eben die Welt; gleich als ob in dieser Zeit des „Greuels und der Verwüstung, der Witz und jene sanftern Künste „nichts mehr unter uns zu schaffen hätten. Allein die Musen, die „stets dem Frieden nachfolgen, zogen in ein ander Reich, ihre Woh„nungen da aufzuschlagen; Richelieu nahm sie zuerst in seinen „Schutz, und auf seine Veranlassung machten sich Corneille und „einige andere Franzosen, an die Verbesserung ihres Theaters, welches „vorher eben so weit unter dem unsrigen war, als es nun über das„selbe, und über alle andere Theater in Europa, erhaben ist. Weil

„mir aber Crites in seiner Rede für die Alten zuvorgekommen, und „die verschiednen Regeln der Bühne, welche die Neuern von ihnen „geborgt haben, bereits angemerkt hat; so will ich Sie nur kurz „fragen, ob Sie nicht überzeugt sind, daß unter allen Völkern die „Franzosen diese Regeln am besten beobachtet haben? In der Ein„heit der Zeit sind sie so gewissenhaft, daß sich ihre Dichter noch nicht „darüber verglichen haben, ob Aristoteles nicht vielmehr den bürger„lichen Tag von zwölf Stunden, als den natürlichen von vier und „zwanzig Stunden, verstanden habe, und ob man folglich nicht alle „Schauspiele innerhalb dieser Zeit einschliessen müsse? So viel kann „ich bezeugen, daß ich unter allen ihren Stücken, die in diesen letzten „zwanzig Jahren, oder drüber, geschrieben worden, nicht ein einziges „bemerkt habe, in welchem die Zeit bis auf dreyssig Stunden aus„gedehnet wäre. In der Einheit des Orts sind sie nicht weniger ge„nau, denn verschiedne von ihren Kunstrichtern schränken ihn auf den „nehmlichen Platz und Boden ein, auf welchem das Spiel anfängt; „alle aber halten sich doch wenigstens in dem Bezirke einer und eben„derselben Stadt.

„Die Einheit der Handlung fällt in allen ihren Stücken noch „deutlicher in die Augen; denn sie überhäufen sie nicht mit Neben„handlungen, wie wir Engländer; daher es denn kömmt, daß so „manche Scenen in unsern Tragikomödien auf etwas hinaus lauffen, „was mit der Hauptsache gar keine Verwandtschaft hat, und daß wir „in einem Schauspiele, wie in einem schlechtgearbeiteten Zeuge zwey „ganz verschiedne Weben, zwey ganz verschiedne Handlungen, das ist „zwey Schauspiele wahrnehmen, die man, den Zuhörer bloß verwirrt „zu machen, mit Fleiß durch einander geflochten zu haben scheinet; „denn kaum hat dieser sich für den einen Theil zu interessiren an„gefangen, als ihn der andere davon abzieht, so daß ihm am Ende „beyde gleichgültig geblieben sind. Daher kömmt es ferner, daß die „eine Helfte unsrer spielenden Personen die andre gar nicht kennt. „Sie machen sich so wenig mit einander zu thun, als ob sie Moun„tagues und Capulets wären, und werden oft nicht eher als in „der letzten Scene des fünften Aufzuges, wo sie alle zusammen auf „die Bühne kommen, mit einander bekannt. Es muß kein Theater „in der Welt etwas so abgeschmacktes haben, als die englische Tragi-

„komödie ist. Es ist dieses ein Drama von unsrer eignen Er„findung, welches man ihm auch sogleich aus dem Schnitte ansiehet; „bald kömmt ein Strom von lustigen Einfällen, bald von Traurigkeit „und zärtlichen Leidenschaften, bald von Bedenklichkeiten der Ehre, die „sich mit einem Zweykampfe enden; kurz in zwey und einer halben „Stunde müssen wir durch alle Anfälle des Tollhauses hindurch. Die „Franzosen können uns mit eben so viel Veränderungen in einem „Tage ergetzen, sie thun es aber nur nicht so zur Unzeit und so mal „à propos als wir. Unsere Dichter mengen die Tragödie und das „Possenspiel in eins; denn sie kennen ihre Zuhörer, die noch

— ursum et pugiles media inter carmina poscunt.

„Der Ausgang des Trauerspiels, sagt Aristoteles, soll Bewunderung „und Mitleiden erregen; sind aber nicht Lustigkeit und Mitleiden ganz „widersprechende Dinge? und ist es nicht augenscheinlich, daß der „Dichter das eine, durch die Vermischung mit dem andern vernichten „muß? daß er die vornehmste Absicht, den einzigen Endzweck des „Trauerspiels aufgeben muß, um etwas mit einzumischen, was sich „ihm nicht anders als mit Gewalt einverleiben läßt? Würde man „einen Arzt nicht für toll halten, der erst eine Purganz, und gleich „darauf ein Restringens verschriebe?

„Doch von unsern Schauspielen wieder auf ihre zu kommen, so „habe ich einen sehr großen Vortheil, den sie bey der Anlage ihrer „Tragödien haben, zu bemerken geglaubt; diesen nehmlich, daß sie „allezeit auf irgend eine bekannte Geschichte gegründet sind; und hierinn „haben sie die Alten so nachgeahmt, daß sie ihnen so gar vorzuziehen „sind. Denn die Alten, wie schon zuvor angemerkt worden, gründeten „ihre Trauerspiele auf wenige poetische Erdichtungen, deren Ausgang „den Zuschauern schon so bekannt war, daß sie wenig davon gerühret „werden konnten; der Franzose aber gehet weiter,

Atque ita mentitur; sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

„Er weis die Wahrheit mit der wahrscheinlichen Erdichtung so zu ver„weben, daß er uns auf die angenehmste Weise hintergehet; er lindert „die strengen Schlüsse des Schicksals und verläßt in etwas die Ge„nauigkeit der Geschichte, um die Tugend zu belohnen, die uns jene „als unglücklich vorgestellet hat. Manchmal hat auch die Geschichte

„den Ausgang so zweifelhaft gelassen, daß der Scribent, nach der den „Dichtern zukommenden Freyheit, sich auf eine Seite lenken kann, auf „welche es ihm beliebt; so ist es zum Exempel mit dem Tode des „Cyrus, von dem Justinus und einige andere melden, daß er in „dem Scythischen Kriege umgekommen, da Xenophon doch von ihm „behauptet, daß er in einem hohen Alter auf seinem Bette gestorben „sey. Ja auch alsdenn noch, wenn der Ausgang schon außer allem „Streite ist, lassen wir uns nicht ungern betriegen, und der Dichter „hat sicherlich, wenigstens so lange, als die Vorstellung dauert, und „wenn er nur die Wahrscheinlichkeit beobachtet hat, alle Zuhörer auf „seine Seite; denn wo unser eigen Interesse nur nicht mit im Spiele „ist, lieben wir die Tugend von Natur so sehr, daß wir sie als die „allgemeine Sache der Menschheit betrachten. Erwägen wir aber auf „der andern Seite die historischen Schauspiele des Shakespear, „so finden wir, daß sie so manche Chroniken von Königen sind, wo „die Begebenheiten oft von dreyßig bis vierzig Jahren, in eine Vor„stellung von zwey und einer halben Stunde zusammen gepreßt sind, „welches aber nicht sowohl die Natur nachahmen und schildern, als „vielmehr verkleinern und in Miniatur bringen heißt. Man betrachtet „sie gleichsam durch das verkehrte Ende des Perspectivs, da ihre Bilder „denn nicht bloß unendlich kleiner, sondern auch unendlich unvoll„kommener, als sie wirklich sind, erscheinen; und dieses macht ein Schau„spiel unstreitig mehr lächerlich als angenehm.

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

„Denn die menschliche Seele begnügt sich mit nichts andern, als mit „Wahrheit, oder wenigstens Wahrscheinlichkeit; und ein Gedicht muß, „wo nicht *ἐτυμα*, doch *ἐτυμοισιν ὁμοια*, wie es ein alter griechischer „Dichter ausdrückt, enthalten.

„Noch ein Punct, worinn die Franzosen von uns und den Spaniern „abgehen, ist, daß sie sich nicht mit allzuviel Fabel und Verwicklung „verwirren und überhäuffen. Sie stellen von der Geschichte nur so „viel vor, als nöthig ist, Eine ganze und grosse Handlung für Ein „Schauspiel auszumachen; wir aber, die wir mehr auf uns zu nehmen „wagen, vervielfältigen nur bloß die Begebenheiten, und da diese nicht „eine aus der andern, als Wirkungen aus ihren Ursachen, fliessen, „sondern bloß der Zeit nach auf einander folgen, so bringen wir ver-

„schiedne Handlungen in das Drama und machen folglich mehr als „ein Schauspiel daraus.

„Indem die Franzosen aber genau bey einer Sache bleiben, die „nicht alle Augenblicke unterbrochen wird, so haben sie dadurch für „ihre Verse, in welchen sie schreiben, mehr Freyheit gewonnen; sie „können sich bey jedem Umstande verweilen, der sich der Mühe ver„lohnt, und können die Leidenschaften, (die eigentlich, wie wir bereits „erkannt haben, des Dichters Werk sind) mit aller Bequemlichkeit vor„stellen, ohne beständig von einem auf das andere gerissen zu werden, „so wie es in den Stücken des Calderon geschieht, die wir neulich „unter dem Titel der spanischen Lustspiele, auf unserm Theater ge„sehen haben. Ich habe bey uns nur eine einzige Tragödie finden „können, welche die Regelmäßigkeit und Einheit der Handlung hätte, „die ich an den französischen gerühmt habe; und dieses ist Rollo, „oder vielmehr, unter dem Namen Rollo, die Geschichte des Bassia„nus und Geta beym Herodian; in dieser ist die Handlung weder „vielfach noch zu verwickelt, sondern gerade groß genug, das Gemüth „der Zuhörer zu füllen, ohne es zu überladen. Uebrigens ist sie auf „die historische Wahrheit gegründet, und nur die Zeit der Handlung „will sich unter die Strenge der Regeln nicht bringen lassen; auch „guckt an einigen Orten noch das Possenspiel vor, welches mit der „Würde der übrigen Theile nicht übereinstimmt. Aber hierinn sind „alle unsere Dichter ungemein fehlerhaft, und selbst Ben Johnson „hat uns in seinem Sejanus und Catilina ein solches dra„matisches Ragout vorgesetzt; eine unnatürliche Vermischung nehmlich „von Komödie und Tragödie, die mir eben so lächerlich vorkömmt, als „die Geschichte Davids mit den Lustbarkeiten des Goliaths. Im „Sejanus gehöret hierher die Scene zwischen der Livia und dem „Arzte, welches eine feine Satire wider die künstlichen Hülfsmittel „der Schönheit ist; und im Catilina, das Parlament der Weiber, „und alles was zwischen dem Curio und der Fulvia vorgehet: „alles zwar in ihrer Art vortrefliche Scenen, die sich aber zu den „übrigen nicht schicken.

„Doch ich komme auf die französischen Scribenten wieder zurück, „die, wie ich schon gesagt habe, sich nicht mit allzuviel Handlung „überladen, welches ihnen von einem witzigen Manne aus unsrer

„Nation als ein Fehler vorgeworfen worden; denn er giebt ihnen „Schuld, daß sie in ihren Spielen gemeiniglich nur eine Person be„merkungswürdig machen; bey ihm und bey allen, was ihn angehet, „verweilten sie sich allein, und die übrigen Personen wären bloß da, „um ihn hervorstechen zu lassen. Wenn er hiermit meinet, daß in „ihren Stücken beständig eine Person vorkomme, die von größrer „Würde als die übrigen ist, so muß er nicht allein ihre Schauspiele, „sondern auch alle Schauspiele der Alten, und, was er gewiß nicht „gern thun würde, die besten von den unsrigen tadeln; denn es kann „unmöglich anders seyn, als daß sich eine Person mehr als die andere „ausnehmen muß, weil immer ein grosser Theil der Handlung mehr „auf diese, als auf jene fällt. Wir sehen dieses ja bey Verwaltung „aller Geschäfte in der Welt; selbst in der alle gleich getheiltesten[1] „Aristokratie, kann das Gleichgewicht nicht so genau beobachtet werden, „daß die Wage nicht für diesen oder jenen den Ausschlag geben sollte, „es sey nun in Ansehung seiner natürlichen Gaben, oder seiner Glücks„güter, oder der Ehre wegen seiner rühmlichen Thaten, wovon eines „schon genug ist den grössern Theil der Geschäfte in seine Hände „fallen zu lassen.

„Hat aber der gedachte Kunstrichter so viel damit sagen wollen, „daß durch die Erhebung des einen Charakters alle übrigen vernach„läßiget werden, und daß sie nicht alle einen oder den andern Antheil „an der Handlung des Stücks haben, so wollte ich ihn wohl ersuchen, „nur eine einzige Tragödie vom Corneille zu nennen, in der nicht „jede Person, gleich so vielen Bedienten in einer wohlregierten Familie, „ihre gewisse Verrichtung habe, und nicht zur Betreibung der Hand„lung, oder wenigstens zum Verständnisse derselben, nothwendig sey.

„Es giebt zwar bey den Alten einige protatische Personen, deren „sie sich in ihren Schauspielen, entweder eine Erzehlung zu machen, „oder mit anzuhören, bedienen; allein die Franzosen vermeiden dieses „mit vieler Geschicklichkeit, indem sie ihre Erzehlungen bloß solchen und „durch solche[2] Personen machen lassen, die gewissermaassen an der „Hauptabsicht Antheil haben. Und da ich itzt von den Erzehlungen „spreche, so kann ich nicht unterlassen, zum Lobe der Franzosen, noch „dieses hinzuzufügen, daß sie sich derselben oft mit mehr Ueberlegung,

[1] [vielleicht verdruckt für] der aller gleich getheiltesten [2] solchen [1758]

„und zu gelegenerer Zeit bedienen, als wir Engländer. Ich will zwar „die Erzehlungen überhaupt nicht anpreisen; es giebt aber eine doppelte „Gattung derselben. Die eine nehmlich betrift diejenigen Dinge, die „vor dem Schauspiele vorhergegangen, und deßwegen beygebracht werden „müssen, um uns das Nachfolgende verständlich zu machen; es ist aber „ein Fehler, daß man einen solchen Stoff für die Bühne wählet, der „uns an diese Klippe nothwendig treiben muß. Denn wir sehen ja, „daß die Zuhörer selten darauf Achtung geben, welches sehr oft den „Fall des ganzen Stücks verursacht. Sie dürfen auch nur eine Kleinig„keit manchmal überhören, und sie werden durch das ganze Spiel durch „nicht wissen, woran sie sind. Ist es also nicht in der That unbillig, „daß man es ihnen so sauer macht, daß sie das, was vor ihren Augen „vorgeht, nicht verstehen können, ohne ihre Zuflucht zu dem, was zehn „oder zwanzig Jahr vorher geschehen, zu nehmen?

„Man hat aber noch eine andre Art Erzehlungen; von solchen „Dingen nehmlich, die während der Handlung des Stücks vorfallen, „und als hinter der Scene geschehen zu seyn, betrachtet werden. Solche „Erzehlungen sind sehr oft so bequem, als schön; denn durch ihre „Hülfe vermeiden die Franzosen allen Tumult, dem unsere Bühne so „sehr ausgesetzt ist, indem wir Zweykämpfe, Schlachten und dergleichen „darauf vorgehen lassen. Es kann auch leicht nichts lächerlicher seyn, „als wenn ein Trommelschläger, und fünf Mann hinter ihm, eine „ganze Armee vorstellen, die der Held von der andern Seite vor sich „hertreiben muß; oder wenn bey einem Zweykampfe einer den andern „mit ein Paar Stößen eines stumpfen Rappiers zu Boden setzet, mit „welchem er Mühe haben sollte, seinen Mann im Ernste in Zeit einer „guten Stunde umzubringen!

„Ich habe auch angemerkt, daß sich die Zuschauer in allen unsern „Trauerspielen des Lachens auf keine Weise enthalten können, so oft „eine von den spielenden Personen sterben soll; es ist dieses allezeit „der lustigste Theil des Schauspiels. Es können alle Leidenschaften „auf der Bühne lebhaft vorgestellt werden, wenn sie von dem Dichter „nur wohl ausgedruckt sind, und es dem Schauspieler dabey an einer „gefälligen Stimme und an einem sich wohl und leicht tragenden und „bewegenden Körper nicht fehlet; gewisse Handlungen aber können „nimmermehr mit der gehörigen Vollkommenheit nachgeahmet werden;

„das Sterben insbesondre ist eine Sache, die nur ein römischer Fechter „auf der Bühne gut verrichten konnte, wenn er es nicht sowohl nach„ahmte und vorstellte, als vielmehr wirklich vollzog; und folglich ist „es am besten, die Vorstellung davon zu unterlassen.

„Die Worte eines guten Dichters, die es lebhaft beschreiben, „werden einen weit tiefern Eindruck machen, und sich unsrer Ueber„zeugung weit gewisser versichern, als wenn sich der Schauspieler noch „so viel Mühe giebt, vor unsern Augen für todt niederzufallen; so „wie auch der Dichter durch die Beschreibung einer schönen lieblichen „Gegend unsre Einbildungskraft weit mehr vergnügen kann, als der „wirkliche Anblick derselben unsere Augen vergnügen würde. Wenn „wir den Tod vorgestellt sehen, so sind wir überzeugt, daß es nur „eine Erdichtung ist; wenn wir ihn aber bloß erzehlen hören, so fehlen „die stärksten Zeugen, unsere Augen, die uns von dem Irrthume über„führen könnten, und wir kommen dem Betruge des Dichters, weil „er so grob nicht ist, selbst zu Hülfe. Wer sich also einbildet, daß „dergleichen Erzehlungen keinen Eindruck auf die Zuhörer machen „könnten, der irret sich sehr, indem er sie mit den erst gedachten Er„zehlungen lange vor dem Schauspiele geschehener Dinge, vermengt; „jene werden größten Theils den Zuhörern bey kaltem Blute gemacht, „bey diesen aber hilft uns unser Mitleiden, das in dem Schauspiele „erregt worden, in Feuer und Affect setzen. Was die Weltweisen von „der Bewegung sagen, daß, wenn sie einmal angefangen, sie von sich „selbst, bis in alle Ewigkeit fortdaure, wenn sie durch keine Hinder„nisse aufgehalten würde, ist auch bey dieser Gelegenheit augenschein„lich wahr; die Seele, die einmal durch die Charaktere und Glücks„fälle dieser eingebildeten Personen in Bewegung gesetzt worden, gehet „ihren Gang fort, und wir hören das, was mit ihnen ausser der „Bühne vorgegangen, mit eben der Begierde an, mit welcher wir die „Nachricht von einer abwesenden Geliebten vernehmen. Aber, wirft „man ein, wenn ein Theil des Schauspiels erzehlt werden darf, warum „erzehlen wir nicht alle? Ich antworte hierauf: einige Stücke der „Handlung lassen sich besser vorstellen, und andere besser erzehlen. „Corneille sagt sehr wohl, daß der Poet nicht verbunden ist, uns „alle einzelne Handlungen, welche die Haupthandlung bewirken, vor „Augen zu stellen; er muß nur solche zu sehen geben, deren Anblick

„wirklich schön ist, es sey nun in Ansehung ihres Gepränges, oder „der Heftigkeit der dabey vorkommenden Leidenschaften, oder eines „andern ihnen beywohnenden Reitzes; das übrige alle muß man den „Zuhörern durch Erzehlungen beybringen. Es ist ein großer Irrthum, „wenn wir glauben, daß die Franzosen keinen Theil der Handlung „auf der Bühne vorstellen; jede Veränderung, jedes Hinderniß, das „sich bey einer Absicht äußert, jede neu entstehende Leidenschaft und „Abänderung derselben, ist ein Theil der Handlung, und zwar der „edelste derselben, wir müßten denn glauben, daß nichts eher Hand„lung sey, als bis es mit den spielenden Personen zu Thätlichkeiten „komme; gleich als wäre die Schilderung des Gemüths der Helden „nicht weit eigentlicher des Dichters Werk, als die Stärke ihres Körpers. „Auch widerspricht dieses im geringsten nicht der Meynung des Horaz, „wenn er sagt:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus —

„Denn er sagt gleich darauf:

— — — — Non tamen intus
Digna geri promes in scenam; multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praesens.

„Und von diesen vielen, nennt er einiges:

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut in avem Progne mutetur, Cadmus in anguem etc.

„Das ist: solche Handlungen, die, wegen ihrer Grausamkeit, Abscheu „in uns erregen, oder die wir, wegen ihrer Unmöglichkeit, nicht glauben „können, müssen von dem Dichter entweder gänzlich vermieden, oder „bloß durch die Erzehlung beygebracht werden. Hierzu können wir „auch mit Recht alle diejenigen Handlungen setzen, die wir zur Ver„meidung des Tumults, (wie ich schon zuvor angemerkt habe) oder „wegen ihres Mangels an Schönheit, oder zu Erhaltung einer regel„mäßigern Dauer der Zeit, besser erzehlen als dem Auge vorstellen „lassen. Beyspiele von allen diesen Arten kommen häufig so wohl bey „den Alten, als bey unsern besten englischen Dichtern vor. Wir finden, „daß Ben Johnson in einem seiner Lustspiele (Magnetick Lady) „dieses in Acht genommen hat, wo einer vom Tische kömmt, und die „Zänkereyen und Unordnungen, die dabey vorgefallen, erzehlt, um die

„ungeziemende Vorstellung derselben auf der Bühne zu vermeiden, „und die Geschichte abzukürzen; und dieses zur ausdrücklichen Nachahmung des Terenz, welcher vor ihm in seinem Eunucho ein „gleiches gethan, und die[1] Pythias alles, was bey des Soldaten „Gasterey vorgefallen, bloß erzehlen läßt. Die Erzehlungen von dem „Tode des Sejanus und den vorhergegangenen Wunderzeichen, sind „gleichfalls in dieser Absicht merkwürdig; jener mußte den Zuschauern „aus den Augen gebracht werden, um das Abscheuliche und Tumultuöse der Vorstellung zu vermeiden, und diese durften nicht gezeigt „werden, weil es lauter unglaubliche Dinge waren. Fletcher gehet „in seinem vortreflichen Stücke: The King and no King noch weiter; „denn die ganze Auflösung geschiehet in dem fünften Aufzuge, nach „dem Muster der Alten, durch eine blosse Erzehlung, welche die Zuschauer dennoch ungemein rühret, ob sie gleich nur Dinge enthält, „die viel Jahre vor dem Stücke geschehen. Ich könnte noch mehr „Beyspiele anführen; doch diese sind bereits hinlänglich, zu beweisen, „daß man gar wohl einen Stoff wählen kann, der dergleichen Erzehlungen erfordert; da liegt der Fehler noch nicht, aber in der schlechten „Ausführung und Bearbeitung kann er liegen.

„Doch ich finde, daß ich mich bey diesem Puncte allzulange aufhalte, indem die Franzosen noch viele andere Vortreflichkeiten besitzen, „deren wir uns nicht rühmen können; diese zum Exempel, daß sich „bey ihnen niemals ein Stück mit einer Bekehrung oder blossen Willensänderung endet, welches der gewöhnliche Schluß ist, den unsere Dichter „ihren Schauspielen geben. Man zeigt bey dem Ausgange eines dramatischen Gedichts wenig Kunst, wenn diejenigen, die während den „vier ersten Aufzügen die Hindernisse der Glückseligkeit gewesen, in „dem fünften auf einmal es zu seyn aufhören, ohne daß sie eine „wichtige Ursache dazu bewogen; und ob ich gleich nicht leugne, daß „sich eine solche Ursache wohl finden läßt, so ist es doch immer ein „sehr gefährlicher Schritt, und der Dichter muß ganz gewiß wissen, „daß er die Zuhörer von der hinlänglichen Stärke derselben überzeugen werde. So scheinet mir, zum Exempel, die Aenderung des „Wucherers in dem Lustspiele The scornful Lady, ein wenig zu gezwungen; denn da er ein Wucherer, und folglich ein Liebhaber des

[1] den [1758; vielleicht auch zu verbessern in] der

„Geldes bis zum höchsten Grade des Geitzes ist, (wie ihn denn auch „der Dichter als einen solchen vorstellt,) so ist die Ursache, die er von „seiner plötzlichen Veränderung giebt, weil er nehmlich von dem wilden „jungen Menschen betrogen worden, nicht sehr natürlich; denn diese „Ursache sollte ihn vielmehr bewogen haben, in Zukunft behutsamer „zu gehen, und sich selbst mit geringerer Kost und elenderer Kleidung „zu bestrafen, um auf diese Weise, was er verloren, wieder zu ersparen; „daß er aber seinen Verlust als eine gerechte Strafe ansehen und „Reue dabey empfinden sollte, das hätte sich nicht übel in eine Predigt „geschickt, nur in einem Schauspiele ist es durchaus nicht zu dulden.

„Ich will hiervon nichts weiter sagen; auch will ich mich bey „ihrer Sorgfalt nicht aufhalten, keine Person, nach ihrem ersten Auf„tritte, wieder erscheinen zu lassen, ohne daß ihr Geschäfte sie offenbar auf „die Bühne bringt. Wenn diese Regel gehörig beobachtet wird, müssen „uns nothwendig alle Begebenheiten in dem Schauspiele weit natürlicher „erscheinen; denn man siehet von jeder einen wahrscheinlichen Grund, „woraus sie geflossen, und alles, was wir in dem Schauspiele sonst für „blossen Zufall gehalten hätten, kömmt uns nunmehr nicht bloß ver„nünftig, sonst fast nothwendig vor, indem keine Person abtritt, ohne daß „wir auf ihr Vorhaben und Absehen, bey dem nächstfolgenden Auftritte „derselben, vorbereitet werden, obgleich in einer wohl ausgearbeiteten „Scene der Ausgang mit unserer Erwartung selten übereinkommen „wird. Nichts kann abgeschmackter seyn, sagt Corneille, als wenn „eine Person bloß deswegen abtritt, weil sie nichts mehr zu sagen hat.

„Ich sollte nunmehr auch von der Schönheit ihrer Reime, und „von der Ursache reden, warum ich diese Art Tragödien abzufassen, „der unsrigen in ungereimten Versen vorziehe. Doch weil sie auch „zum Theil bey uns angenommen, und ihnen folglich nicht eigenthüm„lich ist, so will ich nichts weiter davon sagen rc."

Hier bricht Lisidejus, nachdem er nur noch etwas weniges hinzugesetzt, ab, und Neander antwortet ihm in folgenden:

„Ich will dem Lisidejus, ohne lange zu streiten, einen grossen „Theil von dem, was er wider uns beygebracht, zugeben; denn ich „bekenne es, daß die Franzosen ihre Trauerspiele regelmäßiger an„legen, und daß sie die Gesetze der Komödie und das Decorum der „Bühne, überhaupt zu reden, genauer beobachten als die Engländer;

„ich leugne auch nicht, daß wir wegen verschiedner von ihm erwähnter „Unregelmäßigkeiten mit Recht zu tadeln sind: doch bin ich, bey dem „allen, noch der Meinung, daß weder unsere Fehler, noch ihre Tugenden „von der Beträchtlichkeit sind, ihnen den Vorzug vor uns einzuräumen.

„Denn da die lebhafte Nachahmung der Natur mit in die Er„klärung des Schauspiels gehört, so müssen auch diejenigen, die dieses „Gesetz am besten erfüllen, auch vor den andern am meisten geschätzt „werden. Wahr ist es, die Schönheiten der französischen Poesie sind „von der Beschaffenheit, daß sie die Vollkommenheit, wo sie schon vor„handen ist, erhöhen; allein diese Vollkommenheit, wo sie fehlet, zu „verschaffen, das sind sie nicht im Stande. Es sind Schönheiten einer „Bildsäule, aber nicht eines Menschen, weil sie nicht durch die Seele „der Poesie belebt sind, welche in der Nachahmung der Leidenschaften „und Launen bestehet; und dieses wird weder Lisidejus, noch ein „anderer, wenn er für ihre Parthey auch noch so[1] sehr eingenommen ist, „in Abrede seyn können, so bald er die Launen in unsern Lustspielen, „und die Charaktere in unsern ernsthaften Schauspielen mit den ihrigen „vergleicht. Wer die Stücke durchgehen will, die sie ohngefehr seit „zehn Jahren geschrieben haben, dem soll es schwer werden zwey oder „drey erträgliche Launen darinn aufzutreiben. Was hat Corneille „selbst, ihr vornehmster Dichter, in dieser Art hervorgebracht, aus„genommen seinen Lügner, dieses in Frankreich so gepriesene Stück? „Und dennoch, als es in einer recht guten Uebersetzung auf die englische „Bühne kam, und der Charakter des Dorante auch so gut gespielt „wurde, als er in Frankreich nur immer hat können gespielt werden, „wollten es keine auch von seinen eifrigsten Lobrednern wagen, es mit „irgend einem guten Stücke des Fletchers oder Ben Johnsons in „Vergleichung zu setzen. In den übrigen Stücken des Corneille kömmt „noch weniger Laune vor; er sagt uns selbst, seine Gewohnheit sey, zu „Anfange ein Paar Liebhaber in gutem Verständnisse zu zeigen, hier„auf, gegen die Mitte des Stücks, durch irgend einen Irrthum, Un„einigkeit und Verwirrung unter ihnen zu stiften, und endlich am Ende „den Streit zu schlichten und sie wieder mit einander zu versöhnen.

„In den letzten Jahren aber scheinen Moliere, der jüngere „Corneille, Quinault und einige andere, die launigten Einfälle

[1] so [fehlt 1758]

„und Annehmlichkeiten der englischen Bühne, von weitem nachgeahmt „zu haben. Sie haben ihre ernsthaften Stücke mit lustigen Einfällen „untermengt; und sich auf diese Weise, seit dem Tode des Cardinals „Richelieu, unsern Tragikomödien genähert, welches Lisidejus „und viele andere hätten bedenken sollen, damit sie nicht etwas als „eine Tugend an ihnen lobten, was sie selbst nicht mehr ausüben. „Die meisten von ihren neuen Stücken sind eben so wie viele von „unsern, aus Spanischen Novellen gezogen; fast kein einziges ist ohne „eine Florkappe, und einen getreuen Diego, nach dem Schlage der „irrenden Ritter. Ihre Launen aber, wenn sie anders diesen Namen „verdienen, sind so dünne gesäet, daß in einem Stücke niemals mehr „als eine vorkömmt; und ich getraue mir in einem einzigen Stücke „von Ben Johnson mehrere und verschiedenere zu finden, als in „allen ihren Stücken zusammen.

„Ich gebe es zu, was sich nur immer auf den Grund eines „spanischen Stückes hat bauen lassen, das haben die Franzosen darauf „gebauet; was vorher lustig und ergetzend war, das haben sie regel„mäßig gemacht. Es läßt sich aber nicht mehr als ein einzig gutes „Stück über alle diese Intriguen machen; sie sind einander zu ähnlich, „als daß sie oft gefallen könnten, welches wir nicht erst durch die Er„fahrung auf unsrer eignen Bühne bestätigen dürfen. Was ihre neue „Gewohnheit anbelangt, lustige Scenen in ernsthafte Stücke zu mischen, „so will ich nicht, wie Lisidejus, die Sache selbst verdammen, „sondern nur die Weise, wie es bey ihnen geschieht, kann ich nicht „billigen. Er sagt, wir könnten nach einer rührenden und affectvollen „Scene, nicht so geschwind wieder zu uns kommen, um gleich darauf „an einer launigten und lustigen Geschmack zu finden. Aber warum „sollte die Seele des Menschen träger seyn, als seine Sinne? Kann „nicht das Auge in einer weit kürzern Zeit, als in jenem Falle er„fordert wird, von einem unangenehmen zu einem angenehmen Gegen„stande übergehen? Und macht nicht die Unannehmlichkeit des erstern, „die Schönheit des andern um so viel reitzender? Die alte Regel der „Logik hätte sie schon überzeugen können: Contraria juxta se posita „magis elucescunt. Eine anhaltende Ernsthaftigkeit strenget den Geist „allzusehr an; wir müssen uns manchmal erhohlen, so wie wir auf „einer Reise dann und wann einkehren, um sie desto gemächlicher fort=

„setzen zu können. Eine lustige Scene in einer Tragödie hat eben die „Wirkung, welche die Musik zwischen den Aufzügen hat, die uns auch „nach dem interessantesten Aufzuge, wenn er nur ein klein wenig zu „lange gedauert hat, eine willkommene Erhohlung gewähret. Man „muß mir daher erst stärkere Gründe bringen, wenn ich überzeugt seyn „soll, daß Mitleiden und Fröhlichkeit in eben demselben Gegenstande „einander aufreiben; bis dahin aber werde ich zur Ehre meiner Nation „glauben, daß wir eine weit angenehmere Weise für die Bühne zu „schreiben, erfunden, ausgebildet und zur Vollkommenheit gebracht haben, „als allen Alten und Neuern irgend einer Nation bekannt gewesen; „die Tragikomödie nehmlich.

„Ich muß mich daher sehr wundern, wie Lisidejus und viele „andere die Unfruchtbarkeit der französischen Intriguen, über die „Mannigfaltigkeit und den Reichthum der englischen, erheben können. „Ihre Intrigue ist einfach; sie haben nur eine einzige Absicht, die „alle spielende Personen betreiben, und welcher uns jede Scene immer „näher bringt; unsre Stücken aber haben, außer der Haupthandlung, „noch Nebenhandlungen und kleinere Intriguen, die mit jener zugleich „fortgeführet werden; so wie man sagt, daß der Kreiß der Fixsterne, „und der Kreiß der Planeten, ob sie gleich ihre eigene Bewegung „haben, durch die Bewegung des Primum mobile zugleich mit fort„gerissen werden. Und dieses Gleichniß passet auf die englische Schau„bühne sehr wohl; denn wenn selbst in der Natur entgegengesetzte „Bewegungen bey einander Statt haben, wenn sich ein Planet zu „gleicher Zeit gegen Abend und Morgen bewegen kann; das eine, „Kraft seiner eignen Bewegung, und das andre durch die Gewalt des „ersten Bewegers: so läßt es sich ja auch gar wohl einbilden, wie „eine Nebenhandlung, die von der Haupthandlung nur unterschieden, „und keinesweges ihr entgegengesetzt ist, ganz natürlich mit ihr zu„gleich fortgeführet werden kann.

„Eugenius hat uns bereits, dem eignen Bekenntnisse der „französischen Dichter zu Folge, gezeigt, daß die Einheit der Handlung „genugsam beobachtet ist, wenn alle die unvollkommenen Handlungen „des Stücks zu der Haupthandlung etwas beytragen; wenn aber freylich „diese kleinen Intriguen weder mit jener, noch unter sich zusammen„hangen, so hat Lisidejus Recht, diesen Mangel der gehörigen Ver-

„bindung zu tadeln; denn die Coordination ist in einem Schauspiele „eben so unnatürlich und gefährlich als in dem Staate. Unterdessen „muß er doch bekennen, daß unsere Mannigfaltigkeit, wenn sie wohl „geordnet ist, den Zuhörern ein weit grösseres Vergnügen gewähren kann.

„Was seinen andern Grund anbelangt, daß sie bey Betreibung „nur einer einzigen Handlung, Musse und Gelegenheit haben, die „Leidenschaften wirksamer zu zeigen und besser auszudrücken, so wollte „ich wohl wünschen, daß er sein Vorgeben mit irgend einem Beyspiele „erhärtet hätte; denn ich muß bekennen, ihre Verse sind für mich die „kältesten, die ich jemals gelesen habe. Es ist auch nach ihrer Me„thode nicht wohl möglich, die Leidenschaften so stark auszudrücken, „daß das Gemüth der Zuhörer dadurch in Regung gesetzt würde, in„dem ihre Reden fast nichts als langweilige Declamationen sind, die „uns nicht den eingebildeten Helden, sondern uns selbst zu betauern „zwingen, daß wir ein so eckeles Gewäsche mit anhören müssen. Als „sich der Cardinal Richelieu der französischen Bühne annahm, so „kamen diese langen Reden auf, um sich nach der Gravität des geist„lichen Herrn zu bequemen. Betrachten Sie einmal den Cinna und „Pompejus, ob sie wohl Schauspiele, oder nicht vielmehr lange „Unterredungen über die Staatskunst zu nennen sind, so wie der feyer„liche Polyeuct über die Religion? Seit dem ist es bey ihnen auch „eingerissen, daß ihre Schauspieler gleichsam nach dem Stundenglase, „wie unsere Prediger, reden, und es für das schönste in ihrer Rolle „halten, wenn ihnen der Poet den Gefallen erwiesen, die Zuhörer in „einem Stücke wenigstens zwey bis dreymal mit einer Rede von „ein Hundert Zeilen unterhalten zu dürfen. Es kann wohl seyn, daß „sich dieses zu dem Naturelle der Franzosen recht gut geschickt; denn „so wie wir, als ein weit mürrischer Volk in die Komödie gehen, um uns „da aufgeräumt zu machen, so gehen sie, die von einer weit leicht„sinnigern und lustigern Gemüthsart sind, in der Absicht dahin, eine „kurze Zeit ernsthafter als gewöhnlich zu seyn. Und dieses, so viel ich „einsehe, mag eine von den vornehmsten Ursachen seyn, warum wir „lieber Komödien, und sie lieber Tragödien haben mögen. Ueberhaupt „aber davon zu reden, so ist es unleugbar, daß kurze Reden und Ant„worten, die Leidenschaften zu erregen und uns in Hitze zu setzen, ge„schickter sind, als andre. Denn es ist unnatürlich, wenn eine Person

„in einem aufwallenden Affecte viel hintereinander spricht, oder wenn „die andere, die in gleicher Gemüthsverfassung ist, ihr lange ohne „Unterbrechung zuhört ꝛc. — Besonders ist in der Komödie eine ge„schwinde Antwort, eine von den größten Annehmlichkeiten derselben; „und das größte Vergnügen, das die Zuschauer haben können, ist, „wenn die Personen einander ihre Einfälle, gleichsam wie in einem „Ballspiele, geschickt und geschwind zuwerfen. Und dieses hatten unsere „Vorältern, wenn auch wir schon nicht mehr, in Fletchers Stücken „in einem weit höhern Grade der Vollkommenheit, als die französischen „Dichter jemals erreichen werden.

„Es ist noch ein Punct in der Rede des Lisidejus, wo er „unsere Nachbarn nicht so wohl gelobt, als entschuldiget hat; dieser „nehmlich, daß sie in ihren Stücken immer nur eine Person sich aus„nehmen lassen. Es ist zwar ganz richtig was er sagt, daß in allen „Schauspielen, auch ohne Beyhülfe des Dichters, ein Charakter immer „vor dem andern vorstechen, und den größten Theil an der Handlung „des ganzen Drama haben wird. Doch das hindert nicht, daß nicht „mehrere glänzende Charaktere, und verschiedne Personen von einer „zweyten aber der ersten so ähnlichen Größe darinn seyn könnten, „daß man Größe gegen Größe setzen kann, und alle Personen nicht „bloß ihrem Range sondern auch ihrer Handlung nach in Betrachtung „kommen. Es ist augenscheinlich, je mehr Personen sind, desto größer „ist die Mannigfaltigkeit des Stücks. Wenn nun ihre verschiednen „Rollen so wohl verbunden sind, daß die Schönheit des Ganzen nichts „darunter leidet, und die Mannigfaltigkeit kein verwirrtes Gemenge „von Zufällen wird, so wird man finden, daß es kein geringes Ver„gnügen ist, in einem Labyrinth von Absichten herum zu gehen, wo „man zwar manchen Weg vor sich hat, den Ausgang aber doch nicht „eher vorher sieht, als bis man ganz nahe dabey ist ꝛc. —

„Doch endlich auf den letzten Theil der Rede des Lisidejus „zu kommen, welcher die Erzehlungen betraf, so muß ich mit ihm be„kennen, daß die Franzosen wohl daran thun, wenn sie diejenigen „Stücke der Handlung, die auf dem Theater einen Tumult verursachen „würden, verbergen und sie den Zuschauern nur durch eine Erzehlung „bekannt werden lassen. Ferner halte ich es auch mit ihm für sehr „zuträglich, daß alle unglaubliche Handlungen aus dem Gesichte ge=

„bracht werden. Es sey nun aber, daß die Gewohnheit unter unsern „Landsleuten schon so tief eingerissen, oder daß wir von Natur wil= „derer Art sind; Zweykämpfe und andere Gegenstände des Schauders „und Schreckens lassen wir unsern Blicken nicht gerne entziehen. Und „in der That ist die Unanständigkeit des Tumults alles, was man „wider das Fechten einwenden kann; denn warum sollte sich unsere „Einbildung nicht eben so gern durch die Wahrscheinlichkeit dieses, „als eines andern Vorfalls in dem Schauspiele hintergehen lassen? „Ich wenigstens kann mich eben so leicht überreden, daß die Stöße „in allem Ernste gethan werden, als daß die, die sie thun, Könige, „Prinzen und die nehmlichen Personen sind, die sie vorstellen. Was „unglaubliche Gegenstände anbelangt, so wünschte ich vom Lisidejus „wohl zu hören, ob auf unserm Theater wohl etwas von allem An= „scheine der Wahrheit so weit entferntes vorkomme, als in der An= „dromeda des Corneille, welches Stück so viel Beyfall, als irgend „eines von seinen übrigen erhalten hat? Wessen Glauben stark genug „ist, den Perseus, den Sohn einer heydnischen Gottheit, den Pega= „sus und das Ungeheuer zu verdauen, der mag nur ja keine von „unsern Vorstellungen tadeln. Es sind dieses nun zwar angenehme „Gegenstände; allein in Ansehung der Wahrscheinlichkeit ist es alles „eins; denn der Dichter macht kein Ballet, keine Masquerade daraus, „sondern ein Drama, welches der Wahrheit gleichen soll. In An= „sehung des Sterbens aber, welches nicht vorgestellt werden sollte, „haben wir, ausser den vom Lisidejus angeführten Gründen, das „Ansehen Ben Johnsons selbst, der es in seinen Tragödien ver= „mieden hat; denn sowohl der Tod des Sejanus als des Cati= „lina werden erzehlt, ob ich mich gleich nicht enthalten kann in dem „letztern eine Unregelmäßigkeit dieses großen Dichters anzumerken. Er „verlegt nehmlich in eben demselben Aufzuge die Scene von Rom „zu der Armee des Catilina, und von da wieder gen Rom; und „über dieses verstattet er, nach der Rede des Catilina, zu Lieferung „des Treffens bis zu der Zurückkunft des Petrejus, der dem Senate „die Nachricht davon bringen soll, viel zu wenig Zeit. Ich würde „dieses Versehen an ihm, der das πρεπον der Bühne sonst so ängstlich „beobachtet, nicht einmal gerügt haben, wenn er nicht selbst gegen den „unvergleichlichen Shakespear, wegen eines ähnlichen Fehlers, eine

„ganz ausserordentliche Strenge geäussert hätte. Um diesen Punct „von den Erzehlungen endlich zu schließen, so darf ich wohl sagen, „daß wenn wir zu tadeln sind, weil wir allzuviel Handlung zeigen, „so sind es die Franzosen noch weit mehr, weil sie uns zu wenig „davon sehen lassen; ein jeder vernünftiger Scribent sollte daher die „Mittelstraße zwischen beyden beobachten, damit die Zuhörer, wenn „man ihnen gar nichts sehen läßt, wenn es sich auch noch so schön „ausnähme, nicht verdrießlich gemacht, und auch nicht beleidiget würden, „wenn man ihnen unglaubliche oder unanständige Dinge zeiget. Ich „hoffe, in dieser meiner Rede bereits gezeigt zu haben, daß, ob wir „gleich die Gesetze der Komödie nicht so pünctlich erfüllen, als die „Franzosen, unsere Fehler doch so wenig und so gering, diejenigen „Stücke aber, worinn wir sie übertreffen, so beträchtlich sind, daß wir „mit Recht ihnen vorgezogen zu werden verdienen. Was wird aber „Lisidejus sagen, wenn er hört, daß sie selbst, durch diese Regeln „allzusehr eingeschränkt zu seyn bekennen, deren Uebertretung er an „den Engländern getadelt hat. Ich will die Worte des Corneille „anführen, die ich am Ende seiner Abhandlung über die drey Ein„heiten finde: Il est facile aux Speculatifs d'etre severes etc. „Die Kunstrichter können leicht streng seyn; wenn sie „aber nur zehn oder zwölf Gedichte von dieser Art ans „Licht stellen wollten, sie würden gewiß die Regeln noch „viel weiter ausdehnen, als ich es gethan habe, so bald „sie aus der Erfahrung erkennten, was ihre genaue Be„folgung für ein Zwang sey, und wie viel Schönes des„wegen nicht auf die Bühne gebracht werden kann. Um „was er hier sagt ein wenig zu erleutern; so sind sie eben durch „ihre knechtische Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, „und ihre Ununterbrochenheit der Scenen, in jene Magerkeit der In„trigue und Unfruchtbarkeit der Einbildungskraft verfallen, die man „an allen ihren Stücken bemerken kann. Wie viel schöne Zufälle „können sich nicht ganz natürlich in zwey oder drey Tagen ereignen, „die sich in dem Umfange von vier und zwanzig Stunden mit keiner „Wahrscheinlichkeit zutragen können? Da hat man doch noch Zeit ge„nug, einen Anschlag reif werden zu lassen, welches unter grossen und „klugen Leuten, dergleichen meistentheils in der Tragödie vorgestellt

„werden,[1] in so wenig Augenblicken mit ganz und gar keinem Anscheine von Wahrheit geschehen kann. Ferner sind sie dadurch, daß sie sich so genau an die Einheit des Orts und die Ununterbrochenheit der Scenen binden, nicht selten gezwungen, verschiedne Schönheiten wegzulassen, die man an dem Orte, wo der Aufzug angefangen, nicht zeigen kann, wohl aber sehr gut hätte zeigen können, wenn die Scene wäre unterbrochen und geleeret worden, damit andere Personen an einem vermeintlich andern Orte auftreten können. Denn wenn der Aufzug in einem Zimmer anfängt, so müssen alle spielende Personen eines oder das andere daselbst zu thun haben, oder sie können in dem ganzen Aufzuge nicht gezeigt werden, und manchmal verstattet es ihr Charakter gar nicht, da zu erscheinen: als gesetzt, die Scene wäre in des Königs Schlafzimmer, so muß auch die allergeringste Person in der Tragödie, was sie zu thun hat, nirgends als da verrichten, ob sie sich gleich weit besser in das Vorzimmer, oder in den Schloßhof geschickt hätte, nur damit die Bühne nicht leer und die Folge der Auftritte nicht unterbrochen werde. Manchmal verfallen sie hierdurch noch in grössere Ungereimtheiten; denn sie unterbrechen die Scene nicht, und ändern gleichwohl den Ort, wie es in einem von ihren neuesten Stücken geschehen, wo der Aufzug in einer Strasse anfängt, hernach aber fast jeder Auftritt einen besondern Ort erfordert, ob sich gleich die Personen richtig abwechseln &c.

„Und nun sagen Sie mir, ich bitte Sie, was ist leichter, als ein regelmäßiges französisches Schauspiel zu schreiben? Und was ist schwerer, als ein unregelmäßiges englisches, dergleichen Fletchers oder Shakespears Stücke sind? Wenn man sich, wie Corneille gethan, mit einer einzigen kahlen Intrigue begnügen will, die man, wie ein schlechtes Räthsel, schon ganz weis, ehe sie noch halb vorgetragen ist, so können wir eben so leicht regelmäßig seyn als sie. Wenn sie hingegen ein reiches Stück von einer mannigfaltigen Verwicklung machen wollen, wie es einige von ihnen versucht haben, seit dem Corneille nicht mehr in solchem Ansehen steht, so schreiben sie eben so unregelmäßig als wir, und wissen es nur ein wenig künstlicher zu verstecken. Daher ist die Ursache auch augenscheinlich, warum noch kein übersetztes französisches Stück auf der englischen Bühne

[1] worden, [1758]

„Beyfall gefunden hat, und auch nie finden wird. Denn unsere Stücke „sind, in Betrachtung der Anlage, von weit mehr Abwechslung, und „in Ansehung der Ausführung, weit reicher an Witz und Einfällen. „Es ist auch ein seltsamer Irrthum, wenn man die Gewohnheit, Schau„spiele in Versen abzufassen, als etwas, das wir den Franzosen nach„gemacht hätten, verschreyen will. Wir haben von ihnen nichts ge„borgt; unsere Stücke sind auf unsern eigenen englischen Stühlen „gewebt; in der Mannigfaltigkeit und Grösse der Charaktere, bemühen „wir uns dem Shakespear und Fletcher nachzufolgen; den Reich„thum und die geschickte Verbindung der Intriguen haben wir vom „Johnson; und selbst in den Versen haben wir englische Muster, „die weit älter sind als die Stücke des Corneille. Denn ohne „unsere alten Lustspiele vor Shakespearn zu gedenken, welche alle „in sechsfüßigen Versen, oder Alexandrinern, wie sie die Franzosen „itzt brauchen, geschrieben waren, kann ich sowohl beym Shakespear, „als auch in Ben Johnsons Tragödien, manche gereimte Scene „weisen; im Catilina und Sejanus nehmlich oft dreyßig bis „vierzig Zeilen hinter einander, ausser den Chören und Monologen, „welches genugsam zeiget, daß Ben kein Feind von dieser Art zu „schreiben war, besonders wenn man seinen betrübten Schäfer „lieset, der bald aus gereimten, bald aus ungereimten Versen bestehet, „nicht anders als ein Pferd, das zu seiner Erleichterung mit Paß und „Trab abwechselt. Er selbst preiset auch Fletchers Pastorelle von „der getreuen Schäferin an, welche größtentheils in Reimen abgefaßt ist, „obgleich freylich nicht in so reinen und fliessenden, wie man sie nachher „gemacht hat. Und diese Beyspiele sind hinlänglich, die Beschuldigung „einer knechtischen Nachahmung der Franzosen, von uns abzulehnen.

„Doch wieder auf das vorige zurück zu kommen, so kann ich „kühnlich behaupten, Erstlich daß wir verschiedene Schauspiele haben, „die eben so regelmäßig sind als ihre, und über dieses noch reicher „an Intriguen und Charakteren; und zweytens, daß sich in den meisten „unregelmäßigen Stücken von Shakespear und Fletcher (denn „Ben Johnsons sind größten Theils regelmäßig) eine männlichere „Einbildungskraft und mehr Geist und Witz zeiget, als in irgend einem „französischen Stücke. Auch unter Shakespears und Fletchers „Werken könnte ich verschiedne zeigen, die beynahe vollkommen richtig

„angelegt sind, als The merry Wives of Windsor und The scorn-„ful Lady; doch weil, überhaupt zu reden, Shakespear, der zuerst „schrieb, die Gesetze der Komödie nicht vollkommen beobachtete, und „Fletcher, der sich der Vollkommenheit mehr näherte, aus Unacht-„samkeit manche Fehler begieng, so will ich das Muster eines voll-„kommnen Stücks vom Johnson nehmen, der ein sorgfältiger Be-„obachter der dramatischen Regeln war, und will von seinen Lustspielen, „The silent Woman dazu wehlen, das ich nach den Regeln, welche „die Franzosen beobachten, kürzlich untersuchen will."

Ehe es hierzu kömmt, ersuchet Eugenius den Neander, den Charakter ihrer vier vornehmsten dramatischen Dichter zu ent-werffen, welches er in folgenden thut.

„Shakespear, um mit diesem anzufangen, sagt Neander, „war von allen neuern, und vielleicht auch alten Dichtern derjenige, „der den ausgebreitesten, uneingeschränktesten Geist hatte. Alle Bilder „der Natur waren ihm stets gegenwärtig, und er schilderte sie nicht „sowohl mühsam als glücklich; er mag beschreiben was er will, man „sieht es nicht bloß, man fühlt es so gar. Die ihm Schuld geben, „daß es ihm an Gelehrsamkeit gefehlt habe, erheben ihn um so viel „mehr; er war gelehrt, ohne es geworden zu seyn; er brauchte nicht „die Brillen der Bücher, um in der Natur zu lesen; er blickte in sich „selbst, und da fand er sie. Ich kann nicht sagen, daß er sich beständig „gleich sey; wäre er dieses, so würde ich ihm Unrecht thun, wenn ich „ihn mit dem allergrößten unter den Menschen vergliche. Er ist oft „plat, abgeschmackt; sein komischer Witz artet in Possen aus; sein „Ernst schwellet zu Bombast auf. Er ist allezeit groß, wenn sich ihm „eine grosse Gelegenheit darbietet. Kein Mensch kann sagen, daß er „jemahls einen würdigen Gegenstand für seinen Witz gehabt hätte, „ohne sich alsdenn eben so weit über alle andere Poeten zu schwingen,

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

„Und daher hat auch Hales gar wohl sagen können, daß man nichts „gutes bey irgend einem Dichter finden müsse, welches er nicht beym „Shakespear weit besser zeigen wollte ꝛc.

„Beaumont und Fletcher hatten, ausser dem Gebrauche den „den sie von Shakespears, als ihres Vorgängers, Geiste machen „konnten, grosse natürliche Gaben, die durch gute Studien ausgebildet

„waren. Beaumont besonders war ein so genauer Kunstrichter in „dem Dramatischen Theile der Poesie, daß ihm Ben Johnson, „so lange er lebte, alle seine Werke zur Beurtheilung unterwarf, und, „wie man meint, sich seiner Einsichten nicht allein zum Verbessern, „sondern auch zum Entwerffen bediente. — Das erste Stück welches „Fletchern und Beaumont in Ansehen brachte, war Philaster; „denn vorher hatten sie zwey oder drey Stücke mit schlechtem Glücke „geschrieben, wie denn das nehmliche auch vom Ben Johnson er„zehlt wird, ehe er mit seinem Every Man in his Humour zum „Vorschein kam. Ihre Anlagen und Intriguen sind meistentheils regel„mäßiger als Shakespears; besonders diejenigen, die vor Beau„monts Tode gemacht worden; sie kannten auch den Ton der großen „Welt besser, und wußten die wilden Ausschweifungen, und den ge„schwinden Witz im Antworten, der den Personen aus ihr eigen ist, „so vortreflich zu schildern und nachzuahmen, als noch kein Dichter „vor ihnen gethan hatte. Mit der Laune, welche Ben Johnson „von einzeln Personen nachschilderte, gaben sie sich nicht sehr ab; sie „stellten dafür alle Leidenschaften, und besonders die Liebe, ungemein „lebhaft vor. Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß in ihnen die „englische Sprache zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangte; alle „Wörter, die man seitdem darinn aufgenommen hat, sind mehr zum „Ueberflusse als zur Zierde. Ihre Stücke werden itzt am häufigsten, „und mit dem meisten Beyfall gespielt; durch das Jahr durch immer „wenigstens zwey gegen eines von Shakespear und Johnson; „und die Ursache ist, weil in ihren Komödien eine gewisse Lustigkeit, „und in ihren ernsthaftern Stücken so etwas Pathetisches herrscht, das „überhaupt allen Menschen gefällt. Shakespears Sprache ist zu„gleich ein wenig altvätrisch, und Ben Johnsons Witz kömmt dem „ihrigen nicht gleich.

„Ich komme nunmehr auf Johnson. Wenn wir diesen Mann „betrachten, als er noch Er war, (denn seine letzten Stücke sind Träume„reyen seines Alters,) so müssen wir ihn für den gelehrtesten und ver„nünftigsten Scribenten halten, den jemals ein Theater gehabt hat. „Er war der strengste Richter sowohl seiner selbst, als anderer. Man „kann nicht sowohl sagen, daß es ihm an Witz gemangelt habe, als „vielmehr, daß er sparsam damit umgegangen. In seinen Werken

„findet man wenig, was man auszustreichen oder zu ändern Ursach „hätte. Witz, Sprache und Humor haben wir in gewissem Maaße „bereits vor ihm; allein an Kunst fehlte es dem Drama noch in „etwas, bis er sich damit abgab. Er kannte seine Stärke besser und „wußte sie vortheilhafter zu gebrauchen, als irgend ein Dichter vor „ihm. Man wird wenig verliebte Scenen, oder wo er Affect zu er„regen bemüht gewesen wäre, bey ihm finden; denn sein Geist war „zu mürrisch und saturninisch, als daß es ihm damit hätte gelingen „sollen, und er sahe auch wohl, daß er nach Männern gekommen, die „es in beyden zu einer mehr als gewöhnlichen Vollkommenheit gebracht „hatten. Humor war seine eigentliche Sphäre, und in dieser war es „besonders seine Lust, Handwerksleute und dergleichen vorzustellen. Er „war mit den Alten, sowohl Griechen als Lateinern sehr genau „bekannt, und borgte von ihnen frey und keck; es ist fast kein einziger „Dichter oder Geschichtschreiber unter den römischen Scribenten, aus „dem er in seinem Sejanus und Catilina nicht etwas übersetzt „hätte. Er begeht aber seine Räubereyen so öffentlich, daß man deut„lich sieht, er müsse durchaus keine Verurtheilung der Gesetze befürchten. „Er fällt über die Autores wie ein Monarch her, und was man bey „einem andern Dichter für Diebstahl halten würde, das ist bey ihm „bloß Sieg. Mit der Beute, die er diesen Scribenten abgenommen, „stellt er uns das alte Rom, nach seinen Gebräuchen, Ceremonien und „Sitten, so vollständig vor, daß wenn einer von ihnen[1] selbst diese oder „jene seiner Tragödien geschrieben hätte, wir davon weit weniger bey „ihm würden gefunden haben. Wenn er einen Fehler in seiner Sprache „hatte, so war es dieser, daß er sie allzu dicht und mühsam in einander „webte, besonders in seinen Komödien; vielleicht romanisirte er auch „ein wenig zu sehr, indem er die Worte, die er übersetzte, beynahe „eben so lateinisch ließ, als er sie fand, welches sich für unsere Sprache „nicht allzuwohl schicken wollte. Wenn ich ihn mit Shakespearn „vergleichen wollte, so müßte ich sagen, daß er ein correctrer Dichter, „Shakespear aber ein grösser Genie sey. Shakespear war der „Homer, oder Vater unsrer dramatischen Dichter; Johnson war „der Virgil, das Muster der sorgfältigen Ausarbeitung; ich be„wundre ihn, aber ich liebe Shakespearn."

[1] vor ihm [1758; im Original: one of their poets]

Hierauf folgt die Beurtheilung des gedachten Stücks vom Johnson, die ich mir bey einer andern Gelegenheit zu Nutze machen werde. Vor itzo will ich nur die Erklärung mitnehmen, welche Dryden von dem, was die Engländer Humor nennen, giebt. Ich erinnere zugleich, daß ich Humor, wo ich das Wort übersetzen will, durch Laune gebe, weil ich nicht glaube, daß man ein bequemers in der ganzen deutschen Sprache finden wird.

„Humor, sagt Dryden, ist die lächerliche Ausschweifung im „Umgange, wodurch sich ein Mensch von allen übrigen unterscheidet. — „Die Alten hatten in ihren Lustspielen sehr wenig davon, denn das „γελοιον der alten griechischen Komödie, deren Haupt Aristophanes „war, hatte nicht sowohl den Zweck, einen gewissen Menschen nach„zuahmen, als vielmehr das Volk durch einen seltsamen Einfall, der „meistentheils etwas unnatürliches oder unflätiges bey sich hatte, lachen „zu machen. Zum Exempel, wenn Sokrates auf die Bühne gebracht „ward, so ward er nicht durch die Nachahmung seiner Handlungen, „sondern dadurch lächerlich gemacht, daß man ihn etwas begehen ließ, „das sich für ihn gar nicht schickte; etwas so kindisches und abgeschmack„tes, daß es, mit der Ernsthaftigkeit des wahren Sokrates ver„glichen, ein lächerlicher Gegenstand für die Zuschauer ward. In ihrer „darauf folgenden neuen Komödie suchten nun zwar die Dichter, das „ἠθος, so wie in ihren Tragödien das παθος des Menschen auszudrücken. „Allein dieses ἠθος enthielt bloß die allgemeinen Charaktere der „Menschen und ihre Sitten; als da sind alte Leute, Liebhaber, Be„diente, Buhlerinnen, Schmarutzer, und andere solche Personen, wie „wir sie in ihren Lustspielen finden. Und diese alle machten sie einander „so ähnlich, einen Alten oder Vater dem andern, einen Liebhaber dem „andern, eine Buhlerin der andern, als ob der erste alle übrigen von „seiner Art erzeugt hätte: ex homine hunc natum dicas. Eben diese „Gewohnheit beobachten sie auch in den Tragödien. Was aber die „Franzosen anbelangt, ob sie gleich das Wort Humeur in ihrer Sprache „haben, so machen sie doch nur einen sehr geringen Gebrauch in ihren „Komödien und Possenspielen davon, die weiter nichts als schlechte „Nachahmungen des γελοιον, oder des Lächerlichen der alten Komödien „sind. Bey den Engländern aber ist es ganz anders, die unter Humor „irgend eine ausschweifende Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung

„verstehen, die, wie ich schon gesagt habe, einer Person eigenthümlich „ist, und durch deren Seltsamkeit sie sich sogleich von allen übrigen „Menschen unterscheidet. Wenn dieser Humor lebhaft und natürlich „vorgestellt wird, so erzeugt er meistentheils das boshafte Vergnügen, „welches sich durch das Lachen verräth, wie denn alle Abweichungen „von dem Gewöhnlichen am geschicktesten sind, es zu erregen. Das „Lachen aber ist dabey nur zufällig, wenn nehmlich die vorgestellten „Personen fantastisch und närrisch sind; das Vergnügen hingegen ist „ihm wesentlich, so wie einer jeden Nachahmung der Natur. In der „Beschreibung dieser Humors oder Launen nun, die er an gewissen „einzeln Personen bemerkt hatte, bestand das eigentliche Genie und „die größte Geschicklichkeit unsers Ben Johnsons."

Zu Ende des Versuchs wird die Unterredung auf den Gebrauch der Reime in den Schauspielen gelenkt, wider welchen sich Crites mit sehr guten Gründen erklärt. „Ich bin der Meinung, sagt er, daß „der Reim in den Schauspielen höchst unnatürlich ist, weil die Unter„redung darinn als die Wirkung des plötzlichen Denkens vorgestellt „wird. Denn das Schauspiel ist eine Nachahmung der Natur; und „da niemand, ohne vorhergegangene Ueberlegung, in Reimen spricht, „so muß es auch auf der Bühne niemand thun. Die Reden und „der Ausdruck können zwar erhabner seyn, als sie im gemeinen Leben „zu seyn pflegen; denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Mann „von vortreflichen und allezeit bereitem Geiste, sehr edle Dinge ex „tempore sagen kann. Allein diese edeln Dinge werden doch niemals „in Sylbenmaaß und Reime gefesselt seyn, ohne daß er darauf studiret „hat. — Und wenn man einwenden wollte, daß man auch ungereimte „Verse nicht aus dem Stegreife mache, so sind sie doch deswegen vor„zuziehen, weil sie der Natur am nächsten kommen."

Er wendet hierauf zwey Gründe, die man für den Reim hat brauchen wollen, wider denselben sehr geschickt an. „Man giebt zwar „vor, sagt er, daß die Geschwindigkeit der Antworten in den Scenen, „wo Gründe gegen Gründe gesetzt werden, durch den Reim eine be„sondre Zierde erlange. Allein was kann man sich schwerer einbilden, „als daß ein Mensch nicht allein auf den Witz, sondern in der Ge„schwindigkeit auch auf den Reim denken werde? In des andern Sylben„maaß so einzufallen, daß sich am Ende auch ein ähnlicher Schall mit

„dem Vorhergehenden findet, ist so ein ausserordentliches Glück, daß „man die Personen des Stücks wenigstens alle für gebohrne Poeten „halten muß; Arcades omnes et cantare pares et respondere „parati; sie müssen die Fertigkeit des Quicquid conabar dicere erlangt „haben; sie müssen Verse machen können, sie mögen wollen oder nicht ꝛc.

„Ferner, sagt man, soll der Reim eine allzu flüchtige und „schwelgerische Einbildungskraft zurückhalten und einschränken, die sich „sonst über jede Gegenstände allzuweit ausbreiten würde, wenn ihr „nicht die Mühe, welche gute gereimte Verse erfordern, Grenzen setzte. „Allein wenn man diesen Grund schon zugeben wollte, so würde er „doch nur beweisen, daß man in gereimten Versen besser, aber nicht „natürlicher schreiben könne. Und auch dieses läßt sich noch nicht be„haupten; denn derjenige dem es an Beurtheilungskraft fehlt, seine „Einbildung in ungereimten Versen im Zaume zu halten, dem wird „sie auch sicherlich in gereimten Versen mangeln; und wer sie hin„gegen besitzt, der wird den Fehler der Ausschweifung in beyden Arten „zu vermeiden wissen. Die lateinischen Verse waren der Einbildung „ihrer Dichter ein eben so guter Zaum, als der Reim für unsere „Dichter ist; und dennoch siehet man, daß Ovidius fast von allen „Dingen zu viel sagt. Nescivit, sagt Seneca, quod bene cessit, „relinquere; wovon er uns das bekannte Beyspiel aus seiner Be„schreibung der Wasserfluth giebt:

Omnia pontus erat, *deerant quoque litora Ponto.*"

Neander sucht auf diese Gründe verschiednes zu antworten. Er erinnert besonders gegen den letzten Grund, daß Crites das Wort Beurtheilungskraft allzu unbestimmt genommen habe. „Freylich, „sagt er, wird ein Dichter von einer so tiefen, so starken, oder viel„mehr so untrieglichen Beurtheilungskraft, daß er durchaus keiner „fremden Hülfe, sie aufrecht zu erhalten, bedarf, niemals Fehler be„gehen, er mag in Reimen oder ohne Reime schreiben. Und derjenige „Gegentheils, der eine so schwache und armselige Beurtheilungskraft „hat, daß sie durch kein Hülfsmittel zu bessern oder zu stärken ist, „wird elend ohne Reime, und noch weit elender in Reimen schreiben. „Allein jene Beurtheilungskraft ist nirgends zu finden, und diese dienet „zum Schreiben überhaupt nicht. Von der Beurtheilungskraft also „zu sprechen, wie sie bey den besten Dichtern anzutreffen ist, so haben

„auch diejenigen, die das reichste Maaß davon besitzen, noch andre „Hülfsmittel außer ihr, vonnöthen. Wollten Sie zum Exempel wohl „sagen, daß ein Mann von gesunder Beurtheilungskraft, weder Historie, „noch Geographie noch Moral, um richtig zu schreiben, brauche? Die „Beurtheilungskraft ist zwar der vornehmste Werkmeister bey Verferti„gung eines Schauspiels; er hat aber noch viel andere untergeordnete „Mitarbeiter, noch eine Menge Werkzeuge nöthig; und hierunter, be„haupte ich, ist auch der Reim mit zu rechnen. — Kurz, reimen ist „zwar die langsamste und beschwerlichste, aber doch die sicherste Weise „zu arbeiten."

Neander ist Dryden selbst, wie er nicht undeutlich zu verstehen giebt. Er hatte die wenigen Stücke, die er damals noch für die Bühne gemacht hatte, alle gereimt, und er vertheidiget also seine eigene Sache, indem er dem Reime das Wort spricht. Sobald er aber mehr und geschwinder zu schreiben, durch äusserliche Umstände gezwungen ward, setzte er seine Theorie bey Seite, und opferte, wie wir in der Folge sehen werden, den widerspänstigen Reim reellen Vortheilen auf.

Die Fortsetzung in dem nächsten Stücke.

XIV.

Entwürfe ungedruckter Lustspiele
des italiänischen Theaters.

Es ist bekannt, daß die Italiäner den größten Theil ihrer Komödien aus dem Stegreife spielen; und sich dabey bloß nach kurzen geschriebenen Entwürfen richten, in welchen ohngefehr die Intrigue überhaupt, die Anzahl der spielenden Personen, die Folge der Scenen, einige der scherzhaftesten Einfälle, und hier und da ein Theaterspiel bemerkt sind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauspielers eigener Geschicklichkeit überlassen. Viele von diesen Entwürfen sind sehr alt, und haben sich seit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter sie sind, desto vortreflicher sind sie oft; ja sie scheinen nicht selten Ueberbleibsel alter verlorner römischen Lustspiele eines plautinischen Kopfes, wenigstens von der geringern Art der Mimen, zu

seyn; verunstaltete Ueberbleibsel zwar, aber doch Ueberbleibsel. Neuere Komödienschreiber haben sich ihrer auch sehr wohl zu bedienen gewust, und besonders will man von Molieren wissen, daß er sich ungemein aus ihnen bereichert, und daß er, wenn man ihn zur Wiedererstattung dieses gelehrten Raubes zwingen könnte, der große komische Kopf vielleicht nicht mehr scheinen dürfte, für den er itzt durchgängig gehalten wird. Es ist diese Beschuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muß man nicht glauben, daß sie dem Manne, dem man sie macht, schimpflich sey. Ein komischer Dichter von Molieres Gattung kann ohnmöglich alles aus seinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komische Dichter, deren Personen man es aber auch ansiehet, daß sie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert sich endlich das Publicum darum, wo ein Moliere den Stof, es zu belustigen, hernimt? Wenn das stehlen heißt, sagt das Publicum, so wollten wir wohl alle komische Dichter höflich ersucht haben — gleichfalls zu stehlen.

Dieses nun, und die Betrachtung, daß wir Deutsche, ohne Widerrede, unter allen gesitteten Völkern, in dieser Art von Poesie, die meisten Hülfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die besten Entwürfe ungedruckter italiänischer Lustspiele zu sammeln, und gleichsam ein Magazin für unsere komische Dichter anzulegen, aus welchem sie sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht selbst in einer Uebersetzung auf unserer Bühne erscheinen, und sie also der Gefahr, verglichen zu werden, aussetzen möchten.

Ich werde mich zwar bloß auf das italiänische Theater zu Paris einschränken müssen; doch da auf diesem so viel berühmte Schauspieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italiänischen Bühnen zusammen gebracht und ausgeleget haben: so wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollständiger werden. Ich muß noch erinnern, daß die wenigsten dieser Entwürfe alt seyn werden; — (Ich komme zu spät; die alten sind schon verbraucht) — auch daß nicht alle, Entwürfe in italiänischer Sprache gespielter, sondern nur in dem italiänischen Geschmacke abgefaßter Komödien seyn werden. Dieses letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem ist es unbekannt, daß sich die italiänischen Schauspieler in Paris

gleichsam nationalisiret haben, und eben so wohl in der französischen, als in ihrer eignen Sprache spielen? Genug, daß es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken seyn werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unsere theatralischen Dichter haben können.

Die Entwürfe selbst sind Theils zu Paris auf einzeln Blättern, den Zuschauern zur Nachricht, gedruckt worden; Theils hat man sie periodischen Schriften, und besonders dem bekannten Merkur einverleibet. Ein neues Werk aber, welches im Jahr 1756. unter dem Titel: Histoire des Theatres de Paris etc. in sieben nicht kleinen Duodezbänden zu Paris herausgekommen, hat seinen vornehmsten Werth von diesen gesammelten Entwürfen erhalten.

Nachdem ich also auch meine Quellen angezeigt, will ich nun die Entwürfe selbst vorlegen, und sie so viel als möglich unter die verschiednen Verfasser zusammen bringen. Der erste von diesen Verfassern sey der ältere Riccoboni.*) Ihm mögen die übrigen, doch ohne alle Ordnung der Zeit, wie sie mir vorkommen, folgen.

1) Le Joueur, in drey Aufzügen. Nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 6ten December 1718. zum erstenmale aufgeführt.

Der Beyfall, welchen dieses Stück erhielt, war ein hinlänglicher Beweis, daß dieser Charakter, welchen Regnard bereits so glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgestellt werden können. Der neue Spieler war in allen seinen Handlungen Spieler, und der Zuschauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrschende Leidenschaft seines Herrn für das Spiel bekannt war; seine Gebieterin selbst wußte von dieser seiner Schwachheit nichts; sie bildete sich vielmehr ein, daß er sein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den schönen Wissenschaften habe, und daß er es nur aus Bescheidenheit und Wohlstand nicht eingestehen wolle. Dahin deutete sie denn auch alle Handlungen, die etwa seine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach

*) Von seinem Leben sehe man das zweyte Stück der Theatralischen Bibliothek S. 135. und 199. in der Note.[1]

[1] [S. 243 und 245 dieser Ausgabe]

und voller Handlung, deren Feuer sich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

In dem ersten Aufzuge ist der Spieler auf dem Puncte sich zu verheyrathen, und der Oheim seiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu lassen. Der Notarius verlangt seine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, so weis er ihn in der Geschwindigkeit nicht besser los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verspricht, und ihn also sehr zufrieden fortschickt. Kaum ist der Notarius weg, so kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Pistolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt sich nicht abweisen; was ist also zu thun? Der Spieler giebt ihm seinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verspricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man seine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angesehen seyn will, so steckt er geschwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tische lieget, zu sich in die Tasche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil derselben mit heraus, welche seiner Gebieterin vor die Füsse fallen, die doch im geringsten keine üble Auslegung davon macht, sondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine verbindliche Weise entschuldiget. Und für einen Gelehrten hält sie ihn in allem Ernste.

In dem zweyten Aufzuge giebt er seiner Gebieterin ein Festin, und eben als der Ball seinen Anfang nehmen soll, kömmt ein Seeofficier von seinen Freunden dazu. Dieser Mensch hat ganz und gar keinen Geschmak am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelstunde mit einander da zu doppeln. Unser Spieler, der jetzt ziemlich bey Gelde ist, und das Spiel weit mehr, als seine Gebieterin liebt, bittet sie, den Ball unterdessen immer zu eröfnen, mit der Versicherung, daß er den Augenblick bey ihr seyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer solchen Verwirrung und mit so wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen kann[1], er müsse alles verloren haben.

[1] kann [fehlt 1758]

Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Ursache seiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in diesem peinlichen Zustande eine Menuet mit ihr zu tanzen. Er weigert sich vergebens; sie führt ihm zur Ursache an, daß ihm das Tanzen am allerersten den philosophischen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit seinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Ursache seiner Verwirrung zu verbergen, giebt seiner Gebieterin also die Hand; da aber seine Zerstreuung gar zu stark ist, so unterbricht er nicht selten den Tanz und ist bloß mit seinem Verluste beschäftiget. Bald sagt er seinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht selten[1] Verwünschungen seiner selbst sind; bald sucht er überall in seinen Taschen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er sich dem Unglücke, das ihm zugestossen, so sehr, daß er zum Schlusse der Menuet ganz allein auf dem vordersten Theile des Theaters tanzet, indem seine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem sehr lächerlichen Theaterspiele wird. Kaum aber hat sich der Spieler aus dieser Verwirrung herausgerissen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor seinem Verluste zu dem Tracteur geschickt hatte, um ein grosses Abendessen, nach dem Balle zu bestellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur eher durchaus nichts hergeben will, bis seine alten Rechnungen bezahlt wären; alles was er habe ausrichten können, wäre dieses, daß er den Tracteur mit hergebracht, um selbst mit ihm zu sprechen. Der Tracteur kömmt: der Herr und der Bediente bitten ihn leise und thun ihm alle mögliche Versprechungen; er bleibt unerbittlich. Seine Gebieterin wird unterdessen ungeduldig, siehet nach ihrer Uhr und findet, daß sie stehen geblieben ist; sie giebt sie dem Spieler, um von ihm zu erfahren, ob sie wirklich nicht gehe. Der Spieler nimt sie und wendet sich wieder zu dem Tracteur, um ihn, wo möglich, noch zu bewegen; dieser aber, als er die Uhr sieht, fragt ihn geschwind, ob er sie ihm zum Unterpfande geben wolle? Der Spieler hält diesen Einfall für eine Eingebung, und sieht sich auf einmal aus seiner Verwirrung. Er giebt ihm die Uhr sogleich, wendet sich zu seiner Gebieterin, und sagt ihr, daß ihre Uhr wirklich stehen geblieben sey; wenn sie es aber für gut

[1] nicht seltene [1758]

befände, so wolle er sie diesem Manne (indem er auf den Tracteur zeiget) mit geben, welcher ohne Zweifel der geschickteste Uhrmacher in dem ganzen Reiche sey. Das junge Frauenzimmer ist es zufrieden, und der Spieler läßt die Uhr dem Tracteur mit den Worten, daß er sie morgen früh nur wieder bringen und seine Bezahlung sogleich dafür erhalten solle.

In dem ersten Auftritte des dritten Aufzuges sieht man den Spieler voller Verzweiflung; nachdem er sich so lange zwingen müssen, und sich nun allein befindet, fängt er sein übles Glück, nach aller Bequemlichkeit, an, zu verwünschen und zu verfluchen. Harlequin, als ein redlicher Diener, nimt sich die Freyheit, ihm wegen seiner Aufführung Vorstellungen zu machen; allein er fällt ihm so gleich ins Wort, und versichert auf das theureste, daß er nunmehr fest beschlossen habe, niemals wieder zu spielen; nach diesem Entschlusse fühle er sich auch wieder in der vollkommensten Ruhe; in eben dem Augenblicke aber verrathen seine Gebehrden und seine Augen eine innere Verzweiflung, die seinem Vorgeben widerspricht. Unterdessen nimt er sich doch vor, um die müßige Zeit, die er sonst auf das Spiel verwandt, anderwerts anzuwenden, sich auf die Poesie zu legen. Nachdem er die verschiedenen Gattungen derselben erwogen, so wählt er die dramatisch komische, weil ihm sowohl die Vortheile, als das Vergnügen in die Augen stechen, die ein Verfasser nothwendig geniessen müsse, dessen Werke öffentlich aufgeführet werden, und den Beyfall des Publicums erhalten. Um seinen Geist nun immer darauf vorzubereiten, so befiehlt er dem Harlequin, ihm ein poetisches Werk zu hohlen. Harlequin bringt ihm eines, welches den Titel führt: der Spieler, ein Lustspiel des Herrn Regnard. Kaum aber hat Lelio, so heißt unser Spieler, die Augen auf diesen Titel fallen lassen, als er es zornig wegwirft, und die Unverschämtheit der Schriftsteller verwünscht, die sich, einen so wackern Mann, als ein Spieler sey, auf die Bühne zu bringen, unterstehen dürfen. In eben dem Augenblicke kömmt der Bruder seiner Gebieterin zu ihm und fragt, ob er ihm nicht die Zahlung eines Wechselbriefes von vier tausend Livres vorstrecken könne. Lelio bekömmt die Gedanken, daß er sich mit diesem Wechselbriefe vielleicht um so viel eher wieder helfen könne, da sich eben neue Spieler bey ihm eingefunden haben; er macht sich also kein Bedenken dem Mario, dem Bruder seiner Braut, zu versprechen, daß er es mit Vergnügen

thun wolle, und indem er den Wechsel vor sich hat, läßt er sich auch sogleich in das Spiel ein. Der Gläubiger, der in dem ersten Aufzuge vorgekommen, und dem er seinen Heyrathscontract zum Unterpfande gegeben, kömmt zu dem Mädchen der Flaminia, und fragt sie, ob ihre Gebieterin wirklich den Lelio heyrathe. Er läßt sich übrigens nicht lange bitten, ihr zu sagen, daß ihm Lelio, zur Versicherung einer beträchtlichen Summe, den Heyrathscontract eingehändiget habe. Violette giebt sogleich ihrer Gebieterin davon Nachricht; diese aber, die noch immer für den Lelio eingenommen ist, will es nicht glauben, und kömmt auch eher nicht aus ihrem Irrthume, als bis sich der Tracteur wieder einstellt, sich entdeckt, ihr die Geschichte des Lelio erzehlt, und ihn für den entschlossensten Spieler erklärt. Endlich wird sie völlig davon überzeugt, als sie zwey Spieler aus dem Hause des Lelio kommen sieht, die das Silberzeug und die Stoffe, welche sie ihrem Bräutigam geschenkt, mit sich wegtragen. Sie entschließt sich den Tracteur zu bezahlen, um ihre Uhr wieder zu haben, und verspricht den beyden Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulösen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen seines neuen Unglücks, und findet sich zwischen seiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechsel so schändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichste Art so wie es sein unordentliches Leben verdienet, Abschied; und er bleibt stumm und ohne Verantwortung da stehen. Zu seinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieser Verwirrung reißt; er sey, sagt dieser Freund, im Begriffe sich einzuschiffen und nach Peru zu gehen, und komme also, von ihm Abschied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, sondern hohlet seinen Degen, seinen Mantel und seinen Hut, und bietet sich ihm zum Reisegefährten an. Der Freund ist es sehr wohl zufrieden; sie gehen also mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abschied genommen, und ihn gebeten, seine Gläubiger zu versichern, daß er sie in Peru nicht vergessen wolle.

2) L'Italien francisé; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, den 30 Junius 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Pantalon. Lelio, dessen Sohn. Harlequin,

Bedienter des Lelio. Der Doctor. Silvia die Tochter des Doctors. Flaminia, des Doctors Nichte. Scapin der Flaminia Bedienter. Ein zweyter Bedienter der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. Mario und dessen Bedienter Scaramouche. Die Scene ist in Mayland, vor und in dem Hause des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzosen öfters umzugehen, und dadurch an allen französischen Manieren einen ausserordentlichen Geschmack bekommen. Diese Neigung ist mit der Zeit so stark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrschenden Leidenschaft angewachsen. Er hat keine andre Ergetzung in der Welt, als daß er dieser galanten Nation nachzuahmen sucht, deren beständiger Anbeter er ist; er schätzet alles, was sich nicht aus Frankreich herschreibt, für gering und verachtet ohne Unterschied was Italien schönes und vortrefliches aufzuweisen hat.

Pantalon, des Lelio Vater, ist gesonnen ihn zu verheyrathen, und bestimmt ihm ein junges sehr schönes Frauenzimmer, von gutem Stande, Namens Silvia, zur Gemahlin; weil er aber wider die Italiänerinnen eingenommen ist, und glaubt, daß sie voller Fehler, und an Annehmlichkeit mit den französischen Damen gar nicht zu vergleichen wären, so will er von dieser Heyrath durchaus nichts hören, blos aus der Ursache, weil Silvia keine Französin ist.

Eben da dieses vorgeht kömmt Flaminia, bey ihrem Oheim dem Doctor, zu Mayland an, und erfährt die wenige Achtung welche Lelio gegen das italiänische Frauenzimmer hat, und wie sehr er hingegen für das französische eingenommen sey. Sie findet sich ungemein dadurch beleidiget, und in der Absicht die Sache ihres Geschlechts und ihres Vaterlands zu vertheidigen, läßt sie sich dem Lelio, unter dem Namen einer Französin, die sich einige Zeit bey dem Doctor aufhalten werde, vorstellen. Dieses giebt dem Lelio, der sich sogleich in sie verliebt, Gelegenheit seine übertriebene Achtung der Französinnen durch neue Entzückungen an den Tag zu legen, und ihre Vorzüge vor den Italiänerinnen unendlich zu erheben. Da Harlequin, der schon seit langer Zeit Violetten liebt, seinen Herrn alle Augenblicke von französischen Damen reden und sie so ausserordentlich loben höret; so fängt es ihm an zu gereuen, daß er diesem Mädchen sein Wort gegeben,

und entschließt sich, so wie sein Herr, gleichfalls keine andere, als eine Französin zu heyrathen. Violette, die über diese Untreue in Verzweiflung geräth, ersucht die Flaminia um ihren Beystand, die sogleich einen von ihren Bedienten als ein Frauenzimmer verkleiden läßt, und ihn mit zu dem Lelio nimt, wo Harlequin, der ihn für eine Französin hält, tausend Ausschweifungen mit ihm begeht. Und dieser doppelte Betrug ist der Inhalt dieser Komödie, deren Verwickelung und Auflösung darinn besteht und die sich endlich mit der Verheyrathung der Flaminia und des Lelio endet.

3) Il Marito vitioso; in fünf Aufzügen, nach dem italiänischen Entwurfe des ältern Riccoboni, den 29 Junius 1716 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, Vater der Flaminia, des Mario und des Silvio. Harlequin und Violette, Bediente des Pantalon. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Der Doctor. Scaramouche. Scapin.

Das Stück ist den Sitten von Venedig gemäß abgefaßt; und die Scene liegt in, und vor dem Hause des Pantalon.

Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, überläßt sich dem Trunke, und geräth unter lüderliche Leute, die ihn zu einem vollkommenen Trunkenbolde machen. Er versagt seine Tochter Flaminia dem Lelio, der sie heftig liebt, weil er ihn nicht für reich genug hält. Von den zwey Söhnen, welche er hat, Namens Mario und Silvio, nimt sich der eine der Handlung sehr eifrig an, und der andre will durchaus reisen, wozu aber der Vater seine Einwilligung zu geben sich weigert.

Das lüderliche Leben des Pantalons macht, daß er seine Angelegenheiten gänzlich vernachläßiget, und in der Trunkenheit hat er den Doctor und den Scaramouche beleidiget, die sich deswegen zu rächen suchen. Harlequin liebt Violetten, welche eben so wie er bey dem Pantalon in Diensten ist; er wird aber von ihr abgewiesen, weil sie den Scapin liebt. Gleichwohl verführt ihn die Liebe, die er zu ihr trägt, daß er ihr, seinen Herrn zu bestehlen, verspricht, weil er sich Hoffnung macht, nach geschehenem Diebstahle mit ihr davon zu

fliehen, und sie zu heyrathen. Scapin macht sich die Trunkenheit des Pantalon zu Nutze, und schiebt ihm, anstatt einer Quittung, die er unterschreiben soll, eine Handschrift unter, in welcher er zu der Verbindung des Lelio mit der Flaminia seine Einwilligung giebt. Als der Alte wieder nüchtern wird, und gleichwohl seine Unterschrift nicht leugnen kann, geräth er in ausserordentliches Erstaunen darüber. Der Doctor, dem Pantalon schuldig ist, um sich wegen des von ihm angethanen[1] Schimpfes zu rächen, läßt alle Waaren aus seinem Lager wegnehmen. Den Augenblick darauf bringt man ihm den Mario[2] geführt, den Scaramouche in einem Zweykampfe verwundet hat, um die ihm gleichfalls von dem Vater erwiesene Beleidigung an dem Sohne zu rächen.

Sein zweyter Sohn Silvio nimt ihm, als er schläft, den besten Theil seiner Kasse, und flieht damit fort, die Welt zu durchstreichen. Und damit das Unglück endlich vollkommen werde, stiehlt ihm auch Harlequin, den er allezeit für einen sehr getreuen Diener gehalten, auf Anstiften der Violette, eine sehr beträchtliche Summe, und giebt sie diesem Mädchen, die ihn aber zum besten hat, und mit dem Scapin davon geht. Pantalon erkennt nunmehr, daß sein lüderliches Leben die Quelle aller dieser Unglücksfälle ist, versichert vom Trinken gänzlich abzulassen, und endiget das Stück durch die Einwilligung, die er zu der Heyrath der Flaminia mit dem Lelio ertheilet.

4) l'Imposteur malgré lui; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 4. Julius 1714. zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Lelio Lindori ein edler Genueser. Harlequin, dessen Bedienter. Capandro Ardenti, ein Alter. Flaminia, dessen Tochter. Mario, dessen Sohn. Silvia, Schwester des Lelio. Scaramouche, Liebhaber der Flaminia.

Die Scene ist zu Mayland, und dieser Entwurf selbst ist eigentlich aus einem spanischen Lustspiele des Moreto gezogen.

Lelio hatte in Genua, seinem Vaterlande, einen unbekannten Cavalier in einer vertrauten Unterredung mit seiner Schwester Silvia betroffen, sich mit ihm geschlagen und ihn verwundet. Weil er die

[1] [vielleicht verdruckt für] des ihm angethanen [2] Lelio [1758]

Folgen dieses Zweykampfs fürchtet, welcher seinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn in einen schlimmen Handel zu verwickeln, so flieht er nach Mayland. Als er in dieser Stadt ist, wird er in die Flaminia verliebt, von deren Familie er nichts weiß, und die er auch nicht anders als auf Spatziergängen sehen kann. Unterdessen (und hier fängt sich die Komödie an,) trift Scaramouche, ein vertrauter Freund eines alten Bürgers von Mayland, des Capandro Ardenti, dessen Tochter, die eben gedachte Flaminia, er heyrathen soll, den Lelio an. Er wird durch die grosse Gleichheit, die er an ihm mit einem Portrait des Mario, des Sohnes des Capandro, findet, betrogen, und nimt ihn für eben diesen Mario, den man alle Augenblicke von Lissabon erwartet, wo er sich seit einigen Jahren aufgehalten. Lelio versichert den Scaramouche, daß er sich irre, und bemüht sich vergebens, ihn aus seinem Irrthum zu bringen. Dieser besteht darauf, daß er nothwendig Mario seyn müsse, und überredet es auch dem alten Capandro, der sich durch die nehmliche Aehnlichkeit hintergehen läßt und ihn zwingen will, sein Sohn zu seyn, und seine Wohnung bey ihm zu nehmen.

Harlequin, des Lelio Bedienter, ist voller Unwille, daß sich sein Herr diesen Irrthum nicht zu Nutze machen will, der ihm um so viel nützlicher seyn könnte, da ihnen das Geld zu mangeln anfängt, weil sie allzuplötzlich abgereiset und die erwarteten Wechselbriefe aussenblieben. Er entschließt sich also die Weigerung seines Herrn durch eine in der Geschwindigkeit ersonnene Fabel wieder gut zu machen. Er erzehlt dem Scaramouche und dem Capandro, daß sein Herr durch eine sehr gefährliche Krankheit das Gedächtniß gänzlich verloren habe, so daß man ihm alles, was er vorher gewußt, wieder von neuem beybringen müsse. Und gleich diejenigen Dinge, die ihm vorher am geläufigsten gewesen, würden ihm itzt am schwersten zu behalten; zum Exempel, sein eigener Name, und der Name seiner Familie. Dabey habe er sich denn in den Kopf gesetzt, daß er nicht Mario Ardenti, sondern ein gewisser Lelio Lindori sey, der Genua, wegen eines gehabten Zweykampfs, verlassen habe. Uebrigens spreche er von allen Dingen sehr vernünftig, daß man leicht mit ihm betrogen werden könne, wenn man nicht die wahren Umstände wisse. Capandro und Scaramouche glauben diese Fabel; und je mehr Mühe sich Lelio also giebt, sie aus dem Irrthum zu bringen, desto hartnäckiger bestehen sie darauf, daß er Mario sey.

Endlich sieht sich Lelio gezwungen, nachzugeben, zwar nicht sowohl wegen des Mangels, in welchem er sich befindet, sondern vielmehr aus Gefälligkeit gegen den Alten, dessen Irrthum ihn zum Mitleiden bewegt, und den er sonst zur Verzweiflung zu bringen besorgen muß. Er folgt ihm also in sein Haus, aus blosser Höflichkeit; als er aber sieht, daß Flaminia des Alten Tochter ist, so verführet ihn die Liebe, in die Erdichtung des Harlequins mit einzustimmen. Da es ihm sehr schwer wird, seine Leidenschaft zu verbergen, so spielt er nicht sowohl die Rolle eines Bruders, als vielmehr eines Verliebten mit der Flaminia. Er widersetzt sich ihrer Verheyrathung mit dem Scaramouche, und verlangt sie für sich selbst. Die Ausschweifungen, zu welchen ihn seine Liebe bringt, werden auf die Rechnung seines verlornen Gedächtnisses geschrieben. Harlequin weis sich dieser Erdichtung auch so wohl zu bedienen, daß nicht allein Capandro aus seinem Irrthum nicht kömmt, sondern auch Flaminia selbst nicht weis, was sie glauben, und ob sie ihn für ihren Bruder oder für ihren Liebhaber halten soll.

Unterdessen kömmt Mario, welches eben der Cavalier ist, mit welchem sich Lelio geschlagen, nach Mayland, stellt sich seinem Vater vor, wird aber nicht erkannt, und als ein Betrieger abgewiesen. Auf der andern Seite getraut sich auch Silvia, nach ihrem Abentheuer, nicht länger in Genua zu bleiben; und da sie erfährt, daß ihr Geliebter nach Mayland gereiset ist, so kömmt sie, ihn daselbst aufzusuchen, und erhält ihren Aufenthalt bey der Flaminia, bey welcher sie Nachricht von ihrem Geliebten einzuziehen hoffet. — Dieses ist nun der ganze Knoten dieses Lustspiels, welches sich endlich mit einer doppelten Heyrath zwischen dem Lelio und der Flaminia, und dem Mario und der Silvia beschließt.

5) La Metempsicose d'Arlequin, in einem Aufzuge. Nach dem Entwurf des ältern Riccoboni zum erstenmale aufgeführt den 19. Jenner 1718.

Flaminia will durchaus den Mario nicht heyrathen, den ihr ihr Vater Pantalon vorschlägt, weil ihr, wie sie sagt, das Andenken des Adonis, dessen Geschichte sie gelesen, viel zu kostbar sey, als daß sie einen andern lieben sollte. Sie fügt hinzu, ob Adonis gleich todt sey,

so zweifle sie doch im geringsten nicht, daß seine Seele, nach der Lehre des Pythagoras, von der sie völlig überzeugt ist, nicht in einen andern Körper übergegangen seyn sollte, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach, in den Körper eines Jägers, weil er an der Jagd ehedem so viel Vergnügen gefunden. Nach dem Exempel dieses ihres Liebhabers, wolle sie sich auch gänzlich der Jagd widmen, um endlich einmal den liebenswürdigen Jäger, in welchen die Seele des Adonis gefahren, zu finden, und ihn zu ihrem Gemahle zu machen. Pantalon ist hierüber in eben so grosser Verzweiflung als Mario, der die Flaminia auf das zärtlichste liebt, und beyde suchen bey dem Scapin Rath und Hülfe, der sich die Unwissenheit des Harlequins zu Nutze macht und ihn ohne Mühe überredet, daß die Seele des Adonis in seinen Körper gefahren sey. Er stellt ihn also der Flaminia in der Verkleidung eines Jägers vor, und glaubet zuversichtlich, daß sein häßliches Gesicht sie von ihrer seltsamen Grille abbringen werde. Doch weit gefehlt, daß dieser Betrug diese Wirkung haben sollte, so unterhält er vielmehr die Flaminia in ihrem Wahne, und sie beschließt den Harlequin, seiner Häßlichkeit ungeachtet, zu lieben, weil sie es aufrichtig glaubt, daß die Seele des Adonis in diesen Jäger gefahren sey. Doch endlich nimmt Scapin auch daher Gelegenheit, sich der Grillen der Flaminia und der Leichtgläubigkeit des Harlequins noch weiter zu bedienen, und versichert, daß Mars, auf die inständige Bitte des Mario, den Harlequin verwandelt habe; daß dieser Gott die Verheyrathung der Flaminia mit dem Mario durchaus verlange, dabey aber verspreche, daß die Seele des Adonis in den Körper des ersten Kindes, welches aus dieser Heyrath entspringen werde, fahren solle. Flaminia heyrathet also den Mario. Das Theater öfnet sich; es erscheinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Verwandlungen des Narcissus, des Hyacinthus, der Daphne und Clitia vorstellen; und das Stück wird mit Singen und Tanzen beschlossen.

6) Le Pere partial, in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 29 May 1718. zum erstenmale aufgeführt.

Lelio, ein Edelmann von Ferrara, hatte sich, nach dem Tode seiner Frau, zu Venedig niedergelassen, und seinen Sohn und seine

Tochter, Mario und Flaminia, mit dahin gebracht. Die letzte ist der einzige Gegenstand seiner väterlichen Zuneigung; er hat seine Augen nur für sie, und in allen Stücken ist er, ihren Wünschen zuvorzukommen bemüht. Der Sohn hingegen ist der Gegenstand seiner Gleichgültigkeit, ja gar seines Unwillens; er kann ihn nicht ausstehen. Das Vorurtheil, welches er noch über dieses für die Sitten Frankreichs hat, wo er sich einige Zeit aufgehalten, wird gleichfalls ein Anlaß zur Uneinigkeit zwischen ihm und seinem Sohne. Denn weil dieser bloß die italiänischen Sitten kennet, so ist er oft ganz anderer Meinung, als sein Vater; da ihn hingegen Flaminia, welche ihre Rechnung bey der französischen Freyheit findet, in der Meinung bestärkt, daß dieses die einzige wahre und gute Lebensart sey. Durch diese List hat sie die völlige Freyheit erhalten, die Bälle, Schauspiele und Spaziergänge zu besuchen; und ist also von der Einsamkeit, in welcher das Frauenzimmer sonst gemeiniglich in Italien lebt, weit entfernt.

Ein junger Mensch, Namens Silvio, der in französischen Diensten stehet, und nach Bologna gehet, um seinen Oheim da zu besuchen, den er lange nicht gesehen, siehet, auf seiner Durchreise durch Venedig, die Flaminia auf einem Balle; ihr Witz, ihre Manieren bezaubern ihn, und er wird auf das heftigste in sie verliebt. Er hatte nicht erfahren können, wer sie sey, denn da sie Französisch sprechen konnte, und dieser Cavalier der Gesellschaft als ein Franzose vorgestellet war, so hatte sie sich, um destomehr verborgen zu bleiben, dieser Sprache bedienet. Unterdessen war er doch so glücklich gewesen, ihre Wohnung zu entdecken, und suchte seit dem Tage alle mögliche Gelegenheit sie wieder zu sehen, als er einst von ohngefehr die Violette, das Mädchen der Flaminia, die auf dem Balle um sie gewesen war, antraf. Er macht sich diesen glücklichen Augenblick zu Nutze, erkundiget sich nach ihrer Gebieterinn, und bemerkt mit unendlichem Vergnügen, daß sie seiner Begierde, sie wieder zu sehen, und selbst seiner Liebe, nichts weniger als zuwider ist. Allein Mario, der diesen Cavalier so oft um sein Haus hatte schleichen sehen, kömmt in eben dem Augenblicke mit dem Harlequin, seinem Bedienten dazu, und bezeigt seinen Unwillen gegen die Violette und den Silvio so laut, daß Lelio aus dem Hause heraus kömmt, um die Ursache dieses Lerms zu erfahren. Violette entschuldiget sich, und Silvio weis seine Sachen so gut zu machen, daß Lelio, als er von

ihm erfährt, daß er ein Franzose sey, seinem Sohne Verweise giebt, und dem jungen Fremden zugleich ungemein viel Höflichkeiten erweiset, ja sich sogar erbietet ihn seiner Tochter vorzustellen, ob sie sich gleich noch vor ihrem Nachttisch befände. Silvio, der eine solche Gunst nie hätte hoffen dürffen, nimt das Anerbieten an. Mario will sich dagegen setzen, Lelio aber, den seine Verwegenheit erzürnt, jagt ihn von sich, und verbietet ihm, den Fuß wieder in sein Haus zu setzen. Der vermeintliche Franzose hat also das Vergnügen, seine geliebte Flaminia zu sehen, und sich an ihrem Nachttische zu befinden; allein sein Glück wird durch die Ankunft des Pantalon, welches der Schwager des Lelio und der Oheim der Flaminia ist, unterbrochen. Dieser Mann, ein Italiäner von altem Schlage, hatte von seinem Neffen Mario erfahren, was bey dessen Vater eben itzt vorgegangen, und kömmt also sogleich, sich näher darnach zu erkundigen, und weil er es selbst sieht, daß man ihm keine Unwahrheit gesagt, so wird er gegen seinen Schwager ungemein aufgebracht. Silvio will sich wegbegeben, und die listige Flaminia, die sich fürchtet, ihr Vater möchte endlich dem Pantalon Recht geben, läßt ein Paar erpreßte Thränen fallen, und sagt zu ihrem Vater, damit sie ihm den Verdruß, den er täglich mit ihrem Oheim und ihrem Bruder ihretwegen habe, ersparen möge, so sey sie entschlossen, sich ins Kloster zu begeben, und bitte um seine Einwilligung dazu. Lelio wird durch die Thränen seiner Tochter erweicht, und sagt seinem Schwager, daß er allein Herr in seinem Hause seyn wolle; und ihm dieses zu beweisen, wolle er nicht allein, daß der fremde Cavalier seine Tochter besuchen, sondern sogar zu ihm in das Haus ziehen solle; und wem dieses nicht anstehe, der dürfte nur von ihm weg bleiben. Dieses Compliment setzet den Pantalon und Mario in die größte Verwirrung; das hieß, nach ihrer Meinung, den Wolf in die Horden lassen. Sie mußten also auf ein Mittel wider dieses Uebel bedacht seyn; allein ihr aufgebrachtes Gemüth verhinderte sie, auf ein gutes zu fallen. Sie beschlossen unter sich, Harlequin solle bey dem Lelio um Verzeihung bitten, damit er ihn wieder in sein Haus aufnehme, und Harlequin auf alle Handlungen und Reden des jungen Franzosen und der Flaminia Acht haben könne; allein sie hatten nicht vorher gesehen, daß die zwey Verliebten französisch mit einander sprechen würden, und Harlequin also eben so wenig ausrich-

ten könnte, als ob er bey ihrem Umgange ganz und gar nicht zugegen wäre.

Unsre zwey Verliebte genossen das Vergnügen, sich zu lieben, und es einander zu sagen, in Ruhe; sie hatten sich eine ewige Treue geschworen, als ein unvermutheter Zufall sie bald auf ewig getrennt hätte. Der Doctor, des Silvio Oheim, hatte vernommen, daß man seinen Neffen zu Venedig gesehen habe, und war also von Bologna dahin abgereiset. Weil er den Pantalon kannte, so wandte er sich zu allererst an ihn, um nähere Nachricht einzuziehen; doch da ihm dieser keine geben konnte, so hatte der Doctor beynahe die Hoffnung, seinen Vetter zu finden, aufgegeben, als ihm endlich ein blosser Zufall, was er mit aller seiner Mühe nicht hatte erfahren können, entdeckte; er sahe nehmlich den Silvio in das Haus des Lelio gehen, und erkannte ihn. Er giebt sogleich seinem Freunde, dem Pantalon, davon Nachricht, und bittet ihn, ihm eine Unterredung mit dem Silvio zu verschaffen. Pantalon, der nichts eifriger wünscht, als diesen jungen Menschen von seiner Muhme zu entfernen, bewilliget ihm diese Bitte sehr gern; wie sehr aber erstaunte der Doctor, als er seinen Neffen bey Erblickung seiner in der größten Verlegenheit sahe! Der junge Mensch sahe, daß Lelio zugegen war und auf alle seine Handlungen Acht hatte, und schloß bey sich, wenn er seinen Oheim erkennte, so würde man ihn für einen Betrüger halten, und von seiner geliebten Flaminia trennen. Unterdessen drang der Oheim in ihn, er solle antworten, und bald hätte ihn sein Stillschweigen für schuldig erklärt, als ihn Scapin, sein Bedienter, aus dieser Verwirrung reißt. Er nimt nehmlich den Lelio bey Seite, und sagt ihm, daß dieser ehrliche Mann der Oheim des Silvio nicht sey, sich es aber zu seyn einbilde; er sey über den Tod eines Neffen, der in französischen Diensten gestanden, ganz vom Verstande gekommen; und hielte seitdem alle junge Leute, welche Französisch sprächen, für diesen geliebten Neffen; weil nun Silvio bereits zu Bologna einmal dieser seiner Thorheit ausgesetzt gewesen, so komme seine Verwirrung nur daher, weil er sich seinen Verfolgungen aufs neue bloß gestellet sehen müßte. Lelio läßt sich dieses Märchen einreden, und findet in der Physiognomie dieses ehrlichen Mannes wirklich etwas Wahnwitziges; endlich aber spricht dieser so gar vernünftig, daß er den Lelio überzeugt, man wolle ihn betriegen,

er der Doctor sey wirklich der Oheim des Silvio, und dieser junge Mensch ein Italiäner, und ganz und gar kein Franzose. Um sich noch mehr davon zu überzeugen, schlägt Pantalon vor, den Oheim mit dem Neffen allein zu lassen, und ihres Theils aus einem nahen Zimmer auf das Betragen zwischen ihnen Acht zu haben. In diesen Fallstrick nun fiel Silvio, nicht mehr wie billig. Lelio und sein Schwager überraschen ihn, indem er eben mit seinem Oheim italiänisch spricht, und machen ihn durch ihre Gegenwart ganz verwirrt. Flaminia, die diesen Betrug erfährt, erzürnt sich gleichfalls darüber, allein Silvio weis sich so wohl zu entschuldigen, und sagt ihr so viel zärtliche Dinge, daß sie ihm ohne viele Mühe vergiebt. Da aber gleichwohl die beyden Oheime und Harlequin dabey zugegen sind, so fällt Flaminia auf eine List. Sie sagt zum Silvio, ob sie gleich eine fremde Sprache redeten, so würden sie doch ihre Gebehrden, und ihr Ton verrathen, wenn sie nicht verdrießliche Gebehrden und einen erzürnten Ton annähmen, um die Anwesenden dadurch zu hintergehen. Diese scheinen auch wirklich sehr vergnügt darüber zu seyn, so erzürnte Gebehrden zu sehen, und einen so erbitterten Ton zu hören, eben da sich unsre zwey Verliebte eine ewige Liebe darinn schwören, und beyde, niemals eines andern zu seyn, sich wechselsweise versprechen. Doch Verliebte denken selten weiter, als auf das Gegenwärtige; und so war es auch mit den unsrigen. Der Doctor drang in seinen Neffen, mit ihm abzureisen, und Flaminia sahe sich nunmehr auf dem Puncte, den Grafen Antonio wider Willen zu heyrathen, dem sie ihr Vater bestimmt hatte. Sie mußten sich also noch einmal sehen, um einander aus der Verwirrung, in der sie sich beyder Seits befanden, zu reissen. Es würde aber fast unmöglich gewesen seyn, wenn der Witz der Flaminia ihr nicht eine neue List an die Hand gegeben hätte. Sie verlangt den Silvio noch einmal zu sehen, und unter dem Vorwande ihm die Briefe wieder zuzustellen, die sie von ihm erhalten zu haben vorgiebt, händiget sie ihm einen ein, worinn sie ihm alles vorschreibt, was er nunmehr thun müsse; und dieses zwar in Gegenwart ihres Vaters, ihres Oheims, und des Oheims ihres Silvio. Der entzückte junge Mensch geht sogleich ab, um den Anschlag der Flaminia auszuführen, die sich ihres Theils gleichfalls an den Ort begiebt, den sie dem Silvio beniemt hat. Bis hierher war jedermann zufrieden; allein es ändert sich nun gar bald.

Harlequin, welcher die Flaminia auf Befehl des Lelio begleitet hatte, kömmt kurz darauf wieder, und meldet ihm, daß sich seine Tochter habe entführen lassen, und zwar von dem vermeinten französischen Cavalier. Was für ein Donnerschlag für ihn, und was für Gedanken fallen ihm nicht zugleich wegen seiner Partheylichkeit bey! Er beweinet eben sein Unglück, als sein Schwager ihm zu melden kömmt, daß er auf dem Wege nach seinem Landgute, seine Nichte mit ihrem Liebhaber in einer Gondel angetroffen, und sie sogleich angehalten habe; den Entführer habe er auf der Stelle ins Gefängniß bringen lassen, die Nichte aber unterdessen in seinem Hause verschlossen, bis sie ein weiteres deswegen mit einander verabredet hätten. Lelio bezeiget seinem Schwager seine Dankbarkeit, und gesteht ihm seine Ungerechtigkeit gegen seinen Sohn, der eben dazu kömmt, und von ihm mit aller ersinnlichen Zärtlichkeit empfangen wird. Er bittet für seine Schwester um Gnade; der erbitterte Lelio aber schlägt sie ihm ab, und erklärt, daß er sie durchaus auf Zeit ihres Lebens wolle einschliessen lassen; weil es sonst, wie er sich ausdrückt, vielmehr eine Belohnung als eine Strafe für sie seyn würde, wenn er sie ihren Liebhaber heyrathen liesse.

Es ist etwas ausserordentliches, daß sich eine Komödie ohne Heyrath und ohne Freude schliessen sollte. Harlequin hält daher auch in dieser den Acteur, welcher abdanken will, auf, und fragt ihn, ob die Komödie schon aus sey, und ob er nicht wisse, daß nach den Regeln des Aristoteles, ein Lustspiel sich nicht wie ein Trauerspiel mit Traurigkeit und Moral enden müsse; wenigstens hätte der Verfasser den Entführer wieder auf das Theater bringen müssen, damit er, oder zum mindesten sein Bedienter, ihren verdienten Lohn erhalten könnten. In eben dem Augenblicke bringen die Sbirren den Scapin, des Silvio Bedienten, geführt, und Harlequin ergreift diese Gelegenheit, die Komödie lustig zu beschliessen, fällt über den armen Scapin und über die Sbirren her, prügelt sie alle tüchtig herum, und kömmt endlich wieder vor, dem Parterre zu sagen, daß sich nunmehr die Komödie nach den Regeln schliesse.

7) L'Italien marié à Paris, in fünf Aufzügen, von dem ältern Riccoboni zum erstenmale aufgeführt den 29 November 1729.

Es ist dieses das erste Stück, welches der ältere Riccoboni in

Paris verfertigte. Anfangs wurde es nur in drey Aufzügen und in italiänischer [1] Sprache gespielet, und zwar bereits im Jahr 1716. Weil es aber vielen Beyfall fand, so brachte es der Verfasser selbst ins Französische, und erweiterte es zu fünf Aufzügen. De la Grange hat es hernach wieder in drey Aufzüge gebracht, und in freye Verse übersetzt, nach welcher Uebersetzung es auch den 15 Junius 1737. abermals gespielt, und in eben demselben Jahre gedrukt worden. Weil aber diese letztere Uebersetzung von dem Originale, welches nie ganz bekannt geworden, in vielen Stücken abgeht, so verdient folgender Auszug aus diesem allhier eine Stelle.

Lelio öfnet die Scene mit Colombinen, dem Mädchen der Clarice. Diese letztere ist eine Tochter des Pantalons, und Lelio hat sie zu Paris geheyrathet, wo sie von ihrer zartesten Kindheit an erzogen worden. Lelio, der zwar das Land, aber nicht seine Sitten verändert hat, verlangt, daß seine neue Gattin in Frankreich eben so leben solle, als ob sie in Italien wäre. Claricen will diese Art von Sklaverey, der sie nicht gewohn ist, gar wenig gefallen, und Lelio verlangt durchaus, daß sie der süssen Freyheit, in deren Besitz das schöne Geschlecht bey uns ist, entsagen soll. Er macht eine sehr satyrische Abschilderung gegen die Colombine davon, und giebt ihr zum Schlusse eine Liste von allen denjenigen Personen, die er, nach seiner neuen Einrichtung, aus seinem Hause verbannet wissen will. Singemeister, Tanzmeister, Claviermeister, und besonders Putzmacherinnen und Modenhändlerinnen, alle diese sollen nun und nimmermehr zu Claricen gelassen werden. Vergebens bittet ihn Colombine um Gnade, vergebens macht sie ihm wegen dieses und jenen Artickels Schwierigkeiten; dem Eifersüchtigen scheinet alles verdächtig, der damit noch nicht einmal zufrieden ist, daß er seiner Gattin diese kleinen Ergetzlichkeiten entziehet, sondern ihr gar ihr Zimmer zu einem undurchdringlichen Gefängnisse, und sich selbst zu dem unerbittlichen Kerkermeister desselben machen will. Indeß, daß er noch mit diesen gefährlichen Anschlägen beschäftiget ist, kömmt ein Bedienter und sagt, daß der Graf, sein Herr, in Gesellschaft eines Barons und Ritters, ihn schicke, um sich zu erkundigen, ob er (Lelio) zu Hause sey? Lelio, der ihm schon, noch ehe er in den Saal getreten, entgegen geruffen, daß er nicht zu Hause sey, nennt ihn einen

[1] französischer [1758]

Unverschämten, daß er ihm nicht auf sein Wort habe glauben wollen; doch findet er noch für gut, ihm ein Trinkgeld zu geben, damit er denen, die ihn geschickt, sagen solle, daß er ihn nicht zu Hause getroffen. Der Bediente nimt das Geld, geht ab, und wird von dem Lelio bis auf die Gasse begleitet. Während der Zeit hat Harlequin, der Bediente der Gräfin, Mittel gefunden, sich bey dem Lelio, mit einem Briefe von seiner Gebieterin, den er der Clarice in ihre eigene Hände geben soll, einzuschleichen. Lelio, der den Augenblick dazu kömmt, reißt dem Harlequin diesen Brief aus den Händen, und eröfnet ihn ohne Umstände. Alle die gewöhnlichen Ausdrücke der Freundschaft, deren sich ein Frauenzimmer gegen das andre bedient, scheinen ihm die zärtlichsten Erklärungen eines Liebhabers an seine Geliebte zu seyn; und damit sein Verdruß vollkommen werde, so meldet man ihm noch, daß die Frau Gräfin, der Graf, der Baron und der Ritter an seiner Thüre hielten. Er will sagen lassen, daß niemand zu Hause sey; zum Unglücke aber hat sich Clarice schon von dieser ungestümen Gesellschaft am Fenster sehen lassen; er bindet ihr also nur ein, den Besuch abzukürzen. Doch er hätte es nicht nöthig gehabt, Claricen diese Sorge aufzutragen; seine Eifersucht richtet es weit besser aus. Jeder Kuß, den man seiner Frau giebt, durchsticht ihm das Herz; er begeht tausend Ausschweifungen, und nachdem er der ganzen Gesellschaft, sie mag wollen oder nicht, ihren Abschied gegeben, bringt er Claricen wieder in ihr Zimmer, und betheuret hoch, daß sie nie mehr heraus kommen solle. Dieses, was bisher angeführt worden, ist ungefehr der Inhalt des ersten Aufzuges. Die übrigen enthalten kürzlich folgendes.

Lelio erfährt, daß sein Schwigervater Pantalon mit ehstem eintreffen soll, und besorgt, daß sich Clarice wegen seiner Eifersucht beklagen möge. Er entschließt sich also, ihr mit der Wiedererlangung ihrer Freyheit zu schmeicheln; sie aber macht ihm wegen seiner ausserordentlichen Härte Vorwürffe, und versichert, daß sie, ihrem Elende ein Ende zu machen, fest entschlossen sey zu sterben. Lelio, der über diesen Entschluß erschrickt, verspricht ihr, sich in Zukunft gütiger gegen sie zu bezeigen, und bittet sie, um ihr Beweise davon zu geben, von ihm alles, was sie nur wünsche, zu verlangen. Clarice läßt sich besänftigen, und schlägt ihm einen Spatziergang in die Thuilleries vor, deßgleichen die Oper und die französische und italiänische Ko=

mödie zu besuchen. Alles das scheint dem Lelio allzugefährlich; sie bittet ihn also, sie wenigstens auf einen Ball gehen zu lassen, der noch an eben demselben Tage in einem benachbarten Hause gegeben werde. Weil sie in der Maske da erscheinen muß, und sie es gern sehen würde, wenn er sie selbst maskiert dahin begleitete, so ist er es endlich zufrieden. Der Graf, der Baron und der Ritter finden sich gleichfalls auf diesem Balle ein. Clarice tanzt, und Lelio selbst kann sich nicht zu tanzen weigern. Unter dem Tumulte des Balls wird Clarice weggeführt; ihr eifersüchtiger Ehemann suchet sie vergebens, ruft sie überall, und hält sie auf immer verloren. Endlich bringt man sie ihm wieder; er empfängt sie als ein grober Eifersüchtiger, und schließt sie aufs neue ein, um einem solchen Unglücke nicht ferner ausgesetzt zu seyn. Kurz darauf trift Pantalon ein, und stellt ihm eine vermeintliche Nichte vor. Lelio hat eine Unterredung mit ihr, und findet daß ihre Sitten von den Sitten der französischen Damen so weit entfernt sind, daß er sie vor Vergnügen, sie den italiänischen Sitten so ergeben zu wissen, umarmen will; sie aber beweiset ihm die Strenge ihrer Tugend mit einer Ohrfeige, worüber er vollends für Freuden ganz ausser sich kömmt. Er steht nicht einen Augenblick länger an, ihr die Aufsicht über Claricen anzuvertrauen, und verspricht dieser letztern eine völlige Freyheit, nur mit dem Beding, daß sie sich nie aus den Augen der tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, sie zu umarmen, und sie aus Liebe für ihn, zu küssen. Was aber geschieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß diese Nichte nichts anders als ein verkleideter Neffe ist, um vor den Verfolgungen seiner Feinde und der Gerechtigkeit sicher zu seyn; er fügt hinzu, daß er zu dieser Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewissen Dame, die er geliebt, erstochen. Plötzlich verläßt Lelio seinen Schwiegervater, und eilet seine Frau von diesem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern schimpflich aus seinem Hause, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu setzen. Unterdessen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausstehen, und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt sich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hause zu Chaillot, welches dieser letztern gehört; und hier ist es, wo sich das Stück schließt. Clarice befindet sich da in guter und lustiger Gesellschaft; man singt, man tanzt; ehe sie sichs aber ver-

sehen, wird ihre Lustbarkeit durch die Ankunft des Eifersüchtigen unterbrochen, der mit grossem Geschrey seine Frau, als ein Gut, das man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt sich rund und frey, daß sie den Rest ihres Lebens lieber in einem Kloster zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle. Lelio schwört, daß er ihr alle Freyheit, die sie nur wünschen könne, lassen wolle; sie ist zu verständig, als daß sie dieses Anerbieten mißbrauchen sollte; sie verspricht, nie anders als in seiner Gesellschaft auszugehen, und bey keiner Lustbarkeit ohne ihm sich einzufinden. Die Aussöhnung kömmt also, vermittelst der Gräfin und der übrigen gemeinschaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück schließt sich vollends mit Tanzen und Singen.

8) La Moglie gelosa, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieses ist das Stück, dessen Riccoboni, in seiner Geschichte der italiänischen Schaubühne selbst gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 zum erstenmale aufgeführt.

Die Personen sind: Lelio der Gemahl der Flaminia. Violette und Harlequin, Bediente des Lelio. Mario, ein Freund des Lelio und Liebhaber der Silvia. Silvia ein Frauenzimmer von Stande aus Genua, die sich von dem Mario entführen lassen. Scapin, Bedienter der Silvia. Pantalon, Vater der Flaminia. Scaramouche, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwischen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene ist in und vor dem Hause des Lelio. Die beyden erstern sind seit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen seine Frau fehlen lassen, die ihn auf das allerheftigste liebt, und von Natur einen sehr argwöhnischen Charakter hat, so kann sie doch nichts beruhigen, sondern die Eifersucht bemächtiget sich bald ihres ganzen Herzens; sie glaubt, daß ihr Mann sie verrathe, und daß die Sorgfalt, mit der er ihr seit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis seiner Untreue sey. Verschiedne Zwischenfälle, die sich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Person unruhig

machen könnten, die der Eifersucht am wenigsten fähig ist, bestärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario ist ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramouche, einem Manne von vielem Ansehen, versprochen war, entführt. Nachdem Mario seine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloster verborgen, sahe er sich endlich genöthiget, einen sichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten seiner Silvia und seines Nebenbuhlers, zu suchen. In dieser Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in seinem Hause verbirgt und in einem Kabinette seines Zimmers verschlossen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal seiner Frau etwas davon zu sagen. Er fürchtet, das Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in seinem Hause selbst in Verhaft nehmen lassen, wenn sie erführen, daß er sich da verborgen hielte.

So stehen die Sachen, als sich das Stück anfängt. Flaminia, welche über die Veränderung, die sie seit einigen Tagen in dem Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in seinem Zimmer verschlossen hält, unruhig geworden, beschuldigt ihn, daß er eine Maitresse darinn verborgen halte. Lelio sucht sie durch Versicherungen seiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkosten seines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß sich ihr Mann alle Tage in sein Zimmer zu essen bringen läßt, welches sie noch mehr in ihrer Meinung bestärkt. Nichts aber scheint sie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß sie zu zwey verschiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin sie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Mario einzuziehen. Unterdessen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsschreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heissen, weil sie es sonst in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid seiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn gesehen hat, steht länger nicht an, sie für ihre Nebenbuhlerin zu halten.

Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die sie in ihrem Verdachte zu bestärken vermag, und die Dazwischenkunft des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimnisses zu heben. Endlich aber, da sie sich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird sie selbst von dem schlechten Grunde ihrer Eyfersucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, dessen Unwissenheit ihren Argwohn verursacht, und bittet ihren Mann, den sie mit Unrecht beschuldiget, um Verzeihung. Scaramouche ist genöthiget seine Ansprüche auf die Silvia fahren zu lassen. Mario heyrathet seine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9) Le Sincere à contretems, in einem Aufzuge von dem ältern Riccoboni; zum ersten male aufgeführt den 21 October 1717.

Personen. Pantalon, Vater der Flaminia; Lelio, Sohn des Pantalon; Flaminia, Tochter des Pantalon; Mario, Liebhaber der Flaminia; Albert, des Pantalon Freund; Hortense, des Albert Tochter, an den Lelio[1] versprochen; Scaramouche, des Lelio Freund; Harlequin, Bedienter des Pantalon. Die Scene ist in dem Hause des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hause jagt, weil er ihn wegen seiner Dummheit, und seiner übrigen bösen Eigenschaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienste behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröstet den Harlequin und verspricht ihn bey seinem Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er schreibt ihm daher ein Empfehlungsschreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der sich einer ausserordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in seinem Briefe die guten Eigenschaften dieses neuen Bedienten, kann sich aber doch nicht enthalten hinzuzusetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts sey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaromouche ein, der ihn, nachdem er den Brief gelesen, geschwind wieder abweiset, und sich wegbegiebt. Pantalon tritt mit seinem Sohne Lelio auf; er sagt ihm gleich anfangs, daß er seine

[1] Mario [1758]

Heyrath mit Hortensen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon sagt seinem Sohne im Vertrauen, daß er sehr wichtige Ursachen habe, diese beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu lassen; und zwar sey dieses die vornehmste, weil er wegen des wichtigen Processes, den er itzt habe, dem Mario die funfzig tausend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Aussteuer der Flaminia versprochen, und daß also, um doch sein Wort zu halten, Lelio die Hortense auf das eheste heyrathen müsse, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdessen dem Mario, als die Mitgift der Flaminia gegeben werden könne. Dieses nun, was Pantalon hier seinem Sohne vertrauet, will sich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit schicken, deren sich der letztere befleißiget; unterdessen verspricht er doch, nichts davon zu sagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr sagt, er habe eben itzt gehört, daß sie den Mario heyrathen solle, er könne sich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens sehr ergeben sey, und besonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen sage. Flaminia ist zwar über das, was sie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber ist es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt sich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieser wünscht ihm zu seiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm diese Verbindung bringen werde; doch sagt er ihm auch zugleich, daß er, als sein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter seiner Schwester verbergen könne, die von einer so stolzen und gebietherischen Gemüthsart sey, daß niemand mit ihr leben könne. Mario dankt seinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit seiner Tochter Hortense, und stellt sie ihm als seine versprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewisse Verwirrung und fragt ihn um die Ursache. Lelio erwiedert, daß es seine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und gesteht ihm gerade zu, daß die Aussteuer, die er seiner Tochter mitgeben wolle, aus seinen Händen in die Hände des Mario,

als die Mitgift für seine Schwester Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen solle. Pantalon, der dazu kömmt, ist nicht wenig erstaunt, seinen schönen Anschlag durch die allzugrosse Aufrichtigkeit seines Sohnes vernichtet zu sehen. Mario und Flaminia werffen sich ihre beyderseitigen Fehler vor, und Albert sagt dem Pantalon, daß er seiner Tochter keine Aussteuer gebe, damit eine andere damit ausgesteuert werden könne; ein jeder geht also höchst mißvergnügt ab, und besonders flucht Pantalon auf seinen Sohn und dessen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieser bleibt ganz allein und beschließt das Stück damit, daß er sagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er sich befleisse, nicht ausüben dürfe; er wolle sich daher an den Hof begeben, und da die Kunst sich zu verstellen lernen, um in Zukunft weniger aufrichtig zu seyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem ältern Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Lelio; Silvia, dessen Schwester; Harlequin, dessen Bedienter; Pantalon; Flaminia, dessen Tochter; Violette, ihr Mädchen; der Doctor; Mario, dessen Sohn; verschiedene Bediente. Die Scene ist in Neapolis.

Erster Aufzug; das Theater stellt das Zimmer des Lelio vor. Lelio eröfnet die Scene; er ist allein und scheinet unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von dem Mario, der sich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, seiner versprochenen Braut. Der eine bringt in ihn, seine Heyrath mit der Silvia, der Schwester des Lelio, zum Schlusse zu bringen; der andre Brief ist voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeschwätze dünken, und seine natürliche Unruhe nicht stillen können. Er sucht das Mittel, in das Herz seiner Geliebten sehen zu können, in sich selbst, schmeichelt sich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf dessen Beystand er sich bey dieser Gelegenheit Hoffnung macht, und ruft seinen Bedienten, Harlequin. Weil dieser noch nicht lange bey ihm in Diensten ist, so fragt er ihn nach seiner Familie, nach seiner vorigen Aufführung, und dieses alles mit so augenscheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch seine Unruhe das

Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um sein Liebesverständniß mit Violetten stehe; Harlequin antwortet, daß er sich glücklich schätze, und sein Herr hält sich über seine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er sich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn spüren zu lassen, denn entweder sie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre sein Argwohn umsonst, oder sie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Gesinnung zu ändern. Lelio findet sich durch die Anmerkung seines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in seinen Charakter und sagt, daß er wenigstens kein Glück zu schmecken wisse, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher durchaus seine Gebieterin auf die Probe stellen wolle. Man klopft an die Thüre; Harlequin meldet den Mario an, der vom Lande zurück kömmt; nachdem Mario hereingetreten, läßt Lelio den Bedienten abgehen, und schlägt jenem vor, der Flaminia einen Liebesantrag zu thun, um ihm hernach hinterbringen zu können, wie er aufgenommen worden, weil er bey seiner angebohrnen Aufrichtigkeit unmöglich eher ruhig seyn könne, als bis er von der Aufrichtigkeit derjenigen, mit denen er zu thun habe, völlig überzeugt worden. Mario entschuldiget sich mit seiner Liebe gegen die Silvia, mit der ihn diese Verstellung leicht veruneinigen könnte; Lelio aber antwortet, daß er nach der verlangten Probe die Flaminia entweder heyrathen, oder ihr auf ewig entsagen, und den Mario schon wieder mit seiner Schwester aussöhnen und ihre Heyrath sogleich zu Stande bringen wolle; da er hingegen seine Einwilligung niemals geben werde, wenn seinem Verlangen kein Genüge geschehe, oder ihn Mario gegen die Silvia oder sonst jemanden in der Welt verriethe. Mario muß sich alles gefallen lassen und Lelio geht ab, nachdem er ihm vorher gesagt, daß er der Flaminia antworten wolle, und daß sie seinen Brief durch ihn, den Mario, noch vor Mittage, erhalten müsse; er wolle ihr melden, daß er sich unbaß befinde, damit er einen Vorwand habe, sie den ganzen Tag nicht sehen zu dürfen, und Mario seine Erklärung desto ungehinderter anbringen könne. Harlequin kömmt wieder auf die Scene und bittet den Mario, ihm einen Herren zu verschaffen; seiner sey allzu argwöhnisch, als daß man mit ihm leben könne. Mario gesteht es bey Seite zu, ermahnt aber den Harlequin, den

Lelio nicht zu verlassen, der übrigens ein guter Herr und mit ihm zufrieden sey. Harlequin sagt ihm hierauf, daß ihn Silvia mit ihrem Bruder habe reden sehen, und ihn, ehe er weggehe, sprechen wolle. Mario antwortet, Lelio sey itzt in seinem Kabinet und schreibe, diesen Augenblick müsse man sich also zu Nutze machen, und er wolle erwarten, was Silvia zu befehlen habe. Harlequin verläßt ihn, und Mario bleibt wegen dessen, was ihm Lelio aufgetragen, in größter Besorgniß. Silvia kömmt, und fragt ihren Liebhaber, ob er die Einwilligung ihres Bruders erhalten habe; Mario erwiedert, daß Lelio, bey dem er eben itzt aufs neue angehalten, den Tag zu ihrer Vermählung noch nicht fest gesetzt, sondern ihm nur versichert habe, daß sie mit seiner Vermählung an einem Tage zu Stande kommen solle. Lelio kömmt dazu, sieht sie mit einander reden, und schöpft Verdacht. Harlequin der mit ihm hineintritt, sagt, ohne Zweifel werde Mario seiner Schwester die öfentlichen Neuigkeiten des Krieges erzehlen. Lelio antwortet ihm mit einem gezwungnen Lächeln, daß er sehr daran zweifle; er ziehet den Mario darauf bey Seite, und dieser versichert ihm, daß er wegen des bewußten alle Verschwiegenheit beobachtet. Lelio, ohne sehr beruhiget zu seyn, giebt ihm den eben itzt geschriebenen Brief. Mario geht mit einem Complimente gegen die Silvia ab, und bittet sie leise, wegen ihrer Heyrath in den Bruder zu dringen. Lelio, der sie beobachtet, sagt zu dem Harlequin, daß Mario ohne Zweifel seine Schwester bitte, ihm von ihrer gehabten Unterredung nichts zu sagen. Harlequin ist aus Gefälligkeit seiner Meinung, und Lelio dringt hierauf in seine Schwester ihm nichts von dem zu verhehlen, was ihr Mario gesagt habe. Sie erröthet, und gehorcht; Lelio wird dadurch noch unruhiger, will noch mehr wissen, und droht ihr, ihre Heyrath mit dem Mario zu verhindern, wenn sie nicht alles aufrichtig bekenne. Harlequin ist auf seines Herrn Seite, und Silvia, die nichts weiter zu sagen weis, geht mit Thränen ab. Doch hat Lelio seinen Verdacht noch nicht verloren, sondern ruft vielmehr, indem er hitzig auf und abgeht: *Mir! mir einen solchen Streich zu spielen!* *Uns!* sagt Harlequin, ihn nachäffend. *Ich dachte es wohl!* setzt Lelio hinzu. *O wahrhaftig,* sagt Harlequin, *wir können so gut betriegen wie sie, und uns soll man so leicht nichts weiß machen!* Indem wird an die Thüre geklopft; Pantalon und

der Doctor treten herein und sagen dem Lelio, daß sie den Augenblick, sich mit ihm näher zu verbinden, ungeduldig erwarteten; Pantalon nehmlich soll sein Schwiegervater, und der Doctor der Schwiegervater seiner Schwester werden. Lelio dankt ihnen, und da sie hinzusetzen, daß ihre Kinder ihm wegen seiner Uneigennützigkeit verbunden seyn müßten, weil so wohl er als seine Schwester reichere Gatten leicht hätten finden können, so giebt Lelio zu verstehen, daß ihm alle diese Complimente verdächtig vorkommen; ja da die zwey Alten noch weiter in ihn dringen, einen gewissen Tag fest zu setzen, so antwortet er ihnen gar nicht, fordert von dem Harlequin seinen Hut und Degen, und geht fort. Pantalon und der Doctor erstaunen darüber, und da sie den Harlequin um die Ursache dieses kaltsinnigen Bezeigens fragen, spielt er die Rolle seines Herrn nach, nimt seinen Hut, seinen Gürtel, und was er sonst braucht, vom Tische, und verläßt sie ohne alle Umstände. Sie lauffen ihm nach, und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug; das Theater stellt die Gasse vor, in welcher Pantalon wohnet. Mario tritt auf, und ist in der größten Verlegenheit, daß er etwas thun soll, was mit allen seinen Neigungen streitet, klopft aber doch an die Thüre des Pantalon an. Flaminia kömmt heraus, mit ihm zu sprechen; Violette ist bey ihr, die Mario wieder hinein zu schicken bittet. Hierauf, nachdem er ihr den Brief des Lelio übergeben, fängt er an, sich in sie verliebt zu stellen, und thut dieses auf eine sehr ungeschickte Weise. Endlich sagt er bey Seite, daß er unmöglich länger eine falsche Person spielen könne; er wirft sich der Flaminia zu Füssen und bittet sie das, was er ihr entdecken wolle, verschwiegen zu halten. Sie verspricht es, und er erzehlt ihr die Thorheit seines Freundes, die er seiner Zärtlichkeit beymißt, und die sie ihm um so vielmehr verzeihen müsse, da Lelio ihre und seiner Schwester Heyrath ohne Anstand vollziehen wolle, sobald ihm in diesem Stücke ein Genüge geschehen. Flaminia hört ihm ruhig zu, indem sie ihm aber antwortet, geräth sie in solche Hitze, daß ihm wegen seines Geheimnisses bange wird, und er sie, sein Unglück nicht zu machen, beschwören muß. Sie besänftiget sich, und sagt ihm, sie besorge es nicht heute zum erstenmale, daß sie die Gemüthsart des Lelio unglücklich machen werde; sie wolle daher ihre Maaßregeln nehmen, ohne daß ihm Lelio etwas vorwerffen könne; er solle

ihm nur unterdessen sagen, daß seine Liebeserklärung übel aufgenommen worden, und sich selbst eine Antwort, wie er glaube, daß sie sich am besten schicke, erdenken. Mario dankt ihr, und geht den Lelio aufzusuchen. Flaminia ist noch voller Unwillen und ruft Violetten. Sie erzehlt ihr alles, denket auf Mittel sich zu rächen, und bittet sie, gleichfalls darauf bedacht zu seyn. Harlequin kömmt, Violetten zu besuchen, und erzehlt ihr, daß ihn Lelio argwöhnisch gegen sie machen wollen; Violette geräth darüber in Zorn, und ihre Gebieterin sagt ihr ins Ohr, daß ihr ein Mittel, sich zu rächen, beyfalle; sie setzt hinzu, sie wolle dem Mario schreiben, daß sie ihn gern die folgende Nacht sprechen möchte, Violette solle unterdessen sich des Harlequins versichern, damit man von allen Tritten und Schritten seines Herren Nachricht haben könne. Nachdem Violette wider den Lelio genug losgezogen, schlägt sie dem Harlequin vor, sie wenn es Nacht geworden zu besuchen, doch mit der Vorsicht, sich zu verkleiden; sie wolle ihn, sagt sie, nahe an dem Zimmer verbergen, wo sich ihre Gebieterin mit dem Mario unterhalten werde; wenn Mario alsdenn weg sey, würden sie Zeit genug haben, mit einander zu plaudern. Harlequin findet diese Einrichtung sehr vernünftig, nur befürchtet er, sein Herr werde ihm nicht auszugehen erlauben; unterdessen verspricht er doch, sein Bestes zu thun. Violette wünscht sich, bey Seite, einen glücklichen Fortgang dieser Intrigue, blos um das Vergnügen zu haben, den Lelio eifersüchtig zu machen, und sich dadurch an ihm zu rächen. Harlequin, der seinen Herren mit dem Mario kommen sieht, gehet ab, sich zu verkleiden. Mario stattet dem Lelio von dem, was er ihm aufgetragen, Bericht ab, erzehlt wie strenge sich Flaminia gegen ihn erzeigt habe, und wünschet seinem Freunde von Herzen Glück. Lelio glaubt ihm bald, und bald ist er wieder mißtrauisch, endlich hält er es für völlig ausgemacht, daß die vorgegebene Liebe des Mario der Flaminia nicht mißfallen habe, und verläßt ihn also voller Unruhe. Mario ist in der größten Verwirrung, und eben kömmt Violette und bringt ihm den Brief ihrer Gebieterin, mit Bitte, dem Lelio davon Wind zu geben. Sie versichert ihm, daß der Dienst, welchen er der Flaminia hierdurch erweise, ihm auf keine Weise nachtheilig seyn solle; er verspricht zu gehorchen, gehet ab, und Violette begiebt sich gleichfalls sehr vergnügt weg. Das Theater verändert sich, und stellt das

Zimmer des Lelio vor. Man sieht, wie Harlequin daselbst unter verschiednen Verkleidungen wählet, wie er sich entschliesset, zwey auf einmal zu nehmen, um desto unerkenntlicher zu seyn, und sich wirklich in dieser Absicht auszukleiden anfängt. Lelio überrascht ihn in dieser Beschäftigung, und fragt ihn, was er machen will. Harlequin bekennt ihm, daß Violette ihn zu sich bestellt habe, und bittet ihn bald mit Weinen, bald mit Lachen, sein gutes Glück nicht zu verhindern. Lelio verspricht es ihm, sagt aber, daß es noch nicht Nacht sey, und er also noch Zeit genug habe, sich zu verkleiden. Harlequin umarmet seinen Herrn, und macht verschiedne freudige Lazzis. Indem tritt ein Bedienter herein, der dem Lelio einen Brief vom Mario bringt, in welchem ihm dieser meldet, daß Flaminia ihn (den Mario) zu einer nächtlichen Unterredung gebeten habe, daß er gehindert worden, ihm mündlich davon Nachricht zu geben, und daß er ohne seine Einwilligung nichts unternehmen wolle. Lelio schließt hieraus, daß er die Flaminia mit Recht in dem Verdacht gehabt habe, daß ihr die Liebe des Mario nicht mißfalle, und er folglich nicht so sehr geliebt werde, als man es ihm bereden wolle. (Der Schauspieler muß hier wohl Acht haben, daß er Unruhe, aber nicht Eifersucht verrathe; und eben diesen Unterschied zwischen beyden soll der Verfasser dieses Stücks, welcher die Rolle des Lelio selbst spielte, unnachahmlich beobachtet haben.) Lelio fasset den Entschluß, dem Mario zu schreiben, daß er die Einladung der Flaminia annehmen, und ihm morgen davon Nachricht geben solle. Er ruft, fordert von dem Harlequin die nöthigen Dinge zum Schreiben, und unter andern auch Licht. Licht? sagt Harlequin ganz freudig; also ist es Nacht? Nein, antwortet Lelio; sondern ich brauche nur Licht. Harlequin bringt ihm alles, was er gefordert hat; sein Herr schreibt, versiegelt den Brief, giebt ihn dem Bedienten des Mario, fertiget ihn ab, steckt den Brief des Mario zu sich, und sagt, daß ihm eben eine gute List beygefallen sey. Harlequin findet, daß die Nacht diesesmal länger aussenbleibe, als gewöhnlich. Lelio sieht ihn mit einem kaltsinnigen Blicke an, und wirft ihm vor, daß er ihm nicht die Art und Weise vertrauet habe, wie ihn Violette in das Haus hineinbringen wolle. Harlequin antwortet ihm, daß sie ihn an der Thüre erwarten werde, und wiederhohlt alles, was man in der vorigen Scene zwischen ihm und der

Violette vorgehen sehen. Alle Augenblicke aber unterbricht er seine Rede, indem er sagt, es sey Nacht, er müsse fort. Lelio hält ihn jedesmal auf; endlich kehrt sich Harlequin um, macht eine Verbeigung und spricht: Ha! seyn Sie willkommen, gnädige Frau Nacht! Ich wünsche Ihro Gnaden eine gute Nacht! Und hierauf will er mit Gewalt fort; Lelio aber hält ihn nochmals zurück, und sagt, weil er selbst diese Nacht ausgehen wolle, so müsse er (Harlequin) zu Hause bleiben. Er läßt sich auch durch die Bitten des Harlequins im geringsten nicht bewegen, sondern sagt, daß er ihn sogar, um sich seines Gehorsams zu versichern, verschliessen werde; weil es aber noch Tag ist, so geht er, seiner Schwester zu sagen, daß sie ihn nicht erwarten dürfe, und läßt sich in der Absicht den Mantel umgeben, den Harlequin sich zu verkleiden zurecht gelegt hatte. Er geht ab, Harlequin, voller Verzweiflung macht sich den Augenblick zu Nutze, Violetten von dieser Verhinderung Nachricht zu geben. Das Theater verändert sich und stellt eine Strasse vor. Flaminia erscheint, und sagt Violetten, daß Lelio, bey einer so gegründeten Ursache zum Verdacht, sie ganz gewiß ausspioniren werde. Harlequin kömmt dazu, und Flaminia geht bey Seite, damit ihn Violette desto ungehinderter ausfragen kann. Sie empfängt ihn mit vielen Liebkosungen; anfangs will er sich trösten, und fängt an mit ihr zu lachen, bald aber erzehlt er ihr sein Unglück weinend, und macht sich geschwind davon, weil er sieht, daß es Nacht wird. Flaminia kömmt wieder zu Violetten, und sagt, daß sie alles hinter der Thüre gehört habe, und daß ihr ein Mittel beygefallen sey, wie sie sich an dem argwöhnischen Lelio rächen könne. Sie sehen Licht kommen, und begeben sich weg. Der Doctor und Pantalon erscheinen; dieser hat eine Laterne in der Hand, und sagt jenem, daß er wohl bey ihm zu Abend speisen wolle, nur müsse er es vorher in seinem Hause melden. Er ruft Violetten, sagt, daß sie mit dem Abendessen nicht auf ihn warten sollen, und geht mit seinem Freunde fort. Lelio erscheint in einen Mantel eingehüllet; er verbirgt sich in einen Winkel, siehet die beyden Alten in das Haus des Doctors hineingehen, nähert sich dem Hause des Pantalons und ruft Violetten, die sich stellt, als ob sie ihn für den Harlequin halte. Nach verschiednen Lazzis von beyden Seiten, empfiehlt er ihr mit leiser Stimme, ja wohl Acht zu haben, daß sie nicht durch irgend

ein Licht verrathen würden. Indem kömmt gleich Flaminia, die ein Licht in der Hand hat; sie will sich nach dem Fortgange ihres Anschlages erkundigen; Violette läuft ihr voller Zorn entgegen, und schmält, daß sie so ungeduldig und unvorsichtig ist, sie zu so unrechter Zeit zu beleuchten. Flaminia begiebt sich weg. Violette sagt zu dem Lelio, daß sie das Licht aus dem Zimmer genommen habe, in welches sie ihn führen wolle; sie nennt ihn beständig Harlequin, läßt ihn zu der Thüre hinein, die mitten auf dem Theater ist, und schließt nach ihm zu. Flaminia kömmt abermals wieder, mit einem Wachslichte in der Hand, ruft Violetten und schilt, daß sie itzt allein und ohne Licht in dem Zimmer sey, da sie vielmehr den Mario an der Thüre erwarten sollte. Sie befiehlt ihr um so vielmehr zu eilen, weil sie von dem Balcon einen vorbeygehen sehen, von dem sie glaube, daß er es gewesen sey. Inzwischen aber geben sie einander mit Zeichen zu verstehen, daß Lelio dort eingeschlossen sey, und sie also leise reden müßten. Violette geht, den Mario zu erwarten, und Flaminia bleibt allein und wünschet sich heimlich zu ihrer bevorstehenden Rache Glück. Mario kömmt; Flaminia begegnet ihm sehr hart, und sagt, daß sie ihn nur deswegen habe ruffen lassen, um ihm zu verbieten, jemals wieder vor ihre Augen zu kommen. Er geht, dem Ansehen nach, in der größten Bestürzung fort, und Flaminia fährt, nach seinem Abtritte, fort, vor sich theuer zu versichern, daß sie nie einen andern als den Lelio lieben werde. Dieser hört es, macht ein Geräusch und will sich vor Freuden zu den Füssen der Flaminia werffen; Flaminia aber thut, als ob sie furchtsam wäre, und einen Dieb zu hören glaubte, und ruft um Hülfe. Alle Bediente aus dem Hause kommen bewaffnet herzu; sie befiehlt ihnen ganz laut, sich eines Diebes zu versichern, der in dem nächsten Zimmer verschlossen sey, leise aber sagt sie, daß sie alles, was sie ihnen befohlen habe, ja wohl beobachten und es genug seyn lassen sollten, ihm Furcht einzujagen. Man öfnet die Thüre; Lelio dringt heraus, rennt die Bedienten übern Hauffen, einer von ihnen thut einen Pistolenschuß in die Luft, der vermeinte Dieb verlieret Hut und Perücke, und macht sich davon.

Dritter Aufzug. Die Bühne stellt das Zimmer des Lelio vor. Harlequin liegt auf einem Tische, und ist eingeschlaffen. Er träumt, und glaubt mit Violetten zu sprechen. Er bewegt sich und

fällt herunter; er erwacht darüber, sucht Violetten, und da er sie nicht findet, merkt er endlich, daß er geträumt und der Tag ihn aufgeweckt habe. Lelio tritt herein. Harlequin erkennt ihn nicht so gleich, und fürchtet sich vor ihm; nach einer Menge Lazzis erkennt er ihn endlich und fragt, was er mit seinem Hute, und seiner Perücke gemacht habe. Lelio giebt seinen Verlust einem heftigen Winde schuld, der sie ihm weggenommen. Indem wird an die Thüre geklopft, und Harlequin bringt einen Bedienten der Flaminia hereingeführt, der dem Lelio einen Brief giebt, in welchem sie ihm meldet, daß ihr ein grosser Verdruß zugestossen, und daß, wenn ihre Heyrath nicht noch diesen Tag zu Stande käme, sie sich morgen auf Zeitlebens in ein Kloster einschliessen wolle. Lelio schmeichelt sich, daß die Liebe des Mario ohne Zweifel dieser grosse Verdruß sey, und sagt zu dem Bedienten, daß er ihr sogleich selbst die Antwort bringen wolle, und sie unterdessen versichern lasse, daß er alle Augenblicke bereit sey, ihr zu gehorchen. Er erkundiget sich bey dem Bedienten nach der Gesundheit seiner Gebieterin; dieser antwortet, daß sie sich nicht allzuwohl befinde, weil sie sich von dem Schrecken noch nicht erhohlt, den sie vergangene Nacht gehabt habe, indem man einen Dieb bey ihr eingeschlossen gefunden, der seinen Hut und seine Perücke in Stiche gelassen. Das muß also, sagt Harlequin, eine sehr unglückliche Nacht für die Hüte und Perücken gewesen seyn. Sein Herr befiehlet ihm zu schweigen, und fertiget den Bedienten der Flaminia ab. Harlequin fängt wieder an, von den Hüten und Perücken zu reden; Lelio wird ungeduldig; indem wird angeklopft und der Doctor tritt mit dem Pantalon herein. Die zwey Alten liegen dem Lelio aufs neue an, den Tag zu seiner und der Silvia Verheyrathung, fest zu setzen; er antwortet, er sey bereit zu schliessen, und wolle ihnen mit seiner Schwester zu dem Pantalon folgen, wo sie den Notarius könnten hinkommen lassen. Silvia kömmt hierauf, und sagt ihm, daß sie ihn im Traume in grosser Noth, unter wilden Thieren gesehen habe, die ihn zerreissen wollen. Lelio gestehet vor sich, daß es diesem Traume nicht ganz an Wahrheit fehle. Mario kömmt dazu; grüsset die Silvia und ziehet den Lelio bey Seite, und erzehlt ihm, daß er seinetwegen sehr gemißhandelt worden. Lelio unterbricht ihn, und sagt, er wisse bereits alles und werde ihm die Ruhe seines künftigen Lebens

zu danken haben. Mario und Silvia dringen wegen ihrer Verbindung in ihn; er sagt ihnen, was er eben itzt mit dem Pantalon und dem Doctor abgeredet habe, und sie fallen ihm beyde um den Hals. Auch ich? sagt Harlequin, auch ich werde Violetten heyrathen dürfen? Ohne Zweifel; antwortet Lelio; und Harlequin fällt ihn gleichfalls um den Hals. Die Umarmungen fangen von neuem an, und so gehen sie endlich mit einander ab. Das Theater verändert sich, und stellt die Strasse vor, wo Pantalons Haus ist. Man erblickt den Doctor, den Pantalon und den[1] Notarius, die auf das Haus zueilen, damit sie Lelio finden und keinen Verdacht zu irgend einem Argwohne haben möge. Doch Lelio, Silvia und Mario hohlen sie noch ein, und sie gehen alle zusammen hinein. Das Theater verändert sich abermals, und stellt das Zimmer der Flaminia vor, wo sie zu Violetten sagt, daß sie noch gar nicht wisse, wie sie mit dem Lelio, ohne Nachtheil des Mario, werde brechen können. Violette giebt ihr den Brief des Mario an den Lelio, den dieser, als er sich davon machen müssen, verloren hatte. Flaminia lieset ihn mit grosser Freude, und sagt, daß sie ihn sehr gut werde brauchen können. Indem kommen die Väter und die Liebhaber dazu. Man unterzeichnet die beyden Contracte. Flaminia bemächtiget sich derselben, giebt dem Mario den, der ihn angehet, wirft dem Lelio seinen Argwohn und sein beschimpfendes Verfahren vor, welches sie durch den Brief, den er bey seiner Flucht verloren, erfahren habe, und zerreißt den Contract, den sie kurz zuvor unterzeichnet hatte. Pantalon billiget das Verfahren seiner Tochter und begiebt sich mit ihr weg. Lelio bleibt ganz verwirrt; Silvia tröstet ihn, und giebt ihm den Rath, in Zukunft nicht mehr so argwöhnisch zu seyn. Lelio aber nimmt sich im Zorne vor, es mehr als jemals zu seyn; denn, sagt er, dieser Brief enthält eine Verrätherey, gegen die ich nicht genug auf der Hut gewesen bin. In Zukunft will ich mich auch vor dem Hunde und der Katze in dem Hause in Acht nehmen, und auch meinem Hemde nicht mehr trauen. Er gehet voller Wuth ab. Mario und Silvia folgen ihm in der Absicht, ihn mit Flaminien wieder auszusöhnen; und Harlequin sagt, er wolle gehen und sehen, ob die Thorheit seines Herren auch nicht

[1] den fehlt 1758]

seiner Heyrath Unglück gebracht habe; womit die Komödie sich endet.

11) Les Erreurs de l'Amour, ou Arlequin Notaire maltraité; in drey Aufzügen nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, zum erstenmale aufgeführt den 23 May 1717.

Lelio liebt die Silvia und wird wieder von ihr geliebt, und Flaminia liebt den Lelio, der sie aber nicht liebt. Sie verfolgt ihn also überall, wo sie ihn mit der Silvia zusammen findet, und dieses unter verschiedenen Verkleidungen; kurz sie thut alles, was die Eifersucht einem Frauenzimmer eingeben kann. Harlequin, der als ein Notarius verkleidet erscheinet, wird ausgeprügelt, und lacht als ob er toll wäre, weil sich die, die ihn prügeln, wie er sagt, in der Person irreten. — Das Stück war nach den Sitten von Venedig eingerichtet.

Coypel.*)

1) L'Education perdue; in einem Aufzuge. Von dem Herrn Coypel entworffen, und den 23 Octobr. 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Ein italiänischer Herr, Namens Lelio, hat aus seiner Ehe nicht mehr als ein einziges Kind, welches ein Sohn ist, den er bey einer Müllerin auf dem Lande in die Kost gegeben. Als er nach der Zeit Wittwer wird, will er diesen seinen Sohn, den er Mario nennen lassen, wieder zu sich nehmen, und da er eine Kette und das Portrait seiner Mutter, welches beydes er ihm um den Hals gehangen, als er ihn in die Kost gethan, nicht bey ihm findet, so fragt er die Müllerin nach der Ursache, die ihm denn sagt, daß sie das eine wie das andre verloren habe. Lelio glaubt ihr und nimt den Sohn, den sie ihm vorgestellt, und er für den seinen hält, mit. Auf seinem Rückwege findet er ein Kind an dem Ufer des Flusses, von dem Alter seines Sohnes, und das viel Artigkeit zeiget; er erbarmt sich über dieses

*) Charles Antoine Coypel war erster Mahler des Königs und Director der königlichen Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst zu Paris. Er starb an diesem Orte den 14 Junius 1752. in einem Alter von 58 Jahren. Er hat so wohl für die französische als italiänische Bühne gearbeit. Seine Stücke für die letztere aber, waren weiter nichts als Entwürffe, dergleichen dieser und der folgende ist, und die von den Schauspielern aus dem Stegreife ausgeführt, und daher niemals gedruckt worden.

Kind, nimt es mit und läßt es mit seinem Sohne, unter dem Namen Lindori, zugleich erziehen. Bey dem Lindori schlägt die Erziehung sehr wohl an, und seine Aufführung ist ungemein sittsam, da hingegen Mario ein lüderlicher Wildfang wird. Lindori macht mit der Silvia, der Tochter des Pantalons, der sie mit dem Mario verheyrathen will, weil ihn Lelio darum angesprochen, Bekanntschaft. Ehe aber Pantalon seine Tochter den Mario zu heyrathen zwingen will, erkundiget er sich vorher bey dem Harlequin, dem Bedienten des Mario, wegen der Aufführung seines Herren. Harlequin, in einer Kleidung mit Bändern, ein spanisches Rohr unter dem Arme, und ein Reibeisen und Tabak in den Händen, spielt einen lächerlichen Petitmaiter, und erklärt dem Pantalon, daß sein Herr der glücklichste und zugleich der freyeste und lustigste junge Mensch von der Welt sey, der sich alle Tage neue Ergötzlichkeiten, in der Oper, in der Komödie, vor dem Spieltische, im Weinhause, bey Frauenzimmern, zu machen wisse. Da Pantalon dieses hört, sagt er dem Lelio den Handel auf, und will seine Tochter dem Mario nicht geben. Unterdessen führt dieser den Lindori nebst zwey Frauenzimmern in die Oper, und wie sie wieder herauskommen, zwingt Mario den Lindori, den Degen zu ziehen. Mario wird von ihm entwaffnet, und Lindori schenkt ihm aus Grosmuth und aus Dankbarkeit das Leben, worauf aber Mario angehalten und in das Gefängniß gebracht wird. Unterdessen kömmt der Bruder von der Amme an, und bringt einen Brief an den Lelio, in welchem sie ihm meldet, daß sie bey Annäherung ihres Todes ihr Gewissen zwinge, ihm zu entdecken, wie Mario ihr eigner Sohn sey, und daß der seinige in dem Flusse bey der Mühle umgekommen, weßwegen sie denn vorgegeben, daß die Halsschnur und das Portrait verloren gegangen wären. Da Lindori von der Halsschnur und dem Portrait reden höret, so zeigt er beydes vor, wird dadurch für den Sohn des Lelio erkannt und heyrathet die Silvia. Lelio will hierauf den Mario von sich stossen, Lindori aber bewegt seinen Vater, daß er ihn auf eben demselben Fusse, auf welchem Lindori vorher gewesen, bey sich behält.

2) Le Defiant; in drey Aufzügen von Ch. An. Coypel, den 10 Julius 1718. zum erstenmale aufgeführt.

Personen des Stücks. Lelio, der Mißtrauische. Flaminia,

des Lelio Tochter. Pantalon, des Lelio Bruder. Mario, Liebhaber der Flaminia und Freund des Pantalon. Violette, der Flaminia Mädchen. Arlequin, des Lelio Bedienter. Scapin, ein andrer vertrauter Bedienter des Lelio. Pierrot, ein Anverwandter des Scapin.

Lelio hat nur eine Tochter, (Flaminia) die er gern an einen Mann von Stande verheyrathen wollte. Pantalon, sein Bruder, kömmt und will für den Mario um sie werben, welches ein junger Mensch von Familie ist, und den Flaminia liebt. Allein Lelio will sie ihm nicht geben, weil man ihm gesagt hat, daß Mario ein wenig frey lebe, und sein Vermögen eher als ein andrer durchbringen werde. Dieser abschläglichen Antwort wegen ist Mario ziemlich verlegen, und weis nicht wie er mit seiner Gebieterin zu sprechen kommen soll, weil Lelio so mißtrauisch ist, daß sich niemand seinem Hause nähern darf, von dem er nicht glaube, daß er ihn bestehlen wolle. Gleichwohl findet Mario ein Mittel hineinzukommen und die Flaminia zu sehen, die ihm verspricht, daß sie niemals eines andern, als die seinige seyn wolle. Sie verlassen einander eben da Lelio dazukömmt, und aus vollem Halse, als ein Besessener, schreyt: Dieb! Dieb! man bestiehlt mich! Er hält einen Menschen am Kragen, der einen Sack mit tausend Livres trägt, und den er aus seinem Cabinete herauskommen sehen, das er nach sich zuzuschliessen vergessen hatte. Lelio bildet sich ein, daß ihm dieser Mensch das Geld gestohlen habe; es ist aber gleich das Gegentheil. Denn dieser Mensch ist ein Bedienter eines Freundes vom Lelio, dem er hundert Pistolen geliehen hatte, und der Freund schickt sie ihm itzt durch seinen Diener wieder, welchem Lelio bis itzt weder Zeit noch Freyheit gelassen, seine Commißion auszurichten. Nachdem er es nun gethan, läßt ihn Lelio zwar wieder gehen, befiehlt aber dem Harlequin, ihn bis auf die Strasse zu begleiten, damit er nicht noch etwas bey dem Herausgehen mitnehmen möge. Lelio fragt den Scapin, welches sein vornehmster Bedienter und sein Vertrauter ist, wegen der Heyrath seiner Tochter um Rath, und läßt sich verlauten, daß er sie dem Mario nicht geben wolle. Scapin sagt, er kenne einen sehr reichen Marquis, der sich wohl für seine Tochter schicken möchte; da ihm aber seine Aeltern sehr früh gestorben wären, und er auf dem Lande erzogen worden, so könne es leicht seyn, daß er nicht alle die Artigkeiten einer in der Stadt und in der grossen Welt erzogenen

Person besitze. Lelio aber erwiedert, daß dieses nichts zu bedeuten habe, und daß er ihn nur solle kommen lassen. Dieser Marquis ist Pierrot, der Sohn eines reichen Bauers, des Bruders vom Scapin, der diesen seinen Vetter gern mit der Flaminia verheyrathen wollte. Er läßt ihn sehr prächtig auskleiden, und stellt ihn dem Lelio und der Flaminia unter dem Namen des Marquis de la Pierre vor, und Lelio sagt seiner Tochter, daß dieses der Gemahl sey, den er ihr bestimme. Der Marquis sagt tausend abgeschmackte Dinge; er nennt den Scapin seinen Vetter, ob es ihm dieser gleich ausdrücklich verbothen. Und nun kömmt auch Harlequin dazu, der vollends alles zu nichte zu machen drohet; denn da er den Pierrot auf dem Dorfe gekannt hat, wo er sein Spielgeselle sonst gewesen war, so läuft er auf ihn zu, umfasst ihn und sagt ihm tausenderley närrisches Zeug. Scapin macht dieses alles, so viel ihm möglich, bey dem Lelio wieder gut.

Unterdessen ist Mario wegen der Ankunft dieses Marquis und wegen der Hartnäckigkeit des Lelio, ihm seine Tochter nicht zu geben, sehr verlegen. Er wendet sich an Violetten, welches Scapins Liebste ist, und bittet sie, die Heyrath hintertreiben zu helfen. Violette, die sonst bey dem Scapin alles vermag, thut ihm den Vorschlag, und verspricht ihn zu heyrathen, wenn er den Lelio dahin bringen wolle, daß er dem Marquis de la Pierre seinen Abschied ertheile &c. Scapin aber, der gleich, da ihm Violette diesen Vorschlag thut, seinen Herrn kommen sieht, sagt ganz laut, daß er sich wohl hüten werde, seinen Herrn zu verrathen, und daß Flaminia nichts bessers thun könne, als den Marquis de la Pierre zu heyrathen &c. In diesem Augenblicke kömmt Harlequin dazu, und sagt, daß in dem Hause, und zwar in Scapins Kammer, Feuer ausgekommen sey. Lelio läuft sogleich hin, läßt das Feuer löschen, und steckt eine Brieftasche, die dem Scapin gehört, und die er auf dem Tische gefunden, zu sich. Ehe er sie ihm aber wieder giebt, sucht er sie vorher durch, um zu sehen, ob Scapin nicht irgend eine Rechnung für ihn bezahlt bekommen. Da findet er nun unter seinen Papieren einen Brief von Pierrots Vater, der dem Scapin schreibt, daß es sehr viel gewagt sey, den Pierrot für einen Marquis ausgeben zu wollen, weil er viel zu ungeschliffen wäre, diesen Charakter lange zu behaupten. Ehe Lelio aber durch diesen Brief, den er in der Brieftasche gefunden, Licht erhält, hat sein Bruder

Pantalon eine sehr lustige Scene mit ihm. Pantalon will mit dem Lelio wegen der lächerlichen vorhabenden Verheyrathung sprechen; dieser aber, nach seiner mißtrauischen Gemüthsart, glaubt, daß er ihm Wagen und Pferde abborgen wolle, und bringt daher, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu erklären, eine lange Reihe von Entschuldigungen vor, warum er sie ihm nicht leihen könne. Und als er hört, daß itzt von ganz etwas andern die Rede sey, bildet er sich ein, daß er Geld von ihm borgen wolle, und läßt sich daher weitläuftig über die elenden, geldklemmen Zeiten aus ꝛc. Endlich wird Lelio, durch die Gründe seines Bruders, und durch den gefundenen Brief von der Untreue des Scapins überzeugt, jagt ihn mit samt dem Pierrot fort, ruft seine Tochter und verspricht sie dem Mario ꝛc.

Die Kunstrichter setzten an diesem Stücke aus, daß der Charakter des Mißtrauischen nur sehr oben hin behandelt sey, und mit dem Geitzigen des Moliere zu viel ähnliches habe ꝛc. Deßgleichen schien es ihnen sehr seltsam zu seyn, daß ein so mißtrauischer Mensch, als Lelio ist, gleichwohl gegen den Scapin, der ihn bey der Nase herumführt, nicht das geringste Mißtrauen bezeige.

Noch hatte Harlequin eine sehr lustige, episodische Scene darinn; als er nehmlich aus dem Hause seines Herrn heraus kam, und sein Ränzel mit sich brachte, damit es nicht etwa mit verbrennen möge. Er sucht es durch, und da er sein bestes Hembe nicht darinn findet, so geht er wieder hinein, um dieses noch zu hohlen. Er bringt es auch wirklich, sieht aber, als er zurück kömmt, daß ein Dieb mit seinem Ränzel, davon geht. Er betrachtet ihn, sieht ihm nach, und der Dieb läßt sich auch, auf eine komische Weise, auf allen Seiten und in mancherley Stellungen von ihm betrachten, so daß diese stumme Scene, nach vielfältigem hin und wiedergehen, sehr lächerlich ausfällt. Der Dieb kömmt endlich mit dem Ränzel davon und Harlequin kömmt allein wieder vor auf das Theater, und spottet über den Dieb, daß er gleichwohl sein bestes Hembe nicht bekommen habe, welches er den Zuschauern in einem sehr elenden Zustande weiset.

3) L'Impatient; in einem Aufzuge, nach dem Entwurfe des Herrn Coypel, den 10 November 1717. zum erstenmale aufgeführt. Lelio, welches der Charakter eines sehr ungeduldigen Menschen

ist, der sich in beständiger Bewegung befindet, wird Knall und Fall in die Flaminia, die Tochter des Doctors verliebt, und wird wegen der Heyrathspunkte so geschwind einig, als ob es die größte Kleinigkeit beträffe. Flaminia, die diesen ihren künftigen Gemahl nicht liebt, fällt auf eine List, ihm die Verbindung mit ihr zuwider zu machen. Sie redet nehmlich, in der ersten Zusammenkunft, die sie mit ihm hat, mit einer so merklichen Langsamkeit, daß sie jedes Wort zu articuliren, eine geraume Zeit nöthig hat. Lelio verräth alle Augenblicke seine Ungeduld, und da er es endlich nicht länger aushalten kann, verläßt er die Flaminia auf einmal, begiebt sich zum Doctor und ersucht ihn, ihn seines gegebenen Wortes, dessen Tochter zu heyrathen, zu erlassen. Mario, der Liebhaber der Flaminia, macht sich diesen Bruch zu Nutze, hält bey dem Doctor um sie an, und bekömmt sie.

De Lisle.*)

1) Arlequin Astrologue; in drey Aufzügen von dem Herrn de Lisle, auf dem italiänischen Theater in Paris den 13 May 1727. zum erstenmale aufgeführt.

1. Aufzug. Harlequin eröfnet die Scene. Er sucht seinen Herrn den Erast, der ihm seit einigen Tagen aus den Augen gekommen ist. Er findet ihn endlich als Gärtner verkleidet, in Diensten der Dorimene, unter dem Namen Lucas. Anfangs erkennt er ihn unter dieser Verkleidung nicht, welches den Erast hoffen läßt, daß ihn auch weder Dorimene noch Julia darunter erkennen werde. Mit dieser Vorsicht hat der Verfasser ohne Zweifel den Einwürfen, die ihm die Kunstrichter etwa darüber machen könnten, im Voraus begegnen wollen. Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit dergleichen Einwürfe gegründet seyn möchten; genug daß man über Facta nicht streiten muß; und das ist eines, daß Erast von seinem eignen Bedienten nicht erkannt worden. Wo die Erfahrung spricht, giebt uns der Verfasser zu verstehen, da muß die Vernunft schweigen. Erast entdeckt dem Harle-

*) Dieser dramatische Schriftsteller lebt, so viel mir bekannt ist, noch. Er hat nur für das italiänische Theater gearbeitet. Sein Timon, der Menschenfeind, sein Falke ꝛc. sind seit geraumer Zeit, auch auf dem deutschen Theater. Die Stücke aber, deren Entwürfe hier vorkommen, sind nie gedruckt worden.

quin die Ursachen, die ihn bewogen, sich als Gärtner bey der Dorimene in Dienste zu begeben. Dorimene will die Julia an den Oronte verheyrathen, und eben um diese Heyrath zu hintertreiben, hat sich Erast verkleidet. Er schlägt dem Harlequin vor, sich selbst als einen Sternseher zu verkleiden, um Dorimenen zu hintergehen, die aus den Wahrsagern sehr viel macht. Und um den Harlequin desto leichter zu bewegen, ihm unter dieser Verkleidung zu dienen, faßt er ihn bey seiner Schwäche. Harlequin liebt die Colombine, welche er in dem Verdachte hat, daß sie den Trivelin, den Bedienten des Oronte, den Dorimene ihrer Tochter Julia bestimmet, liebe. Erast führet den Harlequin mit sich fort, damit er sich niemanden zeigen soll. Sie begeben sich in ein Weinhaus, um ihre Maaßregeln, wegen der List, die Erast erdacht hat, mit einander zu nehmen. Dorimene kömmt mit der Julia, eben da Erast und Harlequin abgehen. Sie macht sich die unverstellte Aufrichtigkeit ihrer Tochter zu Nutze, um zu erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht. Julia gesteht ihr gerade zu, daß sie den Oronte zu ihrem Manne nicht haben möge, weil sie sich schon einen andern Liebhaber, der mehr nach ihrem Geschmacke sey, ausgesucht habe. Dorimene, welche in den Erast eben so verliebt ist, als ihre Tochter, und die ihm nur deswegen den Zutritt in ihr Haus versagt hat, weil Julia in seinem Herzen die Oberhand über sie erhalten, verbietet ihr durchaus an den Erast weiter zu gedenken, und befiehlt ihr, sich fertig zu halten, die Hand des Oronte anzunehmen, dessen Reichthümer sie glücklich machen könnten. Oronte kömmt, Dorimene läßt ihre Tochter abtreten, Julia gehorcht, giebt aber durch ein Beyseite zu verstehen, daß sie sich an einem Ort verstecken wolle, wo sie die Unterredung ihrer Mutter und des alten Liebhabers, der ihr Gemahl werden solle, mit anhören könne. Dorimene sagt dem Oronte, daß sie in dem Herzen der Julia wegen der ihr vorgeschlagenen Heyrath, sehr viel Widerstand antreffe. Oronte schmeichelt sich, durch Hülfe seiner Reichthümer alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dorimene verläßt ihn, um wegen verschiedener Dinge Anstalt zu machen. Den Augenblick darauf kömmt Julia; sie sagt dem Oronte, daß sie seine ganze Unterredung, mit ihrer Mutter, mit angehört habe, und daß sich diese sehr betriege. Oronte glaubt, daß ihm diese Reden günstig wären, und daß er der Julia so unangenehm nicht sey, als ihre Mutter es glaube. Doch

Julia läßt ihn nicht länger in seinem Irrthume, und erklärt ihm ohne die geringste Zweydeutigkeit, daß sie ihn nicht liebe, und auch niemals lieben werde. Nach diesem aufrichtigen Geständnisse begiebt sie sich weg; und Oronte geräth darüber ein wenig in Verwirrung, doch verlieret er noch nicht alle Hofnung.

2. Aufzug. Harlequin, ob es ihm gleich Erast ausdrücklich verbothen, sich vor seiner Verkleidung in den Sternseher, jemanden zu zeigen, kann dennoch seiner Begierde mit Colombinen zu reden nicht wiederstehen, um von ihr zu erfahren, ob sie ihm wirklich den Trivelin vorziehe. Colombine kömmt, und ist eben nicht sehr erfreut, ihn zu sehen, weil sie seinen Nebenbuhler liebt. Allein sie verstellt ihr Mißvergnügen; sie fragt ihn nach dem Erast und sagt, daß er seiner Abwesenheit ungeachtet, der Julia in ihren Gedanken beständig gegenwärtig sey, und auf das zärtlichste von ihr geliebt werde. Harlequin antwortet ihr, daß er bey dem Erast nicht mehr diene, und einen unendlich bessern Herren gefunden habe. Er sey nehmlich vor itzt bey dem großen Sternseher Beniscraque, der eine unumschränkte Gewalt besitze, in Diensten. Er giebt ihr zugleich zu verstehen, daß er den Trivelin, wenn er sich unterstehen sollte, ihm ihr Herz streitig zu machen, durch Hülfe gewisser Geister, die ihm sein Herr leihen werde, ein wenig in der Luft wolle herum tanzen lassen. Colombine die hierüber sehr erschrickt, verstellt sich noch weiter, und schwört ihm, daß sie den Trivelin durchaus nicht leiden könne, sondern ihren Harlequin einzig und allein liebe. Hier kömmt nun Erast dazu, der noch immer als Gärtner verkleidet ist; er geräth wider den Harlequin in Zorn, und droht ihm leise, ihn wegen seines Ungehorsams zu strafen. Harlequin thut, als ob er ihn nicht kenne, und nimmt einen Ton gegen ihn an, der sich für den Diener des großen Beniscraque, wenn er mit einem schlechten Gärtner spricht, schicket. Harlequin geht ab, um sich zu verkleiden; und der verstellte Gärtner erfährt von der Colombine, daß Julia die Hand des Oronte ausgeschlagen, weil sie ihr Hertz bereits an einen andern jungen Liebhaber, Namens Erast, verschenkt habe. Der vermeinte Gärtner sagt ihr, daß er der Julia in dieser Liebe, so weit es in seinem Vermögen stehe, dienen wolle. Julia kömmt, und bezeigt eine große Begierde, sich mit dem Sternseher eher, als ihre Mutter, zu unterhalten. Sie bittet zugleich den Lucas, bey ihr zu

bleiben, weil sie sich vor dergleichen Leute, die mit Geistern Umgang haben, fürchte. Erast bringt sie mit einer guten Art auf das Kapitel von ihrer geheimen Liebe, und hat das Vergnügen zu hören, daß er heftiger, als er immer hoffen dürffen, von ihr geliebt werde. Er giebt ihr die Hand, sie zu dem Beniscraque zu führen, auf dessen Ankunft Dorimene mit Ungeduld wartet.

3. Aufzug. Der erste Auftritt dieses letzten Aufzuges ist zwischen Trivelin und dem in den[1] Sternseher verkleideten Harlequin. Harlequin macht dem Trivelin so viel Angst, daß er ihm das Versprechen abzwingt, der Colombine zu entsagen. Der Vorwand, unter welchem der verstellte Beniscraque dem Trivelin diese Entsagung abnöthiget, ist dieser, weil er den Harlequin, der bey ihm in Diensten stehe, unter seinen Schutz genommen habe. Trivelin macht sich zitternd davon, und schwört, sich niemals einer solchen Gefahr wieder auszusetzen. Dorimene und Oronte kommen, den Sternseher um Rath zu fragen; Oronte aber ist bey weiten nicht so leichtgläubig, als Dorimene. Beniscraque läßt sie beyde abtreten, und will mit der Colombine den Anfang machen, die ihn gleichfalls zu Rathe zu ziehen verlangt. Sie giebt ihm zu erkennen, daß sie zwey Liebhaber habe, aber nur einen davon liebe; sie setzt hinzu, daß sie gezwungen sey, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen, weil der Herr desjenigen, den sie nicht liebe, in diesem Hause gegenwärtig sey. Sie versteht unter diesem Herrn den Beniscraque, weil ihr Harlequin in dem ersten Aufzuge gesagt hat, daß er bey diesem berühmten Manne in Dienste getreten sey. Harlequin aber betriegt sich, und glaubt, daß sie den Trivelin, der bey dem Oronte in Diensten stehe, meine. Diese Zweydeutigkeit verursacht dem Harlequin eine große Freude; er kömmt aber gar bald aus seinem Irrthume. Colombine sagt ihm, daß es Trivelin sey, den sie liebe. Hierbey nun kan sich Harlequin nicht halten, er wirft seinen Rock und seinen Bart auf die Erde, und läßt der Colombine den Liebhaber in ihm erkennen, dem sie den Trivelin vorzuziehen, die Ungerechtigkeit habe. Auf das Geschrey und die Scheltworte, die er der Colombine sagt, kommen sowohl Dorimene und Oronte, als auch der vermeinte Lucas herzu; und jene erstaunen nicht wenig, anstatt des Beniscraque den Harlequin zu finden. Anfangs scheinet dieser

[1] den] fehlt 1758]

unbesonnene Streich die ganze List des Erast zu vernichten; doch es wird gar bald alles beygelegt. Da Oronte höret, daß Julia den Erast liebet, und diesen Liebhaber bey seiner künftigen Gattin verkleidet antrift, so entsagt er einer für ihn so gefährlichen Heyrath; und Dorimene faßt, nach einem so öffentlichen Ausbruche, den weisen Entschluß, in die Verbindung ihrer Tochter mit dem Erast zu willigen, dem sie noch dazu ihre Freundschaft verspricht. Der einzige Harlequin sieht sich unglücklich; er kann aber niemand andern, als sich selbst die Schuld geben.

2) Arlequin Grand Mogul, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. de Lisle zum erstenmale aufgeführt den 14 Jenner 1734.

Asouf, General der Truppen des Cha-Jean, Kaysers von Mogol, empört sich gegen diesen Monarchen, weil er seine Tochter verstossen hat, und die Roxane, eine Enkelin des Sultan Amajou, heyrathen will. Um seiner Parthey ein Gewichte zu geben, bedient sich Asouf des Harlequins, eines einfältigen Schäfers, welchen er den Rebellen unter dem Namen des Prinzen Boulakis, ältesten Bruder des Cha-Jean, der bereits seit einigen Jahren todt ist, vorstellet. Man kan sich leicht einbilden, wie schlecht der vorgegebene Prinz die Person, die man ihm zu spielen gegeben, behauptet. Er hat sich noch dazu in eine junge Schäferin, Namens Zaide, verliebet, die sich über seine Unbeständigkeit beklagt, und es ihn endlich bereuen läßt, daß er die Stelle, die ihm Asouf aufgetragen, angenommen habe. Endlich schlägt Cha-Jean die Rebellen, Asouf bleibet in der Schlacht und Harlequin heyrathet die Zaide. — Dieses Stück fand wenig Beyfall, ob es gleich verschiedene Scenen hatte, welche die Naivetet des Harlequin und der Zaide sehr interessant machten.

3) Les Caprices du Coeur et de l'Esprit, in drey Aufzügen von dem Hrn. de Lisle; zum erstenmale aufgeführt den 25 Junius 1739.

Personen. Dorimon, der Angelique Vater; Dorante, Liebhaber der Angelique; Valere, gleichfalls der Angelique Liebhaber; Angelique, dem Dorante versprochen; Isabelle, Nichte des Dori-

mon, dem Valere versprochen; Lisette, Mädchen der Angelique; Frontin, Bedienter des Dorante. Die Scene ist auf dem Lande bey dem Dorimon.

Dorimon eröfnet die Scene und fragt Lisetten, was sie von dem Dorante, den er seiner Tochter bestimme, und von dem Valere, dem er seine Nichte versprochen, sage? Lisette antwortet: sie wären beyde liebenswürdig; Valere sey sehr lebhaft, und wisse sich hervor zu thun; Dorante aber gefalle ihr deswegen unendlich, weil man einen vernünftigen Mann in ihm bemerke, von der gefälligsten Gemüthsart, obgleich sein Aeußerliches sehr ernsthaft sey. Dorimon schmeichelt sich, in der Wahl dieser Ehemänner für seine Tochter und seine Nichte, sehr glücklich gewesen zu seyn; indem Angelique, welche er dem Dorante bestimmt, so wie er, philosophisch, und Isabelle, so wie Valere, lebhaft und aufgeräumt sey. Sie kommen beyde dazu, und Dorimon sagt, daß er mit ihnen von einer ernsthaften Sache reden wolle. Er erklärt sich, daß es ihre Verheyrathung betreffe; Isabelle findet nicht, daß dieses eben eine sehr ernsthafte Sache sey, allein Angelique denket ganz anders. Dorimon gehet ab, um sich zu den zwey Liebhabern zu begeben, und sie hernach zu seinen Töchtern zu führen. Isabelle bezeiget ihrer Muhme ihre Freude, daß man sie nun bald verheyrathen werde; Angelique aber ist ganz traurig, weil, wie sie sagt, die Heyrath uns mit einem Manne verbindet, dessen Verstand man oft eben so wenig kennet, als die Gemüthsart. Hierauf schildert sie die Liebhaber, die ihre Fehler in liebenswürdige Eigenschaften zu verwandeln wissen, und sich den Augen ihrer Gebieterinnen ganz anders darstellen, als sie wirklich sind. Isabelle antwortet, daß das Frauenzimmer den Mannspersonen, wie sie glaube, in dem Stücke der Verstellung nichts schuldig bleibe. Die Unterredung wird durch die Ankunft des Dorimon und der zwey Liebhaber unterbrochen. Bey dieser Zusammenkunft fallen nichts als Höflichkeiten vor, und Dorimon, unter dem Vorwande, verschiedenes anzuordnen, läßt sie alle viere beysammen. Bey dieser Gelegenheit nun verrathen Angelique und Isabelle ihre Neigungen; Angelique findet den Dorante allzuverdrießlich, und Isabelle siehet in dem Valere nichts als einen unbesonnenen Flattergeist. Jene schließt aus den satyrischen

Zügen, welche dem Dorante entwischen; und diese aus dem leichtsinnigen Tone des Valere, der unter andern sagt, daß sich Dorante, über alles, was ihm zuwieder sey, ärgere, und daß hingegen er, über alles, was ihn ärgere, lache. Dorimon kömmt wieder zu ihnen; Isabelle erhebt gegen ihren Oheim den Verstand und Charakter des Dorante, und Angelique lobt ungemein den Valere, so daß Dorimon sagt: das ist ja recht lustig; jede rühmt den Liebhaber ihrer Muhme, untersteht sich aber, aus Schamhaftigkeit, nicht, ihren eignen zu loben. Lisette meldet, daß man angerichtet habe, und die Gesellschaft begiebt sich weg. Lisette hält den Dorimon zurück, um ihn zu fragen, ob die Verliebten an einander Geschmack finden. Dorimon ist voller Freuden und sagt, daß das Schicksal seine Wahl deutlich zu billigen scheine, und daß man auf der ganzen Welt keine sympathetischere Gemüther finden könne; doch empfiehlt er ihr, bey dem Abgehn, nochmals die Herzen der beyden Frauenzimmer gegen ihre Liebhaber zu erforschen. Frontin kömmt und wird von der Schönheit der Lisette ungemein gerührt. Er hält sie anfangs für eine von den Gebieterinnen des Hauses, nachdem ihn aber Lisette aus dem Irrthume gezogen, wird er freyer und sagt: Du wirst nichts dabey verlieren, daß Frontin seine Ehrfurcht gegen dich zu verlieren anfängt. Lisette fragt ihn, was er suche? Frontin antwortet: ich suchte einen Herrn, und finde eine Gebieterin. Sie unterhalten sich hierauf von ihrer Herrschaft, und jeder mahlet die seinige mit sehr komischen Zügen vollkommen nach dem Leben.

Angelique und Lisette fangen den zweyten Aufzug an. Dieses vernünftige und einsichtsvolle Frauenzimmer sagt, je mehr sie den Dorante untersuche, desto weniger könne sie Geschmack an ihm finden, und sie möge ihn durchaus nicht haben; er scheine ihr zu viel Verstand zu besitzen, und sie fürchte, daß er für seine Einsichten allzusehr eingenommen sey. Sie gesteht, daß sie eben die Fehler habe, welche sie Doranten vorwirft. Und eben diese Uebereinstimmung in unserer Art zu denken, sagt sie, würde unserm Umgange nothwendig sehr gefährlich seyn. Dorante, setzt sie hinzu, muß eine gelehrige Frau, so wie ich einen Mann haben, der mehr Biegsamkeit des Geistes besitzet. Sie trägt Li-

setten auf, zum Dorimon zu gehn, und ihm die Neigungen ihres Herzens zu entdecken. Valere kommt dazu, weil er aber in tiefem Nachdenken ist, wird er Angeliquen nicht gewahr, ob sie gleich eben die Person ist, von der seine ganze Seele eingenommen. Sie zeiget sich ihm, welches ihn anfangs ein wenig verwirrt macht; doch faßt er sich bald wieder, und gesteht ihr, daß seine Gedanken eben mit ihr beschäftiget gewesen. Angelique wird durch dieses Geständniß sehr betroffen, und giebt ihm zu bedenken, daß er ihrer Muhme bestimmt sey; doch Valere fährt fort, sie zu versichern, daß er zwar Isabellens Verdienste wohl einsehe, daß aber Angelique über sein Herz triumphirt habe. Endlich bekennt ihm Angelique, daß sie eben so ausschweifend sey als er, und nicht die geringste Neigung gegen Doranten habe. Valere wird darüber entzückt, fällt ihr zu Füssen, und bittet sie um Erlaubniß, hoffen zu dürfen, weil er sie nunmehr lieben könne, ohne die Freundschaft, die er für Doranten habe, zu verrathen. Angelique hebt ihn auf, und sagt: Geben Sie mir die Hand; ich will Sie von Ihrem Irrthume zurückbringen, und meiner Muhme wieder schenken. Dorante kömmt dazu, und weil er Angeliquen fliehen sieht, so zweifelt er an ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn nicht länger, und ist sehr wohl damit zufrieden. Er fügt hinzu: ein Frauenzimmer ist von Natur gebieterisch; alsdenn aber hat ihr Stolz keine Grenzen, wenn sie grössere Talente zu besitzen glaubt, als ihrem Geschlechte sonst zukommen. Er ruft den Frontin, und befiehlt ihm, die Pferde zu satteln, damit er sogleich abreisen könne. Dem Frontin ist dieses ganz und gar nicht gelegen, und er thut alles was er kann, seinen Herrn zu bereden, daß er sich nicht entbrechen könne, Angeliquen zu heyrathen, weil bereits alle Anstalten dazu vorgekehret werden; er setzt hinzu, daß noch über dieses er sich selbst in Lisetten verliebt habe. Frontin geht endlich in größtem Verdrusse ab. Dorante bleibt einen Augenblick allein; Isabelle kömmt in Gedanken vertieft dazu, und Dorante sieht sich verbunden, sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit zu fragen. Sie gesteht ihm, daß sie Valeren nicht liebe, und daß er für sie allzu jung und allzu zerstreut sey. Dorante nimmt Valerens Parthey und beweiset Isabellen, daß er alle Verdienste habe, die man nur haben könne. Doch dieses alles verringert Isabellens Besorgnisse wegen der

Jugend des Valere nicht im geringsten; sie läßt sich vielmehr darüber aus, daß sie schwer zu überstehen seyn werde. Erzeigen Sie mir also die Gefälligkeit, fährt sie fort, und bringen ihm auf eine gute Art bey, daß er nicht mehr an mich denken solle. Dorante nimmt die Commißion, obgleich ungern, über sich, und verspricht, ihr Antwort zu bringen. Isabelle geht ab, nachdem sie sich diesen Stein vom Herzen geschaft. Dorante, der anfangs allein abzureisen glaubte, freuet sich, daß ihm Valere werde Gesellschaft leisten müssen. Valere kömmt herbey, ohne den Dorante zu sehen, und ist wegen der Art sehr verlegen, mit welcher er ihm das Vorgefallene beybringen will. Wenn er Angeliquen liebt, sagt er, und erfährt, daß ich sie auch liebe, so wird er es für einen sehr schlechten Streich halten. Hier ist er; ich muß das, was mir Angelique an ihn aufgetragen, ausrichten. Sie bringen also nunmehr einer dem andern bey, daß sie von den Personen, für welche sie bestimmt worden, nicht geliebt werden. Als aber Dorante dem Valere abzureisen vorschlägt, stutzet er nicht wenig, daß ihm dieser antwortet: ich kann nicht. Er gestehet ihm endlich, daß er Angeliquen anbete, daß er von ihr geliebt werde, und daß ihr seine Philosophie besser gefalle, als Dorantens. Dorante umarmt ihn, und wünschet ihm Glück. Leben Sie wohl, mein Freund, sagt er; ich will noch zu Isabellen gehen, ihr von meiner Unterhandlung Bericht abzustatten, und Abschied von ihr zu nehmen.

Isabelle eröfnet den dritten Aufzug mit einer Monologue, in der sie die Unruhe ihres Herzens zu erkennen giebt; sie fürchtet ihren Vater zu kränken, wenn sie die angetragene Heyrath ausschlägt, und ist zugleich bange, was Dorante werde ausgerichtet haben, den sie eben wahrnimmt. Er entdeckt ihr, daß es Valeren sehr angenehm sey, daß sie ihn nicht liebe, daß er hingegen ihre Muhme liebe und von ihr wieder geliebet werde. Isabelle erstaunet nicht wenig, daß ihre Muhme ihrem Verstande so zu nahe trete und den Dorante nicht liebe, der es doch so wohl verdiene; sie scheinet wider das Betragen der Angelique ganz aufgebracht zu seyn. Hier fängt sich die Liebe des Doranten an zu entdecken. Er kann sich nicht enthalten, ihr ihren Sieg

über sein Herz zu gestehen. Sie empfängt seine Erklärung mit einem freudigen Erstaunen; glaubt aber noch immer, daß sie Dorante hintergehen wolle. Dorante braucht alle Mittel, sie zu überreden und endlich läßt sie sich überreden. Frontin, der das Ende dieser Scene mit angehöret hat, schließt, daß die Abreise nunmehr verschoben sey, und er Lisetten wieder sehen könne. Unterdessen fasset er doch den Anschlag, sich auf Unkosten seines Herrn zu belustigen, und sagt ihm, daß die Pferde fertig stehen. Dorante antwortet ihm, daß er nicht abreise, denn er sey verliebt. Frontin kann nicht anders glauben, als daß er es in Angeliquen sey; und da Dorante abgeht und Frontin den Dorimon kommen sieht, so macht er sich gefaßt, diesem davon Nachricht zu geben. Dorimon sagt im Hereintreten: ich fürchte, alle meine Vorsicht wird vergebens seyn; denn wenn ich mich nicht sehr irre, so haben die jungen Leute, von welchen ich mir eine so grosse Uebereinstimmung versprach, wenig Neigung gegen einander. Frontin sucht ihm diesen Irrthum zu benehmen, und der erfreute Dorimon giebt ihm für diese gute Nachricht eine Belohnung. Lisette kömmt und sagt gleich das Gegentheil von dem, was Frontin vorgegeben. Angelique, sagt sie, kann den Dorante nicht ausstehen; er ist ihr zu philosophisch; Dorante seines Theils ist nichts zärtlicher; und was Isabellen anbelangt, so findet sie den Valere für sie allzu jung und allzu lebhaft. Kurz, die Sympathie hat alles verdorben. Dorimon beruft sich auf den Frontin, daß allerdings eine wechselsweise Liebe unter ihnen zu herrschen anfange; und Lisette bestehet auf ihrer Rede. Dorimon geht ab, um besser hinter die Wahrheit zu kommen. Lisette ist auf den Frontin erzürnt, daß er den Dorimon betrogen; Frontin versichert, daß er nichts als die lautere Wahrheit gesagt, und daher auch kein Bedenken getragen habe, Geld dafür zu nehmen, welches ihm seine Aufrichtigkeit gewiß nicht erlaubt hätte, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß wäre. Ihr es zu beweisen, macht er eine ausschweifende Erzehlung. Da ich sahe, sagt er, daß mein Herr, Valere, Angelique, und Isabelle, und Sie, Jungfer Lisette, der Liebe sich nicht unterwerfen wollten, so bin ich auf der Post zu ihr gereiset, um euch alle zu Paaren zu treiben. Ich habe den kleinen

Schalk von einem Liebesgotte mit mir gebracht, und kaum hat er den Fuß hier auf die Erde gesetzt, so ist es auch schon richtig; die Verliebten sind in einander wie vernarrt. Lisette will von diesem allen nichts glauben, und er läßt sie mit Angeliquen allein, um sich selbst davon zu überzeugen. Lisette will also Angeliquen überreden, daß sie den Dorante liebe, und Angelique versichert sie, daß nichts daran sey, daß er ihr unerträglich falle, und daß, bey Gelegenheit da sie den Valere ihrer Muhme wieder zuführen wollen, sie in diesem ein so liebenswürdiges Betragen, so schöne Gesinnungen entdeckt habe, daß sie sich nicht enthalten können, ihn selbst zu lieben. Lisette antwortet hierauf, daß sie nunmehr vollends nicht wisse, woran sie sey. Angelique hat Isabellen rufen lassen, und sie kömmt; und nun entdecken beyde einander ihre Gesinnungen auf eine feine Art. Dorimon, der sie behorcht und gehört hat, daß beyde von sich gestanden, sie liebten, glaubt, daß sie die lieben, die er ihnen bestimmt hat, und freuet sich ungemein, daß seine Wahl nach ihrem Geschmacke sey. Lisette sagt bey Seite: die Freude wird nicht lange dauern. Angelique und Isabelle bringen ihn aus seinem Irrthume, und bekennen ihm, daß weder Angelique zu dem Dorante, noch Isabelle zu dem Valere einige Neigung fühle, worüber Dorimon ganz bestürzt wird. Die Liebhaber kommen dazu, und Dorimon verlangt, daß sie sich erklären sollen. Dorante gesteht, daß er Isabellen liebe, und Valere, daß er seine ganze Liebe Angeliquen gewidmet habe. Da sie Dorimon beyde gleich hoch schätzt, so ist es ihm gleich viel, welchem von ihnen er seine Tochter oder seine Nichte giebt. Er verspricht, daß er die Einwilligung ihrer Aeltern zu diesen Heyrathen auswirken wolle, und erklärt sie für so gut als geschlossen. Die Verliebten bezeigen darüber ihre Freude, und Frontin erhält zugleich das Jawort von Lisetten, worauf das Stück mit einer Lustbarkeit, die Frontin besorgen müssen, beschlossen wird.*)

*) Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freygeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabey sollte genutzt haben. Ich will mich also ganz in der Stille verwundern, in der Hofnung, daß sie mir wenigstens, eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugestehen werden.

Saint-Foix.*)

1) Le Contraste de l'Hymen et de l'Amour, in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix; auf dem italiänischen Theater zum erstenmal aufgeführt, den 7ten März 1725.

Personen. Horatius, Oheim des Pamphilus. Pamphilus, Neffe des Horaz. Julia, mit dem Pamphilus vermählt. Hortense. Alceste, Liebhaber der Hortense. Harlequin, Bedienter des Pamphilus. Trivelin, Bedienter des Alceste. Mademois. Amila, Sängerin und Frau des Trivelin. Mademois. Beccarre, Sängerin und Frau des Harlequin. Die Scene ist in dem Hause des Horatius.

Erster Aufzug. Gleich vom Anfange des Stücks läßt der Verfasser zu verstehen geben, daß man bey dem Oheim des Pamphilus einen Ball geben werde. Zwey Sängerinnen sind eingeladen, sich dabey hören zu lassen. Pamphilus hat das, was sie singen sollen, selbst componirt. Die eine von diesen Sängerinnen ist die Frau des Harlequins, und die andere ist mit dem Trivelin verheyrathet; sie wissen aber beyde nicht, daß ihre Männer, von welchen sie weggelauffen sind, der eine bey dem Pamphilus und der andere bey dem Alceste in Diensten stehen. Der erste ist mit der Julia vermählet, und der andere soll sich mit Hortensen verbinden. Harlequin hat sich in die Frau des Trivelins, und Trivelin in die Frau des Harlequins verliebt. Harlequin öffnet die Scene. Er empfiehlt sich der Mademoiselle Amila, die er eben verläßt. Pamphilus, sein Herr, heißt ihm, einen Brief wegtragen; Horatius, des Pamphilus Oheim, kömmt in dem Augenblicke dazu, da sein Neffe dem Harlequin den Brief giebt, bemächtiget sich desselben, und fragt in einem zornigen Tone, an wen diese verliebte Gesandtschaft gehen solle? Pamphilus antwortet ihm ganz ruhig, er dürfe, um es zu wissen, nur die Aufschrift lesen. Horatius erstaunt nicht wenig, da er sieht, daß Pamphilus an seine Frau schreibt, und von ihr zu wissen verlangt, um welche Stunde er das Vergnügen haben könne, ihr aufzuwarten. Er fragt seinen

*) Der Herr von Saint-Foix ist noch am Leben. Wir haben eine gute Uebersetzung von seinen dramatischen Werken. Folgende Auszüge aus zwey Stücken, die er nie drucken lassen, werden dem Leser also hoffentlich um so viel angenehmer seyn.

Neffen, ob das die Art sey, wie zwey verehelichte Personen mit einander umgehen sollten? Pamphilus erklärt ihm die Feinheit dieses Betragens in Ausdrücken, die den Horaz erbittern und zu der Drohung bringen, daß er ihn enterben wolle, wenn er nicht klüger werde. Alceste kömmt und bezeigt dem Pamphilus, den er für seinen Freund hält, wie sehr er sich freue, daß er nun bald mit Hortensen solle verbunden werden. Pamphilus spottet über alles, was er ihm sagt. Alceste redet von Juwelen, die er für seine Braut einkaufen will; Pamphilus bietet ihm die Juwelen seiner Frau an, und giebt ihm den Rath, sie gleichfalls, fünf oder sechs Monate nach der Hochzeit, wieder zu verkauffen. Alceste aber findet den Antrag der Annehmung eines ehrlichen Mannes unwürdig. Hortense kömmt dazu und giebt durch ein Seitab zu verstehen, daß sie den Pamphilus eben so sehr hasse, als sie den Alceste liebe. Pamphilus, um den Alceste eifersüchtig zu machen, spricht mit Hortensen in dem vertraulichen Tone eines beglückten Liebhabers; Alceste weis nicht, was er denken soll, und Hortense mag sich über die Unverschämtheit des Pamphilus noch so sehr erbittern, so drehet dieser doch noch immer alles, was sie ihm hartes sagt, zu seinem Vortheile. Sie verläßt ihn endlich, und giebt ihrem geliebten Alceste die Hand. Zu Ende dieses Aufzuges erkennet Harlequin, unter dem Namen der Mademoisell Beccarre, seine Frau, die er längst todt geglaubt; sie überhäuffen einander mit Scheltworten und verlassen sich mit einem: Adieu! hohl dich der Teufel!

Zweyter Aufzug. In der Zwischenzeit hat Pamphilus einen Brief an Hortensen geschrieben, in welchem er ihr meldet, daß er seiner Frau durch eine falsche Nachricht beybringen lassen, als ob eine von ihren Anverwandten zu Versailles gefährlich krank geworden, welches sie ohne Zweifel bewegen werde, sogleich dahin abzureisen. Er setzt in diesem Briefe hinzu, daß er sie, vermittelst dieser List, unter dem Namen und den Kleidern der Julia, auf dem Balle werde unterhalten können. Hortense wird über diesen Anschlag, an dem sie durchaus keinen Theil haben will, und den sie höchst ausschweifend und unverschämt findet, ungemein aufgebracht, und schicket den Brief an Julien. Diese aber verlieret ihn und er fällt dem Alceste in die Hände, der bereits den Argwohn gefaßt, daß Hortense gegen die Liebe des Pamphilus so unempfindlich vielleicht nicht sey, als sie sich in dem ersten

Aufzuge gestellt. Er giebt es zu Anfange des zweyten Aufzuges dem Horaz zu verstehen, und zeiget ihm den unglücklichen Brief, den er gefunden. Horaz vergißt nichts, ihn wegen seines Neffens zu beruhigen, dessen Charakter es sey, leere Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen. Alceste scheinet auch von seinem eifersüchtigen Argwohne wieder geheilet. Es sind noch verschiedene andere Scenen in diesem Aufzuge, deren Ordnung vielleicht, aus Mangel des Gedächtnisses, ein wenig verrückt worden, deren Inhalt aber ohngefehr dieser ist: In einer von diesen Scenen hat Pamphilus eine Unterredung mit seiner Ehegattin, der Julia, welche, nachdem sie ihres Mannes Anschlag aus dem Briefe, den ihr Hortense zugeschickt und sie nachhero verloren, ersehen, List gegen List setzet, und ihren Mann beredet, daß sie nicht auf den Ball gehen werde, weil die Pflicht sie zu ihrer kranken Anverwandtin nach Versailles rufe. Pamphilus spottet über dieser Pflicht, die sie an ihrem Vergnügen hindere. Er hat dem Harlequin aufgetragen, der Julia eine Trennung vorzuschlagen, und erinnert ihn itzt ganz leise daran. Harlequin gehorcht, und sagt zur Julia, daß die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen sie habe, ohne Zweifel daher komme, weil sie einander beständig vor Augen hätten, und daß sie sich seltener sehen müßten, wenn sie sich lange mit Vergnügen sehen wollten. Pamphilus giebt dieser neuen Entdeckung des Harlequins seinen Beyfall; Julia aber erzürnt sich wider ihren unwürdigen Gemahl, der sich zu der Trennung so bereit finden läßt. Pamphilus antwortet, daß es eigentlich keine Trennung, sondern vielmehr ein Mittel sey, sich desto fester zu vereinigen. In einer andern Scene ist Hortense ungemein betrübt, weil sie ihren Alceste verdrießlich sieht; da sie aber von Julien hört, daß sie den Brief des Pamphilus, den sie ihr zukommen lassen, verloren habe, so zweifelt sie eben so wenig als ihre Freundin, daß Alceste ihn müsse gefunden und Argwohn daraus geschöpft haben. Es schließt sich der zweyte Aufzug mit einer Scene in dem italiänischen Geschmacke, welche sehr vielen Beyfall fand. Sie ist folgende: Da der Ball nunmehro bald angehen soll, so kömmt Trivelin als ein Cavalier verkleidet, um seiner geliebten Mademoiselle Beccarre unter dieser Verkleidung Liebkosungen vorzusagen; Harlequin erscheinet gleichfalls seiner lieben Amila wegen, und hat die Kleider seines Herrn, des Pamphilus angezogen. Von diesen Bedienten also,

die beyde auf gutes Glück ausgegangen, will gern keiner einen überlästigen Zeugen um sich leiden, und es bittet daher einer den andern, geschwind abzutreten, wozu sich aber weder dieser noch jener verstehen will. Sie vertrauen sich wechselsweise die Ursache, warum sie hieher gekommen, und dieses auf eine so unbesonnene Art, daß sie beyde gar bald sehen, daß einer in des andern Frau verliebt ist, und keiner unerhört geblieben. Jeder sagt von seinem Nebenbuhler, was er nur schlimmes von ihm weis, und sie machen eine so wahre Abschilderung von einander, daß sie sich unmöglich verkennen können. Sie gerathen beyde darüber in Wuth, und wollen sich beyde rächen; der eine fordert seinen Degen, und der andere seine Pistolen. Weil diese Scene zur Nachtzeit vorgehet, so verirren sich ihre Weiber, die unter dem Namen Amila und Beccarre dazu kommen, und jede von ihnen wendet sich an ihren Mann, indem sie mit ihrem Liebhaber zu sprechen glaubt. Die Männer fangen an zu zanken, allein die Weiber nehmen noch einen weit trotzigern Ton an, und es kömmt zu Schlägen. Sie prügeln ihre Männer wacker durch, und lassen sie trefflich zerzauset stehen. Die beyden Männer sehen einander eine Zeitlang an, ohne eine Wort zu sprechen; hierauf hebt einer dem andern Perücke und Hut auf, machen sich wechselsweise wieder zurecht, und umarmen sich sehr zärtlich, womit sich der zweyte Aufzug endet.

Dritter Aufzug. Die Anschläge, die in den vorigen Aufzügen gemacht worden, werden in diesem nun ausgeführt. Die Scene ist in dem Saale, wo der Ball gegeben wird. Pamphilus begiebt sich in den Kleidern seiner Julia dahin, so wie er es sich in dem Briefe an Hortensen vorgenommen; und Julia, die er in Versailles zu seyn glaubt, erscheint als ein Cavalier verkleidet, und thut, als ob er der vermeinten Julia Schmeicheleyen vorsagen wolle. Vergebens versichert ihm Pamphilus, daß er nicht Julia sey; der vorgegebene Cavalier dringt nur um so viel stärker in ihn. Endlich räumt es Pamphilus, um ihn los zu werden, ein, daß er Julia sey, und bittet ihn nur, ihr einen Augenblick Ruhe zu lassen. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft der Sängerinnen Amila und Beccarre unterbrochen, und Pamphilus macht sich davon. Als Julia den Oheim des Pamphilus kommen sieht, sagt sie zu den Sängerinnen, daß es Pamphilus selbst sey; und dieses zwar in der Absicht, weil sie voraus sieht, daß sich

Horaz durch das, was sie ihm in der Meynung, daß er Pamphilus sey, sagen werden, vollends gegen seinen Neffen werde aufbringen lassen. Es geschieht auch wirklich; Horaz erfährt von den beyden Sängerinnen, daß die ganze Lustbarkeit, von welcher sie die Hauptpersonen sind, von seinem Neffen in dem Vorsatze angestellt worden, Uneinigkeit zwischen Alcesten und Hortensen zu stiften. Zum zweytenmale verkleidet sich Julia als Hortense, der sich Pamphilus unter der Kleidung seiner Frau zu zeigen versprochen. Die vorgegebene Hortense spielet ihre neue Person vortrefflich, und macht sie sich verschiedentlich zu Nutze. Einmal in so weit, daß sie ihren Mann, der sie für Hortensen hält, nöthiget, dreyßig Pistolen, die sie einem Gasconier schuldig ist, welcher sie itzt auf dem Balle sehr dringend darum mahnet, für sie zu bezahlen, damit er in seiner Unterredung mit der vermeinten Hortense nicht länger gestört werde. Und der zweyte Vortheil, den sie aus ihrer Verkleidung unter dem Namen Hortense ziehet, bestehet darinn, daß sie sich ihre Juwelen wiedergeben läßt, die er Alcesten verkaufen wollen. Nach dieser doppelten Verrichtung kömmt Alceste mit dem Horatius dazu. Alceste irret sich eben sowohl wie Pamphilus, und glaubet Hortensen in einer geheimen Zusammenkunft mit dem Pamphilus zu treffen. Doch die wahre Hortense erscheinet in eben dem Augenblicke, und macht ihm wegen seines ungerechten Argwohns Vorwürfe. Julia macht den Pamphilus vollends verwirret, indem sie sich zu erkennen giebt; und dieser Streich, den ihm seine Frau gespielt, bestärkt ihn in dem Vorsatze, den er schon vorher geäussert, sich von ihr scheiden zu lassen. Julia ist es zufrieden; Horatius findet, daß sie Recht hat und sagt zu seinem unwürdigen Neffen, daß er auf seine Erbschaft weiter keine Rechnung machen dürffe. Das Stück schließt sich also auf der einen Seite mit einer Ehescheidung und auf der andern mit der festgesetzten Vermählung des Alceste und der Hortense.

2) La Veuve à la Mode; in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix, zum erstenmal aufgeführt den 26. März 1726.

Personen. Dorante, President und Oheim des Damon und der Eliante. Damon, Liebhaber der Eliante. Eliante, eine junge Wittwe und Liebhaberin des Damon. Pasquin, Bedienter

des Damon. Dorimene. Marthon, Mädchen der Eliante. Lisette, Mädchen der Dorimene.

Damon und Eliante, ob sie gleich in einander verliebet sind, lieben ihre Freyheit doch weit mehr, als selbst das leichte Band, welches sie itzo noch vereiniget. Sie sind beyde gleich geneigt, eine ernsthaftere Verbindung, dergleichen die Heyrath seyn würde, zu fliehen. Dorante, des Damons Oheim, hat sich vorgenommen, ihn mit Elianten zu verheyrathen, die gleichfalls seine Nichte ist. Beyde aber setzen sich gleich sehr darwider und geben ihre Gesinnungen, indem sie mit ihrem Oheim sprechen, auf folgende Art zu verstehen.

„**Eliante.** Uns mit einander zu verheyrathen! So sind Sie es „überdrüßig, uns als gute Freunde zu sehen?

„**Pasquin.** Es ist auch wahr! Warum wollen Sie nun unter „Anverwandten Uneinigkeit stiften?

„**Dorante.** Wie? Euch mit einander verheyrathen, heißt Un„einigkeit unter euch stiften? Liebt ihr euch denn nicht?

„**Damon.** Madame gefällt mir. Meine Gedanken beschäftigen „sich mit ihrem Bilde lieber, als mit dem Bilde einer andern. Aber „da alle artige Frauenzimmer einander gewissermaassen ähnlich sind, „so unterhalte ich die Zärtlichkeit, die ich gegen sie habe, ohne Unter„schied mit allem, was ich liebenswürdiges finde.

„**Dorante.** Nun wohl! Das ist ein guter Anfang zur Liebe; „die Heyrath wird das Band derselben schon fester knüpfen.

„**Eliante.** Nichts weniger; sie würde vielmehr alles verderben. „Wir lieben uns itzo, ohne daß wir uns sehr zu lieben glauben; wir „suchen einander, ohne fast daran zu denken, ohne es vielleicht jemals „überlegt zu haben; wir haben einerley Freunde, einerley Ergetzungen, „einerley Besuche. Aber ach! so bald wir verheyrathet seyn sollten, „würden wir gar bald diese beyderseitige Aehnlichkeit, die sich bey allen „unsern Handlungen findet, bemerken; sie würde uns nach und nach „zur Last werden; jeder von uns würde sie für Eifersucht, für Miß„trauen zu halten anfangen; wir würden uns Zwang anthun; die „Ungleichheiten, die Unbeständigkeiten, die unter Liebhabern nichts zu „bedeuten haben, weil sie denselben nicht weiter ausgesetzt seyn dürfen, „als sie es seyn wollen, würden ihren Namen verändern; sie würden „zu übler Laune, zu Eckel, zu Abneigungen unter Mann und Frau

„werden, die ein unglückliches Band beständig um einander zu seyn „nöthigte.

„Damon. O meine allerliebste Muhme, wie vortrefflich ist das „gesagt! Ich liebe Sie; ich bete Sie an! Nein; ich will Sie nie„mals heyrathen."

Dorante wird durch den Widerstand, den ihm sein Neffe und seine Nichte thun, aufs Aeusserste gebracht, und sagt in einem gebietenden Tone, daß sie einander durchaus heyrathen sollen, und zwar noch heute, oder daß er ihnen sonst seine Erbschaft entziehen, und selbst eine junge Person, Namens Dorimene, heyrathen, und dieser alle sein Vermögen verschreiben wolle. Er fügt hinzu, daß diese Dorimene seine Hand gewiß nicht ausschlagen werde, weil ihr alles Vermögen, das sie zu hoffen habe, von einer ihrer Anverwandtinnen nur mit dem Bedinge vermacht worden, daß sie nicht anders als mit seiner Genehmhaltung heyrathen, ja ihren Gemahl selbst von seiner Hand blindlings annehmen solle. Diese Drohung scheinet der Eliante und dem Damon gleich schrecklich; sie besitzen nichts, als was sie von ihm zu hoffen haben, und zu seiner Erbschäft sollen sie sich bloß durch ihre Verbindung berechtigen können; gleichwohl bleiben sie fest auf dem Entschlusse, einander niemals zu heyrathen. Sie sinnen beyde auf Mittel, wie sie ihren Oheim an der Verschenkung seines Vermögens, womit er ihnen gedrohet, hindern wollen. Damon schmeichelt sich, daß ihn Dorimene genugsam liebe, um sie zu bewegen, die Hand des Dorante nicht anzunehmen; er verspricht sich, sie durch neue Aufwartungen, die er ihr machen wolle, noch mehr für sich einzunehmen. Eliante findet dieses Mittel allzu gefährlich, und wird so gar ein wenig eifersüchtig darüber; sie verbietet dem Damon, bey Dorimenen durchaus nichts zu versuchen, und nimmt alles über sich. Sie fängt es folgender maassen an. Sobald sie Damon verlassen hat, so theilt sie ihrem Mädchen der Marthon einen Anschlag mit, auf den sie eben gefallen; sie sagt ihr, daß sie Dorimenen erst gestern zum erstenmal auf dem Balle gesehen, daß sie ihr unter der Kleidung eines Cavaliers zärtliche Dinge vorgesagt, und in kurzer Zeit einen ziemlich starken Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Sie setzt hinzu, daß sie unter eben derselben Kleidung, die ihr so vortheilhaft gewesen, Dorimenen in ihrem Hause besuchen wolle, und verlangt, daß Marthon gleichfalls,

unter dem Namen Eliante, einen Besuch bey ihr ablegen soll. Das Mädchen ist es zufrieden, sich für die Gebieterin auszugeben, und damit endet sich der erste Aufzug. In der Zwischenzeit reden sie noch alles mit einander ab, was zu dem glücklichen Ausgange ihrer List etwas beytragen kann.

Den zweyten Aufzug eröffnet Dorimene mit ihrem Mädchen, Lisette. Dorimene thut Lisetten zu wissen, daß sie Dorante heyrathen werde, wenn Damon und Eliante sich nicht noch heut einander zu ehelichen entschlössen. Lisette fragt sie, ob sie sich, des zärtlichen Versprechens ungeachtet, das sie dem Valere gethan, keines andern, als die seinige zu seyn, den Dorante zu heyrathen, werde entschliessen können. Dorimene antwortet ihr so, daß sie an ihrer Beständigkeit zu zweifeln anfängt, und endlich gestehet sie ihr offenherzig, daß ein junger Unbekannter, den sie vorgestern Abends auf dem Balle gesehen, und der ihr von Liebe vorgeredt, die schwerste Hinderniß sey, die Dorante in ihrem Herzen zu übersteigen habe. Durch diese Scene erfährt man nicht allein das Vergangene, sondern sie dienet auch zur Vorbereitung auf das Folgende. Marthon wird unter dem Namen Eliante, angemeldet. Dorimene befiehlt, sie hereinzuführen. Nach einigen Complimenten, so wie sie bey einem ersten Besuche vorzufallen pflegen, bittet die vermeinte Eliante Dorimenen um Erlaubniß, einem von den Bedienten ins geheim etwas befehlen zu dürfen. Dorimene vergönnt es, worauf sie sich beyde niedersetzen und Eliante sogleich ihr Herz folgender Gestalt ausschüttet.

„**Marthon, oder die vermeinte Eliante.** Nicht in dem Geräusche der Welt, wo uns tausend Ergetzungen zerstreuen, haben wir „die Ueberraschungen der Liebe am meisten zu fürchten. Das Jahr „der Stille und Eingezogenheit, welches ich dem Andenken meines verstorbenen Gemahls gewidmet hatte, war noch nicht ganz verflossen, „als eine von meinen Freundinnen einen ihrer Anverwandten zu mir „brachte. Wie liebenswürdig war er! Welcher Anblick für ein Herz, „das der Wohlstand seit zehn Monaten nöthigte, sich nur mit traurigen „Ideen zu beschäftigen, und dessen Begierden sich durch die wenige „Thätigkeit, die ich ihnen erlauben durfte, nur vermehrten. Dieser „junge Mensch legte verschiedene Besuche bey mir ab; und endlich „gestand er mir, daß er mich liebe. Ich antwortete ihm, ich sey entzückt darüber, und liebe ihn auch recht sehr.

„Dorimene. Dieser Anfang verspricht viel.

„Marthon. Er ward über meine Antwort unwillig.

„Dorimene. Nun? Und was wollte er denn?

„Marthon. Er wollte, ich hätte mir bey dem Bekenntnisse seiner „Leidenschaft ein strenges Ansehen geben sollen; ich hätte ihn miß„handeln sollen. Kurz, er wollte, daß ich mich grausam gegen ihn „bezeigte; ich aber war viel zu fein, ihm hierinn seinen Willen zu thun.

„Dorimene. Zu fein? Von dieser Feinheit verstehe ich nichts.

„Marthon. Und gleichwohl ist sie höchst vernünftig. Darf ein „Frauenzimmer, das sich von ihrem Liebhaber am Nachttische gesehen zu „werden fürchten muß, das ihm nur durch erborgte Reitze Liebe einzuflössen „weis, darf so ein Frauenzimmer auf ihre Eroberung wohl stolz seyn?

„Dorimene. Gewiß nicht.

„Marthon. Was sind aber die kleinen Weigerungen, die Hinder„nisse, die Schwierigkeiten, wodurch wir die Leidenschaft eines Lieb„habers reitzen? Sie sind unserer Person eben so wenig eigen, eben „sowohl erborgt als Bleyweiß und Schminke; und man kann sich also „auch auf dasjenige Herz, das sie uns erhalten müssen, wenig oder „nichts zu gut thun. Allein es wissen, daß unsere Bereitwilligkeit einen „Liebhaber leicht nachläßig, kalt und schläfrig machen kann, und ihm „dennoch diese Hülfe wider unsere Reitze selbst leihen, um ihn mit „desto mehr Ehre überwinden zu können, das, das nenne ich fein ge„dacht, und so wie eine Heldin denken muß, die sich ihres Werths „bewußt ist, und ihre Siege nur sich selbst zu danken haben will. — „Kurz, er mußte sich nach meiner Moral bequemen.

„Dorimene. Ich sollte auch meinen, daß sie bequemlich genug wäre.

„Marthon. Er wollte in dem Geschmacke der Romanen, die „er gelesen hatte, lieben; jetzt aber ist er kein solcher Neuling mehr, „wie Sie bald selbst sehen und mir es zugestehen sollen.

„Dorimene. Ich? Madame!

„Marthon. Er liebt Sie; Sie entreissen mir ihn ꝛc.“

Diese Scene gefiel bey der Vorstellung wegen ihres paradoxen und seltsamen Inhalts ungemein. Zum Schlusse macht Eliante Dorimenen sehr lebhafte Vorwürfe, daß sie ihr einen Gefangenen entführe, den sie mit der besten Art gemacht habe. Dorimene vertheidiget sich wegen des Raubes, den Marthon ihr Schuld giebt; doch die wahre

Eliante, die als Cavalier verkleidet dazu kömmt, überzeugt sie desselben vollends. Ehe aber dieser vermeinte Cavalier erscheinet, sagt Marthon zu Dorimenen, daß sie ihn selbst, in Dorimenens Namen, habe rufen und ihm sagen lassen, daß er sich, um nicht erkannt zu werden, in einem Mantel verhüllt, zu ihr begeben solle. Sie verlange, daß er sich über sie beyde erkläre, und bittet um Erlaubniß, sich einen Augenblick verbergen zu dürfen. — Einige Stellen aus der nun folgenden Scene, werden dem Leser nicht unangenehm seyn.

„**Eliante.** (im Tone eines Petitmaitres) Wenigstens hat mich niemand „erkannt. Ohne uns zu schmeicheln, wir sind bey dergleichen Abentheuern öfterer gewesen.

„**Dorimene.** Mein Herr — —

„**Eliante.** Zum Henker, Mademoiselle, wie glücklich bin ich! „Ich komme auf Ihren Befehl hierher; und was noch mehr ist, ich „komme verkleidet. Unser erster Besuch ist geheimnißvoll! O das Geheimnißvolle! Es ist zu allen gut; aber besonders in der Liebe, besonders da lebe das Geheimnißvolle!

„**Dorimene.** Mein Herr —

„**Eliante.** Ich bekannte Ihnen meine Liebe; und Sie glaubten „mir auf der Stelle. Das ist die gewöhnliche Wirkung der Wahrheit; „man darf sie nur hören, um sogleich überzeugt zu werden.

„**Dorimene.** Mein Herr —

„**Eliante.** Ja, Mademoiselle, wenn ich Ihnen auch meine Liebe „nicht bekannt hätte; so hätten Sie sie doch mit allem Recht vermuthen „können, da Sie so schön, so reitzend sind! Erlauben Sie, daß ich „Ihre schönen Hände küssen darf. (Er wirft sich ihr zu Füssen.)

„**Dorimene.** Stehen Sie doch auf[1], mein Herr ꝛc."

Auf diese Scene folgen noch verschiedene andere, die mit gleichem Feuer, und gleicher Leichtigkeit geschrieben sind. Marthon, oder die falsche Eliante, hatte sich, wie man gesehen, wegbegeben, um dem vermeinten Cavalier bey Dorimenen freyes Feld zu lassen. Nun kömmt sie wieder, begiebt sich aber auch bald zum zweytenmale weg, nachdem sie sich gestellt, als ob die Liebe in ihrem Herzen dem Verdruße, sich aufgeopfert zu wissen, Platz gemacht. Dorimene kann dem vermeinten Cavalier nicht länger widerstehen; sie capituliret; sie ergiebt sich; das

[1] auf [fehlt 1758]

Gesetz, welches ihr der Sieger vorschreibt, bestehet darinn, daß sie den Damon nicht mehr sehen, und die Hand des Dorante durchaus nicht annehmen soll. Dorimene läßt sich alles gefallen; und indem kömmt Damon dazu. Eliante hatte ihm aus dem Streiche, den sie Dorimenen spielt, ein Geheimniß gemacht, und fährt also fort, unter ihrer Verkleidung auch ihn zu hintergehen; sie nimt noch dazu den Gasconischen Accent an, damit er sie nicht an der Stimme erkennen soll. Dorimene läßt sie beysammen, und sagt dem vermeinten Cavalier in einem zärtlichen Tone, daß sie ihn diesen Abend erwarte. Die Scene zwischen dem Damon und der Eliante, ist ungemein lustig; denn da Damon seine Gebieterinn nicht erkennt, so sagt er ihr Dinge, die sie ungemein verdriessen, und in dem Vorsatze, sich nie mit ihm zu verheyrathen, bestärken. Auch sie macht es ihm nicht besser, und bringt ihm, indem sie sich rühmt, auch über Elianten bald zu triumphiren, einen unüberwindlichen Abscheu vor dieser Heyrath bey. Der vermeinte Cavalier begiebt sich endlich weg; Damon befiehlt dem Pasquin, ihm zu folgen; Lisette, die von Dorimenen den nämlichen Befehl erhalten hat, gesellt sich zum Pasquin, um ihn gleichfalls kennen zu lernen.

In der Zwischenzeit zum dritten Aufzuge, hat Lisette erfahren, daß der vermeinte Cavalier Eliante selbst ist; Pasquin aber hat diese Entdeckung nicht gemacht, sondern sagt seinem Herren bloß, daß der Cavalier, dem er auf seinen Befehl nachgefolgt, geraden Weges zu Elianten gegangen sey, und sich da Freyheiten herausgenommen habe, die nur einem beglückten Liebhaber, oder einem Gemahle zustünden. Dieses Wort Gemahl, stehet in Ansehung der Entwicklung nicht umsonst; der Verfasser hat es sich folgendermaaßen zu Nutze gemacht. Dorimene wird durch den Streich, den ihr Eliante gespielt, erbittert, und schwöret sich dafür zu rächen. Da sie nun die grosse Abneigung kennt, welche Damon und sie vor der Heyrath haben, so glaubt sie sie nicht besser bestraffen zu können, als wenn sie sie, Trotz dieser Abneigung, mit einander verheyrathet. Sie beredet also den Damon, daß Eliante seit sechs Monaten insgeheim vermählt sey; und ein gleiches heftet sie auch Elianten von dem Damon auf. Sie fallen beyde so glücklich in dieses Netz, daß sie dem Dorante versichern, sie wären nun bereit die Verbindung, vor welcher sie so viel Widerwillen bezeigt, zu vollziehen. Dorante faßt sie bey dem Worte; sie unter-

zeichnen den Contract, und jeder bildet sich ein, daß er wegen der frühern Verbindung, wegen der sie einander in Verdacht haben, null und nichtig seyn werde. Da aber diese frühere Verbindung eine blosse Erfindung von Dorimenen ist, so sind sie verbunden den Contract zu erfüllen. Dorante erzeigt sich dafür gegen Dorimenen so erkenntlich, daß er ihr erlaubt, sich mit ihrem ersten Liebhaber, dem Valere, zu verheyrathen.

Gandini.*)

1) Le Mari supposé; in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erstenmal aufgeführt den 16. May 1746.

Personen. Pantalon, Vater des Mario. Mario, Liebhaber der Flaminia. Flaminia, Schwester des Lelio. Lelio. Octavio. Lucinde, Schwester des Octavio. Der Doctor, Richter. Scapin, Bedienter des Pantalon. Coraline. Häscher. Die Scene ist zu Bologna.

Pantalon ruft seinen Sohn Mario, der in Florenz den Rechten obgelegen, nach Bologna zurück, ihn mit Lucinden zu verheyrathen; den Scapin aber hat er nach Florenz geschickt, um die Flaminia daselbst aus dem Wege zu räumen, weil er weis, daß sein Sohn sterblich in sie verliebt ist. Scapin läßt sich bey Erblickung der Flaminia erweichen, entdeckt ihr den bösen Vorsatz des Pantalons und giebt ihr den Rath, sich zu verbergen. Unterdessen darf es Mario nicht wagen, seinem Vater ungehorsam zu seyn, sondern reiset von Florenz ab, nachdem er seiner Gebieterin tausend Versprechungen einer ewigen Treue gethan, ohne zu wissen, welche Gefahr ihr bevorstehet. Er wird unter Wegens unbaß, und kömmt also vier Tage später bey seinem Vater an, so daß Harlequin, sein Bedienter, den er bey seiner Geliebten zurückgelassen, einen Tag eher als er, in Bologna mit einem Briefe von der Flaminia ankömmt, deren Tod er, so wie sie ihm befohlen, überall ausbreitet.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt die Strasse vor, in der

*) Dionisio Gandini, von Verona gebürtig; ein noch lebender Schauspieler und dramatischer Dichter. Er kam 1754. auf das italiänische Theater zu Paris, wo er vornehmlich die Rolle des Scaramouche spielte. Im Jahre 1755. hat er dieses Theater wieder verlassen. Die folgenden Entwürffe sind von seiner eigenen Erfindung; dieser erste ausgenommen, welches ein alter Entwurf ist, den er nur geändert.

Pantalon wohnet.) Scapin kömmt von Florenz an, und hinterbringt dem Pantalon den Tod der Flaminia. Weil Pantalon schon weiß, daß sich sein Sohn gehorsam erzeigt, scheinet er über das Geschehene verdrüßlich zu seyn, giebt dem Scapin einen Beutel Geld, damit er schweigen soll, und schickt ihn zur Ruhe, nachdem er ihm vertraut, daß er Lucinden aus Frankreich erwarte, mit der er seinen Sohn verheyrathen wolle.

Arlequin, als Courier, sucht den Mario, und giebt zu verstehen, daß ihm ein wichtiges Geheimniß, die Flaminia betreffend, aufgetragen sey. Pantalon erblickt ihn, und will ihn auslocken. Anfangs hätte sich Harlequin bald verschnappt, doch auf einmal besinnt er sich, daß sein Geheimniß von grosser Wichtigkeit ist, und wickelt sich, so gut er kann, aus seinen Reden, welche die Neugierde des Alten auf das äusserste reitzen, wieder heraus. Der Doctor kömmt dazu, und sagt dem Pantalon, daß sein Neffe verwundet worden, und daß er, als Richter des Orts, sogleich die nöthigen Nachsuchungen deswegen wolle thun lassen; hiermit geht er ab. Lucinde tritt auf, mit ihrem Bruder dem Octavio und dem Lelio, den sie unter Wegens haben kennen lernen; Lelio ist der Flaminia Bruder, und hat sich in Lucinden verliebt. Octavio und Lucinde erkundigen sich nach der Wohnung des Pantalon bey dem Pantalon selbst, der sich nach einigen Complimenten zu erkennen giebt, und sein Mädchen, die Coraline, ruft. Sie kömmt, und thut um die Neuangekommenen sehr geschäftig. Octavio reiset unter dem Vorwande, daß sein Vater krank sey, wieder zurück; Coraline dringt in den Lelio, es sich bey dem Pantalon gefallen zu lassen; Pantalon verweiset ihr, daß sie sich so gemein mache, und führt sie mit Lucinden ab, nachdem er sich von dem Lelio mit Ehren los gemacht, der ganz allein stehen blieb, und zu verstehen giebt, daß er sich zwar eilends nach Florenz machen sollte, weil ihm sein Vater geschrieben, daß seine Schwester Flaminia unsichtbar geworden, daß ihn aber seine Liebe zu Lucinden hier in Bologna zurück halte; er geht ab.

Mario langet von Florenz an, und scheinet fest entschlossen, niemals eine andere, als die Flaminia zu heyrathen. Er trift den Harlequin an, der ihn überall sucht, und erkundiget sich sogleich bey ihm nach seiner Gebieterin. Harlequin sagt ihm, daß sie gestorben sey, erzehlt ihm alle Umstände ihres Todes, und übergiebt ihm den Brief der Flaminia, in welchem sie ihm meldet, daß sie ihm getreu und als

die Seinige sterbe. Mario schreyet, dieser Brief sey ein tödtliches Gift für ihn, und fällt ohnmächtig nieder. Der Doctor kömmt mit den Häschern dazu, und sucht den Mörder seines Neffen; er erkennt den Mario und hält ihn für todt. Er fragt den Harlequin um die Ursache, und dieser antwortet, daß er an einem vergifteten Briefe, den er ihm eben gegeben, gestorben sey. Auf dieses Geständniß wird er fest gehalten, und ins Gefängniß geführt. Pantalon und Scapin erscheinen, und freuen sich über die Ankunft der Braut; allein der Doctor meldet ihnen den Tod des Mario, und zugleich, daß man sich seines Mörders bereits versichert, und ihm sein Recht wiederfahren lassen wolle. Pantalon will verzweifeln; Scapin gehet ab, um den Brief, den er für vergiftet hält, zu verbrennen, und sich alsdenn nach dem Gefängnisse zu begeben, zu sehen, ob er den Schuldigen kenne. Pantalon, Lucinde und Coraline nahen sich traurig dem Mario, der durch Seufzer noch einige Zeichen des Lebens von sich giebt. Endlich kömmt er wieder zu sich, zu grosser Freude der Zeugen seiner Auferstehung, die ihn mit nicht geringem Erstaunen eiligst zu dem Richter lauffen sehen, sobald er vernommen, daß man seinen Bedienten eingezogen und den Brief der Flaminia verbrannt. Das Theater verändert sich und stellt die Gerichtsstube vor. Mario kömmt eben dazu, als man den Harlequin, auf sein eigen Geständniß, zum Tode verurtheilen will; das Urtheil wird wiederruffen; die Häscher wollen bezahlt seyn, und Harlequin bezahlt sie mit Schlägen; die spielende Personen verlassen alle die Scene, und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellt wieder die Straasse vor, in welcher Pantalon wohnet.) Auf einer Seite tritt Scapin auf, und auf der andern Flaminia. Sie erkennen einander, und sie erkundiget sich nach dem Mario. Scapin stockt, und endlich erzehlt er ihr das vermeinte Unglück ihres Liebhabers. Flaminia begiebt sich voller Verzweiflung in das Haus des Pantalon, wohin ihr Scapin folgt, um es zu verhindern, wenn sie sich etwa zu erkennen geben wollte. Harlequin kömmt in vollem Lauffe, und sucht sich vor den Häschern zu retten, die eine andere Bezahlung verlangen, als die er ihnen bereits gegeben. Als er eben in das Haus des Pantalon hereinspringen will, kömmt Coraline heraus, mit der er eine verliebte Scene hat. Pantalon kömmt mit Lucinden und seinem Sohne dazu, dem er

wegen seiner Liebe zu Florenz einige Vorwürfe macht. Mario und Lucinde machen einander ziemlich frostige Höflichkeitsbezeigungen; und auf einmal erscheinet Flaminia, als eine Rasende, zwischen ihnen, und fragt, was man mit dem Körper ihres Geliebten gemacht habe. Sie erblickt den Mario, erkennt ihn, und wird von ihm erkannt; beyde thun einen gewaltigen Schrey und bleiben ohne Bewegung. Scapin giebt die Flaminia für seine Muhme aus, Namens Brunette, und sagt, er habe sie kommen lassen, um sie bey Lucinden in Dienste zu bringen. Er bemäntelt das Erstaunen der beyden Verliebten so gut als möglich, und ist auch so glücklich, dem Alten seinen Verdacht zu benehmen. Harlequin kömmt dazu, und nun hätte beynahe dieser alles wieder verdorben; Scapin jagt ihn zweymal fort, und trägt ihn endlich auf den Schultern weg, indem Pantalon unterdessen der Lucinde ihr Zimmer anweiset. Mario versichert der Flaminia aufs neue seine Treue, und erfährt von ihr, daß sie dem Scapin ihr Leben zu danken habe. Scapin kömmt nebst Coralinen dazu, die er mit dem Harlequin getroffen hat, und macht ihr deswegen Vorwürfe. Pantalon kömmt gleichfalls mit Lucinden wieder, und will den Mario zwingen, ihr die Hand zu geben. Flaminia nimmt des Vaters Parthey, und erklärt sich wider ihren Liebhaber; Pantalon befiehlt seinem Sohne, Brunetten zu gehorchen, der er sein ganzes Ansehen hiermit ertheile. Mario verspricht, sich ihr mit Freuden zu unterwerfen, nur müsse sie ihm nicht befehlen, seine Geliebte zu Florenz zu vergessen. Harlequin kömmt und meldet den Fremden an, der mit Lucinden gekommen ist, und mit ihr zu sprechen verlange. Pantalon begiebt sich mit ihr hinein, um ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, und trägt es der vermeinten Brunette auf, ihn zu empfangen. Lelio erkennt im Hereingehen seine Schwester und will mit ihr schelten; sie besänftiget ihn aber, indem sie sich für verheyrathet ausgiebt, und der Bruder und die Schwester umarmen sich. Mario, der auf sie Acht gegeben, ihre Reden aber nicht hören können, wird eifersüchtig, und zwingt den Lelio, den Degen zu ziehen. Harlequin versucht, sie mit seinem hölzern Seitengewehre aus einander zu bringen, läuft aber, als es nichts verfangen will, davon und schreyet um Hülfe. Flaminia ruft dem Mario zu, daß er sich mit ihrem Bruder schlage; und Scapin dem Lelio, daß er mit dem Gemahl seiner Schwester zu thun habe. Panta-

lon kömmt auf das Geschrey dazu, Harlequin kömmt ihm nach, und wirft mit alten Töpfen um sich, womit sich der zweyte Aufzug beschließt.

Dritter Aufzug. Flaminia eröffnet den dritten Aufzug mit dem Mario, dem sie den Rath giebt, seinem Vater zu gehorchen; hierauf umarmt sie ihn, und nimmt Abschied. Mario erschrickt darüber und begiebt sich mit dem Harlequin weg; Lelio aber, der dazu kömmt, sucht seine Schwester wegen des Unglücks zu beruhigen, welches sie für sich und den Mario befürchtet, wenn er sich seinem Vater zu widersetzen fortführe, und verspricht, den Pantalon zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen. Flaminia begiebt sich weg; der Doctor kömmt und Lelio erkennt ihn für einen Freund seines Vaters. Er verklagt den Pantalon und den Mario bey ihm, und ersucht ihn, beyde in Verhaft nehmen zu lassen; der Doctor gehet ab, um die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, und Lelio folgt ihm. Flaminia kömmt wieder, und freuet sich, daß sie nunmehr Hoffnung habe, den Mario zu heyrathen; Coraline, die sie belauscht, und sie für weiter nichts, als für Brunetten hält, erstaunt über ihre Verwegenheit; sie geht ab, dem Pantalon hiervon Nachricht zu geben, sucht ihn aber überall vergebens, weil er unterdessen nebst dem Mario in Verhaft genommen worden. Sie kömmt mit Lucinden wieder, die sie anstatt Pantalons getroffen hat, und erzehlt ihr, auf was sich Brunette Rechnung mache. Lucinde erzürnt sich über die Flaminia, und indem kömmt Scapin und meldet, was mit dem Pantalon und Mario vorgegangen, worauf sich alle wegbegeben, sie in dem Gefängnisse zu besuchen. Das Theater verändert sich, und stellet die Gerichtsstube vor. Alle spielende Personen sind hier beysammen. Der Doctor macht sich fertig, den Pantalon zu verhören, der es sogleich von selbst gesteht, daß er die Flaminia habe umbringen lassen. Der Doctor antwortet, es sey itzt von keinem Morde die Rede, sondern die Sache wäre diese, daß Mario die Schwester des Lelio, seinem Versprechen gemäß, heyrathen solle, oder er werde ihn als einen Verführer zu gebührender Strafe ziehen. Lelio erkläret seines Theils, daß der Verklagte derjenige sey, der seiner Schwester die Ehe versprochen; Harlequin wendet dagegen ein, daß Mario sich bereits mit seiner Gebieterin eingelassen habe; Lucinde beklagt sich gleichfalls, daß sich Mario, ohngeachtet ihn Pantalon mit

ihr verbinden wolle, mit aller Welt und sogar mit Brunetten verspreche; Scapin endlich will die Rechte eines vornehmen Frauenzimmers in Florenz behaupten, welche die erste Hypothek auf den Mario habe. Der Richter will den Mario auch schon als einen Erzverführer verurtheilen, doch Scapin erkläret das Räthsel und es findet sich, daß die Schwester des Lelio, die Gebieterin des Harlequin, das vornehme Frauenzimmer von Florenz und Brunette, nicht mehr als eine und die nehmliche Person sind, und Mario sich nur mit der einzigen Flaminia versprochen hat. Pantalon wird gezwungen in die Heyrath zu willigen; Lelio heyrathet Lucinden, Harlequin Coralinen, und die Komödie hat ein Ende.

2) Les Bohemiens; in fünf Aufzügen nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erstenmal aufgeführet den 6ten Junius 1748.

Personen. Der Doctor. Mario, des Doctors Sohn. Harlequin, Bedienter des Doctors. Pantalon. Scapin, Hauptmann einer Zigeunerbande. Lelio und Lucinde, erkannte Kinder des Pantalon. Coraline, Zigeunerin. Eine Bande Zigeuner und Zigeunerinnen. Ein Müller. Bauern.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt einen Wald und verschiedne Häuser vor.) Der Doctor erscheint, und ist auf den Pantalon sehr erzürnt. Er sagt, daß dieser seine Bosheit gegen ihn nun auf das äußerste getrieben, indem er ihm seinen Zaun niederreissen lassen und dadurch verursacht, daß ihm die wilden Thiere vielen Schaden gethan. Pantalon antwortet ihm, er müsse toll im Kopfe seyn. Harlequin kömmt mit einem Bauer dazu, den er abprügelt, weil er Feigen von dem Hinterhofe des Doctors gestohlen. Pantalon wird sehr ungehalten darüber, daß man seinen Bauer so mißhandelt. Der Doctor versetzt, daß wenn man ihm (dem Pantalon) Recht wiederfahren lassen wollte, man ihm eben so begegnen müßte, weil er an allen seinem Unglücke Schuld sey. Pantalon straft ihn Lügen; der Doctor antwortet mit einer Ohrfeige; Pantalon ziehet seinen Dolch; Harlequin aber treibet ihn mit einer guten Tracht Schläge vom Platze, und begiebt sich mit dem Doctor weg.

(Das Theater stellet ein Feld mit Zelten vor.) Zigeuner und Zigeunerinnen legen dem Scapin die Beute vor, die sie gemacht

haben; nur Lelio hat ihm nichts vorzulegen, und Scapin wirft ihm den wenigen Geschmack vor, den er an ihrer Profeßion habe. Coraline macht Lucinden aus, daß sie den Leuten so schlecht wahrzusagen wisse. Lucinde antwortet ihr, daß sie vor diese Lebensart allzuviel Abneigung habe. Scapin lieset beyden, dem Lelio und der Lucinde den Text, und sagt ihnen, daß sie sehen müßten, wo sie was verdienten, und heißt diejenigen, die sich die vergangene Nacht ermüdet haben, zur Ruhe gehen. Er macht der Coraline tausend Schmeicheleyen und empfängt einen Beutel von ihr. Nachdem er dem Lelio und der Lucinde noch mehr als einmal wiederhohlt, daß sie so ihrem Exempel folgen sollten, begiebt er sich mit Coralinen weg.

Lelio und Lucinde sind nichts weniger als geneigt, dergleichen Ermahnungen nachzukommen. Lelio giebt der Lucinde den Rath, die Flucht mit ihm zu nehmen, und verspricht ihr, sie zu heyrathen. Lucinde antwortet, daß sie ihn zwar liebe und hochschätze, allein sie wisse selbst nicht, warum sie nicht die geringste Neigung habe, ihn zu heyrathen. Lelio antwortet ihr mit aller möglichen Zärtlichkeit, ohne über ihre abschlägliche Antwort verdrießlich zu seyn. Sie gehen mit einander ab.

Der Doctor kömmt und erzehlt dem Mario seinen Streit mit dem Pantalon. Mario ist um so viel weniger damit zu frieden, da er weiß, daß Pantalon sehr reich ist, und daher verdrießliche Folgen besorget.

Harlequin kömmt dazu und hinterbringt, daß Pantalon beschlossen habe, die ganze Familie des Doctors umbringen zu lassen. Der Alte wird darüber ganz unruhig; Harlequin glaubt ihn zu beruhigen, indem er ihm seine Tapferkeit rühmet. Doch kaum läßt sich Pantalon mit seinen Bauern sehen, als der furchtsame Harlequin die Flucht nimmt. Mario vertheidiget den Doctor, und Scapin, der mit seinem Gefolge dazu kömmt, bringt sie aus einander. Als Harlequin niemanden mehr sieht, will er alles todt machen, und beschließt den Aufzug mit seinen Großsprechereyen.

Zweyter Aufzug. Lucinde, nachdem sie über die Liebe des Lelio, und über die Härte, mit welcher ihr Scapin begegnet, ihre Betrachtungen angestellt, fühlt sich sehr ermüdet, läßt sich auf eine Rasenbank nieder, und schläft ein.

Mario erblickt sie, findet sie ungemein reitzend, wird in sie verliebt, nahet sich ihr und weckt sie dadurch auf. Anfangs will sie fliehen; Mario aber hält sie auf, und sie sagt ihm wahr. Mario ärgert sich, daß er sie eine so unwürdige Profeßion treiben sieht, und sagt ihr, daß sie ja wohl auf eine anständigere Art ihr Glück finden könne; er bietet ihr hierauf seinen Beutel an, den sie aber ausschlägt. Scapin schilt die Lucinde, daß sie das Geschenke, das man ihr machen wollen, nicht angenommen. Mario entschuldiget sie, erkennt den Scapin, erzeigt sich gegen ihn sehr freundschaftlich und bittet ihn, seinen Vater und ihn gegen die Verfolgungen des Pantalons zu vertheidigen. Scapin verspricht, ihn und seine ganze Familie in Sicherheit zu setzen, wenn sie ihre Zuflucht in seine Zelte nehmen wollten, und führt Lucinden mit sich fort. Mario wird über das Weggehen der Lucinde empfindlich und folgt ihr nach, nachdem er dem Harlequin befohlen, seinem Vater zu sagen, daß er in die Zelte des Scapins flüchten solle.

Coraline kömmt dem Harlequin unter die Augen, und er findet sie nach seinem Geschmacke. Indem sie ihn mit Wahrsagen unterhält, visitiren ihm zwey kleine Zigeuner die Schubsäcke. Harlequin bekennt hierauf der Coraline seine Liebe, die sie erwiedern zu wollen sich stellet. Sie beredt ihn, sein Kleid abzulegen; die kleinen Zigeuner tragen es weg, und Coraline schleicht sich auch davon.

Der Doctor, der in dem Augenblicke dazu kömmt, ist Ursache, daß Harlequin den ihm gespielten Streich nicht sogleich merkt, sondern vor allen Dingen die ihm von dem Mario an den Alten aufgetragene Commißion ausrichtet. Der Alte ist sogleich bereit, sich die Nachricht zu Nutze zu machen. Unterdessen sucht Harlequin seine Kleider vergebens; er erblickt den Scapin, bey dem er sich wegen des erlittenen Raubes beklagt. Scapin giebt insgeheim seiner Bande Befehl, die Kleider wieder zu bringen. Harlequin setzt noch hinzu, es thue ihm leid, daß er sich über die Zigeunerin, die ihn beraubt, beklagen müsse, da sie ihm so wohl gefalle. Scapin giebt ihm den Rath, nicht so zärtlich zu seyn, sonst könnte ihn leicht der Hauptmann der Bande, wenn er seine Liebe zu der Zigeunerin erführe, zu Tode prügeln lassen. Coraline bringt des Harlequins Kleider wieder, und dieser kann sich nicht enthalten, ihr seine Liebe nochmals zu verstehen zu geben. Scapin giebt sich ihm hierauf als den Hauptmann der Bande

zu erkennen; Harlequin zittert und kann kaum vor Erschrecken wieder zu sich kommen. Scapin will die Zigeunerin wegen ihres Diebstahls bestrafen, und sie bittet den Harlequin, ihr Genade auszuwirken. Harlequin bittet darum; Scapin gesteht sie ihm zu, und gehet mit seinen Leuten ab.

Kaum sieht sich Harlequin mit Coralinen allein, als er ihr um den Hals fallen will. Auf einmal steht Scapin zwischen ihnen; er ist wider den Harlequin aufgebracht und will ihn binden lassen, weil es nur einem Zigeuner erlaubt sey, eine Zigeunerin zu lieben. Um ihn zu besänftigen, sagt Harlequin, daß er sich mit Vergnügen unter sie wolle aufnehmen lassen. Scapin ist es zufrieden, nur soll er vorher eine Probe von seiner Geschicklichkeit ablegen, wozu eben eine Gelegenheit vorfällt. Zwey Zigeuner bringen einen Esel, mit Federvieh beladen, unter die Zelte, den sie einem Müller gestohlen. Scapin läßt das Federvieh abladen, und befiehlt dem Harlequin, den Esel an den Müller wieder zu verkauffen, und ihm bey der Gelegenheit seinen Beutel zu stehlen; wenn er dieses bewerkstelliget, so solle er Zigeuner seyn und Coralinen heyrathen dürfen. Harlequin versteht sich dazu, und Scapin giebt ihm einen Bart und einen Mantel, sich zu verkleiden. Der Müller kömmt, ganz ausser Athem, und fragt ihn, ob er nicht wisse, wohin die Zigeuner ihren Weg genommen. Harlequin antwortet, er habe darauf nicht Acht gegeben, sondern suche vielmehr selbst, diesen Spitzbuben auf das eiligste zu entkommen; er wünsche sogar, sagt er, daß er seinen Esel loswerden könne, damit er nicht gar darum käme. Dem Müller steht der Esel an, und indem er dem Harlequin Geld dafür geben will, stiehlt ihm dieser seinen Beutel. Der Müller merkt es, und läuft ihm nach; doch die Zigeuner vertheidigen ihren künftigen Mitbruder, umringen den Müller tanzend, und vermitteln es, daß Harlequin sich mit dem Esel, den er ihm verkauft, wieder davon machen kann.

Dritter Aufzug. (Das Theater stellt einen Wald und Zelte vor.) Die Zigeuner und Zigeunerinnen spielen neben ihren Zelten. Da Scapin merkt, daß Lucinde und Lelio durchaus nicht geneigt sind, ihre Profeßion zu treiben, so möchte er ihrer gern los seyn. Er giebt zu verstehen, daß der Hauptmann der Bande, der vor ihm gewesen, ihm sie bestens empfohlen, und zugleich ein Papier anvertrauet habe,

das er nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres, erbrechen solle. Da nun das Jahr eben um ist, so öfnet er die Schrift, und findet daß Lucinde und Lelio des Pantalons Kinder sind; er ruft sie, und sie kommen von ihrem Spiele zu ihm. Scapin spricht sehr freundlich mit ihnen und sagt, daß sie nun nicht mehr lange bey der Profeßion bleiben sollten, die sie so sehr verabscheuten; er kenne ihren Vater, und dieser sey vollkommen im Stande, sie in glückliche Umstände zu setzen. Er ersucht sie, ihm auf einige Augenblicke zwey Schaumünzen, die sie bey sich haben, anzuvertrauen. Lucinde und Lelio geben sie ihm. Der Doctor und Mario kommen, bey dem Scapin ihre Zuflucht zu nehmen, der sie auch sehr wohl aufnimmt, und sie mit dem Pantalon auszusöhnen verspricht. Unterdessen daß sich der Doctor unter den Zelten umsieht, kömmt Lucinde dazu, gegen die sich Mario sehr höflich erzeiget; sie entdecken einander beyde ihre Liebe.

Harlequin, der es dem Scapin nachthun will, macht hierüber ein grosses Geschrey, und sagt den Verliebten, daß niemand eine Zigeunerin lieben dürfe, wenn er nicht selbst von der Profeßion wäre. Scapin giebt dem Harlequin Recht, worüber sich dieser sehr frölich erzeigt. Doch als sich Coraline ungemein vergnügt stellt, daß nunmehr auch Mario bald von ihrer Gesellschaft seyn werde, fängt er an, eifersüchtig zu werden.

Pantalon kömmt und bittet den Scapin, ihn zu rächen, und macht ihm ein Geschenk; Scapin nimmt es an, und schickt ihn wieder fort. Er freuet sich sehr, da er sieht, daß die Liebe die Familien des Doctors und des Pantalons ohne Schwierigkeit wieder vereinigen werde; und der Aufzug endiget sich mit der Aufnahme des Harlequins, welche Scapin vorzunehmen befiehlt.

Vierter Aufzug. Scapin giebt dem Mario den Rath, ohne Bedenken Zigeuner zu werden, um Lucinden heyrathen zu können; er versichert ihn, daß er ihm in einigen Stunden beweisen wolle, daß sie von eben so gutem Geschlechte sey, als er, und daß es für sie beyde gut seyn werde, wenn er seinem Rathe folge. Da Mario den Scapin kennet, und von ihm hintergangen zu werden, sich nicht fürchten darf, so williget er in alles, was er von ihm verlangt.

Harlequin giebt dem Doctor den Rath, Zigeuner zu werden, weil es doch sein Sohn auch bald seyn werde; der Doctor aber giebt

auf seine Reden nicht Acht. Indem erblickt Pantalon den Harlequin, erinnert sich an die Schläge, die er von ihm bekommen, zieht seinen Dolch und will sich rächen. Harlequin läuft davon.

Scapin hält den Pantalon auf, und sagt ihm, daß er ein Geheimniß besitze, durch welches er ihm einen sehr wichtigen Dienst leisten könne; wenn er ihn nehmlich an seinen Feinden werde gerächet haben, wolle er ihm das Vergnügen machen, zwey Kinder, die er für verlohren halte, wieder zu finden. Pantalon ist für Freuden ausser sich, und will wissen, wenn ihm dieses Glück wiederfahren solle. Scapin befiehlt ihm, in die nächste Grotte zu gehen, wo er seine Beschwörungen machen wolle. Pantalon gehorcht, Scapin folgt ihm, nachdem er zu verstehen gegeben, daß er zu seiner List alles vorbereitet habe.

Der Doctor hat sich von einer gewaltigen Liebe zu Coralinen einnehmen lassen, und sucht sie, sich ihr zu entdecken. Seine Leidenschaft wird in Coralinens Gegenwart immer stärker; sie merkt die Liebe, die der Alte gegen sie empfindet, stellt sich, sie erwiedern zu wollen, und da er ihr, sie zu heyrathen, verspricht, scheinet sie ganz traurig, weil sie seine Frau, wie sie sagt, nicht seyn könne, wenn er nicht Zigeuner würde. Sie fügt hinzu, daß er sich zwar, wenn er sie wirklich liebe, kein Bedenken machen dürfe, es zu werden, indem sein Sohn bereits Zigeuner geworden, um Lucinden zu heyrathen. Der Doctor erstaunet über diese Nachricht; es wird ihm schwer, sich zu entschliessen; doch endlich siegt die Liebe bey ihm, er begiebt sich mit Coralinen weg, und ist bereit, alles zu thun, was sie von ihm verlangt.

(Das Theater stellt einen Wald und einen grossen Felsen vor.) Scapin befiehlt dem Pantalon, auf den Felsen zu steigen, wo er ihm einen Beweis von seiner Wissenschaft geben wolle. Seine Beschwörungen erschrecken den Pantalon; er erschrickt aber noch weit mehr, als er Mitten in Flammen die Devisen erscheinen sieht, die auf den Schaustücken seiner Kinder stehen. Pantalon verlangt sie von dem Scapin, und dieser verspricht sie ihm auch; indem aber ruft er unterirdische Geister, die ihn wegführen, und von dem Felsen hinunter rollen lassen, womit sich der Aufzug endet.

Fünfter Aufzug. Lelio und Lucinde führen den Pantalon, der nach seinem Falle kaum mehr gehen kann. Sie erzeigen sich dem Alten ungemein behülflich, der ihnen seine Dankbarkeit nicht genug

ausdrücken kann. Die Sympathie verursacht bey allen dreyen Bewegungen, von welchen sie die Ursache nicht begreifen können. Lelio und Lucinde umarmen den Pantalon mit Ehrfurcht, und Pantalon umarmt sie mit Zärtlichkeit.

Da Harlequin und der Doctor den Pantalon wahrnehmen, so wollen sie ihn umbringen; Lelio und Lucinde vertheidigen ihn, und dieser Zufall verdoppelt des Pantalons Liebe gegen sie.

Scapin, der alles, was vorgegangen, insgeheim mit angesehen, läßt den Doctor und den Harlequin, desgleichen den Lelio und die Lucinde abgehen; vorher aber erhebt er die Großmüthigkeit dieser letztern. Pantalon betrübt sich, da sie ihn verlassen sollen. Scapin bewundert die Macht des Bluts, und führt den Pantalon mit sich fort.

(Das Theater stellt einen Wald vor, mit den Zelten des Scapin.) Die ganze Bande des Scapin ist zum Aufbruche fertig. Pantalon erstaunet, da er den Doctor und den Mario unter den Zigeunern gewahr wird. Scapin sagt ihm, daß sie keine Zigeunerin hätten heyrathen können, ohne es selbst zu seyn. Pantalon glaubt nunmehr an seinen Feinden genug gerächet zu seyn, da sie sich so weit erniedriget. Scapin bittet ihn, seinen Groll nicht weiter zu treiben, und zu bedenken, daß sich die liebsten Zweige seiner Familie gleichfalls unter der Bande befänden. Zugleich fragt er seine Leute, ob sich einer von ihnen den Vater des Lelio und der Lucinde zu hassen unterstehe? Sie beschwören alle einmüthig das Gegentheil. Und nun giebt Scapin dem Lelio und der Lucinde ein Zeichen, die sich dem Pantalon zu Füssen werfen, und ihm ihre Schaumünzen überreichen. Pantalon vergießt Freudenthränen, und umarmt sie. Er sieht nun, daß sich die Natur schon vorher für sie erkläret; er söhnt sich mit seinem Feinde aus, und freuet sich über die Verbindung ihrer Kinder.

Harlequin ist wider den Scapin in der größten Wuth, weil er ihm sein Wort nicht gehalten, sondern Coralinen an den Doctor verheyrathet, und will nicht länger Zigeuner seyn. Scapin aber besänftiget ihn, mit der Hofnung, daß Coraline, die itzt einen alten Mann heyrathe, bald Wittwe werden, und ihm alsdenn eine reiche Erbschaft zubringen werde. Hierauf giebt sich Harlequin zufrieden, und die Komödie endiget sich mit der Verheyrathung des Mario mit Lucinden, und des Doctors mit Coralinen.

3) Arlequin et Scaramouche Voleurs, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, in fünf Aufzügen, zum erstenmal aufgeführt den 5 December 1747.

Personen. Pantalon. Der Doctor. Flaminia, des Pantalons Tochter. Lucinde des Doctors Tochter. Mario des Doctors Sohn. Lelio, des Pantalons Sohn. Coraline, Kammerfrau bey der Flaminia. Nicolo, Bedienter des Pantalon. Ein Hauptmann. Scaramouche, das Haupt einer Bande Spitzbuben. Harlequin, Spitzbube. Spitzbuben, als Soldaten, Häscher und Bediente verkleidet. Verschiedene Nebenpersonen.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt eine Straasse vor, in welcher man das Haus des Doctors und des Pantalon siehet.) Harlequin, ein Spitzbube, beklagt sich bey seinem Hauptmann, dem Scaramouche, daß er nicht die gehörige Achtung vor ihn habe. Scaramouche antwortet ihm, es sey seine eigene Schuld, weil er sich der Profeßion nicht besser befleißige. Hierauf giebt er ihm verschiedene Lehren, die sich Harlequin zu Nutze zu machen verspricht, und beyde begeben sich weg. Mario tritt auf, und giebt in einem Monologue zu verstehen, daß er sich in Flaminien, des Pantalons Tochter verliebte; er klopft an des letztern Thüre an; Coraline kömmt heraus, und giebt ihm von ihrer Gebieterin, der Flaminia, einen Brief. Er fängt ihn an zu lesen; Scaramouche wird ihn von weiten gewahr, und zeigt ihn dem Harlequin. Dieser nahet sich ihm, und da er siehet, daß Mario den Brief der Flaminia einsteckt, so bittet er ihn, weil er doch lesen könne, die Gütigkeit zu haben, und ihm auch einen Brief zu lesen, den er ihm dabey einhändiget. Mario will ihm diese Gefälligkeit erweisen, und indem er es eben thun will, stiehlt ihm Harlequin sein Schnupftuch, und macht sich mit davon. Mario wird es gewahr und läuft ihm nach. Der Doctor tritt auf, und sagt, daß Pantalon, sein guter Freund, eben itzt die Heyrath seiner Tochter mit einem sehr reichen Fremden geschlossen habe, welcher Fremde ein Landsmann und Anverwandter von demjenigen sey, dem er seine Tochter bestimmt, er wolle also gehen, und ihm Glück wünschen. Er klopft bey dem Pantalon an; Coraline macht auf und sagt ihm, daß sich Pantalon eben anziehe. Der Doctor sagt, er wolle ihn auf dem Caffeehause erwarten, und geht fort. Pantalon kömmt aus seinem Hause heraus; Coraline

bestellt bey ihm, was ihr der Doctor eben gesagt; er heißt sie wieder ins Haus gehen, und will sich zu seinem Freunde[1] begeben. Als er fort ist, kömmt Lelio und unterhält sich ganz allein mit seiner Liebe zu Lucinden, des Doctors Tochter. Scaramouche, als ein vornehmer Herr gekleidet, den Harlequin als Stallmeister, und verschiedene Spitzbuben in Livrey hinter sich, redet ihn höflich an. Er sagt ihm, daß er ein Fremder von Stande sey, der zu seinem Vergnügen reise, und nicht gerne in einem Wirthshause einkehren wolle; er bittet ihn, ihm ein Haus irgend einer angesehenen Person in der Stadt zu nennen, wo er sich sieben oder acht Tage mit Ehren aufhalten könne. Lelio läßt sich durch den Namen, welchen sich Scaramouche giebt, hintergehen, und versichert, daß ihn sein Vater, Pantalon, mit Vergnügen aufnehmen werde. Da Lelio zugleich hört, daß dieser Herr seinem Stallmeister befiehlt, die Mauleseltreiber, welche seine Bagage geführt, zu bezahlen, der Stallmeister aber kein Geld bey sich zu haben vorgiebt, so erbietet sich Lelio, die nöthige Summe vorzuschiessen, und wird beym Worte gehalten. Er zahlt den Mauleseltreibern das geforderte Geld, und will seinen Beutel wieder zu sich stecken; Harlequin aber practiciret ihm den Beutel weg, ohne daß er es merkt. Lelio nimmt von dem fremden Herren Abschied, nachdem er ihm das Haus seines Vaters gewiesen, und sagt, er wolle gehen, die Zimmer für ihn zurecht machen zu lassen. Er kömmt aber den Augenblick wieder, weil er seinen Beutel vermißt; er ersucht den Fremden, ihm zu sagen, ob nicht etwa einer von seinen Leuten seinen Beutel aufgehoben, den er ohne Zweifel fallen lassen, indem er ihn einzustecken geglaubt. Mein Herr, ruft Scaramouche, Sie können leicht Recht haben. Und huy, daß mein Stallmeister diesen Fund gethan hat. Ich habe seit einiger Zeit ohnedem Ursache, dem Burschen nicht zu trauen; und sobald ich von meinen Reisen wieder zu Hause komme, werde ich ihn sicherlich zum Henker jagen. Der Stallmeister nimmt den Verdacht sehr übel, und antwortet trotzig, daß diese Rede seinem Herrn das Leben kosten solle. Lelio bittet für ihn um Gnade, und indem er sich zwischen sie beyde stellen will, kömmt er ins Gedrenge, und verlieret seinen Hut. Der Herr, der Stallmeister und die Bedienten sprengen auseinander, der

[1] zu seinen Freunden [1758]

eine dahin und der andre dorthin; Lelio verfolgt sie, und der erste Aufzug ist aus.

Zweyter Aufzug. Harlequin und Scaramouche eröfnen, so wie den ersten, also auch den zweyten Act. Harlequin weis sich sehr viel damit, daß er die Lehren, die ihm Scaramouche gegeben, so gut in Ausübung gebracht; und dieser gesteht ihm auch zu, daß er sich zu bilden anfange. Sie hören jemand kommen, und begeben sich weg. Mario tritt auf, und beklagt sich über die Heyrath, welche Pantalon zwischen seiner Tochter und einem Fremden geschlossen. Scaramouche erscheint, und scheinet, gegen die hinterste Scene redend, sehr verdrießlich, daß ein Mensch, an den er zwanzig Louisd'or auf sein Wort verloren, Mißtrauen in ihn setzt und ihm nicht einmahl vier und zwanzig Stunden nachsehen will. Er sey so rasend, sagt er, daß er einen Demant, den er am Finger habe und der gern hundert Louisd'or werth sey, lieber gleich für zwanzig verkauffen möchte, damit er nur mit einem so unbilligen Menschen weiter nichts zu thun haben dürfe. Mario, der den Wechsel des Spiels auch schon oft erfahren, läßt sich seinen Verdruß nahe gehen, redet ihn an, und erbietet sich großmüthig, ihn aus der Verlegenheit zu reissen und ihm, so viel er nöthig habe, zu leihen. Scaramouche nimmt das Anerbieten mit der Bedingung an, daß er seinen Ring zum Unterpfande nehmen soll. Mario, der seinen Beutel schon aufgemacht hat, weigert sich dessen; Scaramouche aber wirft ihm wider seinen Willen den Ring in den Beutel, und faßt zugleich darnach, indem Mario die zwanzig Louisd'or herauslangen will. Mario erstaunt, und will den Beutel wieder an sich ziehen; der Doctor kömmt dazu, und Scaramouche beklagt sich, daß ihm Mario einen Beutel, den er fallen lassen, nicht wiedergeben wolle; zum Beweise, daß der Beutel ihm gehöre, könne der und der Ring dienen, der sich nebst seinem Gelde darinn befinde. Nachdem der Doctor die Sache so befunden, giebt er seinem Sohne, ohne ihn anzuhören, Unrecht, und überliefert dem Scaramouche den Beutel, der sich vergnügt davon macht. Endlich bringt Mario, aber zu spät, seinen Vater aus dem Irrthume, und eilet dem Spitzbuben nach. Der Doctor bleibt allein, und giebt zu verstehen, daß Soldaten in die Stadt gekommen und er einen Officier in sein Haus werde einnehmen müssen. Er klopft an sein Haus an, und befiehlt seiner Tochter, welche herauskömmt,

den neuen Gast zu empfangen; sie verspricht zu gehorchen und gehet wieder hinein. Scaramouche und Harlequin, welche den Doctor behorcht, begeben sich schleunig weg; aber in dem Augenblicke ist Harlequin auch wieder da, und zeigt sich dem Doctor als einen zerstümmelten Officier, dem beyde Beine abgeschossen worden. Er sitzt in einer Sänfte, und die Träger sind als Soldaten verkleidete Spitzbuben. Indessen aber, daß Harlequin dem Doctor seine Heldenthaten erzehlt, und dieser ihn eben zu sich hineinführen will, kömmt der wahre Capitain, der bey ihm logiren soll, und der Betrug wird entdeckt. Die Träger sowohl als der Krüppel nehmen Reißaus, und der zweyte Aufzug schließt sich mit grossem Tumulte.

Dritter Aufzug. Pantalon sagt zu seiner Tochter Flaminia, daß er itzt nicht bey baarem Gelde sey, und da ihre Heyrath, die er nunmehr richtig gemacht, ihm ganz gewiß starke Ausgaben machen werde, so wolle er ein Theil von seinem Silberwerke versetzen, damit ihm bey solchen Umständen nichts fehle. Er befiehlt also seiner Tochter, die entbehrlichen Stücke bey Seite zu setzen. Harlequin und Scaramouche haben alles mit angehört, und dieser sagt jenem etwas ins Ohr. Sie gehen beyde fort, kommen aber sogleich wieder, Harlequin als Gerichtsfrohn, mit Spitzbuben, die sich in Häscher verkleidet, und Scaramouche, als ein Kaufmann, den man Schulden halber, in Verhaft genommen. Scaramouche erblickt den Pantalon und ersucht ihn um Hülfe; er sey, sagt er, sehr unglücklich, daß man ihn um tausend Thaler setzen wolle, da er doch bey sich zu Hause für noch einmal so viel Waaren habe. Aber, setzt er hinzu, da mir diese Trabanten nicht erlauben wollen, nach Hause zu gehen, so haben Sie doch die Gütigkeit, ich bitte Sie, und schreiben ein Paar Worte für mich an meine Tochter; denn wie Sie sehen, (er zeigt ihm seinen Arm, den er in der Binde trägt) ich kann es selbst nicht thun. Pantalon, der sich nichts böses vermuthet, schreibt folgende Worte, die er ihm vorsagt: Liebe Tochter, Ueberbringern dieses händige sogleich das Bewußte ein. Indem Pantalon den Zettel schreibt, mauset ihm Harlequin die Uhr, und Scaramouche begiebt sich, sobald er den Pantalon weit genug von seinem Hause vermuthet, mit dem Zettel zu der Flaminia, die ihm sogleich, weil sie ihres Vaters Hand kennet,

die ausgesetzten Stücke Silber überliefert. Als Pantalon bald darauf mit einem Wucherer, der das Silber abhohlen will, nach Hause kömmt, und von Flaminien und Coralinen, was bereits damit geschehen, erfährt, läuft er plötzlich fort, um den Dieb, wo möglich, noch einzuhohlen; und Flaminia geht mit Coralinen wieder hinein. Lelio tritt allein auf, und sagt, daß er mit seiner Geliebten gern sprechen möchte; er klopft an des Doctors Thüre an, und Lucinde kömmt heraus. Sie haben eine zärtliche Scene mit einander, in welcher ihm Lucinde meldet, daß sie ihr Vater an einen Fremden versprochen, der ein Landsmann desjenigen sey, dem Pantalon die Flaminia zugesagt. Lelio versichert sie, daß er diese Heyrath schon zu verhindern wissen werde; sie geht wieder hinein, und ihr Liebhaber begiebt sich fort. Pantalon und der Doctor treten mit einander auf; der Doctor sagt seinem Freunde, daß er den Augenblick einen Brief erhalten, in welchem man ihm die baldige Ankunft ihrer künftigen Schwiegersöhne berichte, daher sie alle Augenblicke zu erwarten stünden. Scaramouche, der sie beständig auf dem Korne hat, sagt dem Harlequin etwas ins Ohr und geht mit ihm ab. Den Augenblick darauf kömmt Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, und meldet dem Pantalon die Ankunft des künftigen Gemahls der Flaminia, und bittet ihn, die Thüre offen zu halten, um seinen Koffer und übrige Equipage einzunehmen; hiemit geht er ab, und der Doctor verläßt den Pantalon, um sich zu erkundigen, ob sein künftiger Schwiegersohn nicht auch zugleich mit angelangt; Pantalon gehet aber in sein Haus, um das Nöthige zu veranstalten. Das Theater verändert sich und stellt ein Zimmer mit einem Bette und einem Schreibtische vor; auf dem Tische stehet ein angezündetes Wachslicht, weil es Nacht geworden. Man sieht Flaminien, die sich gegen Coralinen wegen des Schicksales beklagt, das ihr Vater ihr zugedacht; diese tröstet sie; Pantalon kömmt dazu und meldet ihr die Ankunft ihres Bräutigams; sie fängt ihre Klagen aufs neue an, die aber durch den Nicolo, einen Bedienten aus dem Hause, unterbrochen werden, der ihnen meldet, daß der Bediente des Herrn, den Flaminia heyrathen solle, mit dessen Koffer angekommen sey. Flaminia geht voller Verdruß ab, und Coraline folgt ihr. Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, bringt einen sehr schweren Koffer, den ihm Nicolo hereintragen hilft. Pantalon befiehlt diesem, es dem erstern an

nichts fehlen zu lassen, und begiebt sich weg. Nicolo will den Harlequin mit zum Abendessen nehmen; Harlequin schlägt es aus; Nicolo dringt vergebens in ihn, und stellt ihm vergebens vor, daß er ihn selbst um eine gute Mahlzeit, die er auf Kosten seines Herrn mit ihm thun könnte, brächte, dem Harlequin ist allzuviel daran gelegen, allein zu bleiben, als daß er sich erbitten lassen sollte. Da endlich Nicolo sieht, daß er nichts ausrichten kann, so schlägt er ihm vor, zu Bette zu gehen, und sagt, daß er bey ihm werde schlafen müssen, weil noch keine Kammer für ihn zurecht gemacht worden. Dieses setzt den Harlequin in eine neue Verlegenheit; er giebt dem Nicolo zu verstehen, daß er gern allein schlafe, und lieber die Nacht hier auf seinem Koffer zubringen, als bey einem andern im Bette liegen wolle. Nicolo versetzt, daß er zu wohl zu leben wisse, als daß er ihn auf dem Koffer werde schlafen lassen. Um ihn los zu werden, vertraut ihm Harlequin, daß er ihm eine gewisse kleine Krankheit, die er seit einigen Tagen merke, mitzutheilen fürchte; doch Nicolo versteht gleich, was er für eine Krankheit meine, und heißt ihn deswegen ausser Sorgen seyn, weil er ihm das nicht erst mittheilen dürfe, was er schon habe. Harlequin wird ungeduldig, und vertrauet ihm ferner, daß er sehr unruhige Träume zu haben pflege; daß er sich oft im Schlafe, von seinen Feinden verfolgt zu werden einbilde; daß er auch schon einmal das Unglück gehabt, einen seiner besten Freunde, der an seiner Seite geschlafen, mit dem Dolche zu erstechen, weil ihm geträumt, als müsse er sich gegen einen Mörder vertheidigen. Aber diese Gefahr schreckt den Nicolo noch weniger ab, weil er gleichfalls sehr schlimme Träume zu haben pflege, und wohl gar, wenn man sich an seiner Seite nur ein wenig rühre, im Schlafe seinen Mann anfasse, und ihn zum Fenster herauswerfe. Harlequin bekömmt also noch weniger Lust, das Bette mit dem Nicolo zu theilen; er wird in allem Ernste auf ihn böse, und da dieser Bediente dem Pantalon zu mißfallen fürchtet, wenn er den Diener seines Schwiegersohns durch eine überlästige Höflichkeit noch ungehaltener mache, so läßt er ihn endlich zufrieden und begiebt sich fort. Sogleich kömmt Scaramouche aus dem Koffer, in welchem er verschlossen war, hervor; Harlequin leuchtet ihm und sie nahen sich dem Schreibtische, ihn zu erbrechen. Scaramouche hat Meissel und Hammer, und will das Schloß damit aufsprengen; kaum aber hat er

den ersten Schlag mit dem Hammer gethan, als ein Hund, der in einem Winkel des Zimmers gelegen, und den sie nicht wahrgenommen, aufspringt und an zu bellen fängt. Scaramouche hält inne; Harlequin schmeichelt dem Hunde, um ihn zum Schweigen zu bringen; Scaramouche thut einen andern Schlag mit dem Hammer; der Hund verdoppelt sein Bellen, bis endlich Pantalon es hört, und dazu kömmt. Scaramouche hat kaum so viel Zeit, sich wieder in den Koffer zu werfen; und Harlequin kriecht geschwind unter das Bette, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und thut, als ob er in dieser Stellung schlafe. Pantalon sieht unter das Bette, und glaubt, er müsse ausserordentlich müde seyn, daß ihn der Schlaf so überfallen; er nimmt ihm das Licht aus der Hand, und setzt es wieder auf den Tisch, ohne ihn aufzuwecken, und geht fort. Scaramouche verläßt sogleich seinen Koffer, und Harlequin will ihm aufs neue leuchten; sobald aber jener wieder mit dem Hammer an zu schlagen fängt, fängt der Hund aus allen Kräften wieder an zu bellen; die zwey Spitzbuben wollen verzweifeln; Harlequin ist der Meinung, dem nichtswürdigen Hunde mit dem Hammer eines vor den Kopf zu versetzen, allein sie können ihn nicht erhaschen, und bewegen ihn nur desto stärker zu bellen. Pantalon kömmt dazu, und die Spitzbuben eilen wieder auf ihre Posten; Pantalon erstaunt über die seltsame Nücke des Harlequins, daß er nicht, ohne sich zu leuchten, schlafen kann, denn er hat auch diesesmal das Licht aus den Händen zu setzen vergessen; er nimmt es ihm wieder weg, setzt es auf den Tisch und begiebt sich zum zweytenmale fort. Die Spitzbuben machen sich wieder an ihre Arbeit, und der Hund hebt aufs neue an zu bellen rc. Dieses Theaterspiel mit den vergebnen Versuchen des Scaramouche und des Harlequin und der Dazukunft des Pantalon auf das Bellen des Hundes, kann nach Belieben wiederhohlt werden. Endlich ist Pantalon den Spitzbuben so geschwind auf dem Dache, daß sich Harlequin über Hals und über Kopf, mit dem brennenden Lichte in der Hand, in den Koffer wirft, und den Scaramouche, statt seiner unter das Bette zu kriechen, nöthiget. Pantalon sieht durch die Spalte des Koffers Licht schimmern, und glaubt, er brenne; indem er ihn aber näher betrachtet, sieht er, daß er nicht verschlossen ist; er eröfnet ihn und findet zu seinem grossen Erstaunen weiter nichts als den Harlequin darinn, der noch immer das brennende

Wachslicht hält. Nun wird dem Pantalon der Handel verdächtig; er nimmt dem Harlequin das Licht zum letztenmale aus der Hand und sucht in der Kammer herum, um wenigstens nachzusehen, ob dieser mit dem Lichte nicht etwa Schaden gemacht; er sieht unter das Bette, erschrickt, als er einen Unbekannten darunter erblickt, und ruft: Diebe! Auf sein Geschrey kömmt das ganze Hausgesinde, nur halb angekleidet und mit verschiedenen Instrumenten bewaffnet, herbey; doch sie sind alle zu erschrocken, als daß sie in der Geschwindigkeit die Spitzbuben verhindern könnten, zu entkommen; und so endet sich der dritte Aufzug.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wie zu Anfange des ersten Aufzuges. Es ist Tag.) Mario klopft an die Thüre des Pantalon, und will mit Flaminien sprechen. Coraline macht auf, und sagt ihm, daß seine Geliebte vor Schrecken über die Spitzbuben in vergangner Nacht, krank geworden; sie hören den Pantalon kommen, und Mario begiebt sich weg. Pantalon erscheint, befiehlt der Coraline, den Arzt zu holen, und geht wieder hinein. Coraline geht ihre Commißion zu verrichten; und Scaramouche und Harlequin, die den Befehl des Pantalons mit angehört, nehmen sich eine neue Verkleidung vor, und treten ab. Der Doctor kömmt, und sagt in einem Monologue, er habe eben itzt erfahren, daß die Aeltern derjenigen, die er, und Pantalon zu ihren Schwiegersöhnen ersehen, nicht so gut stünden, als man sie habe bereden wollen; und dieses sey ohne Zweifel die Ursache ihres Aussenbleibens, welche Vermuthung er itzt seinem Freunde mittheilen wolle. Coraline kömmt wieder und sagt ihm, daß sie einen Arzt für die Flaminia holen müssen, worauf sie beyde zum Pantalon hineingehen. Das Theater verändert sich und stellt ein Schlafzimmer vor. Man erblickt darinn Flaminien, in dem Anzuge und der Stellung einer unbäßlichen Person, nebst dem Pantalon, dem Doctor und Coralinen, die ihr Muth einsprechen. Man klopft an; Coraline geht und sieht wer es ist, kömmt wieder und meldet den Arzt an. Pantalon befiehlt ihr, ihn hereinzubringen; sie führt den Harlequin, als Arzt verkleidet hinein, und geht ab. Während der Scene, in welcher sich Harlequin, so gut ihm möglich, aus der Rolle, die er über sich genommen, zu wickeln sucht, kömmt Coraline in größter Bestürzung wieder, und sagt, daß Mario und Lelio von Spitzbuben angefallen worden; man eilet voller Verwirrung ihnen zu Hülfe; die Kranke bleibt mit dem Arzte

allein, und dieser packet, ihres Geschreys ohngeachtet, alles Silberzeug, das er in dem Zimmer findet, zusammen, und geht damit fort. Pantalon kömmt auf das Geschrey der Flaminia wieder zurück, und sagt, sie solle sich nur trösten, es habe nichts zu sagen. Sie sind also noch, versetzt sie, zu rechter Zeit dazu gekommen? Ohne Zweifel; erwiedert Pantalon. Flaminia wünscht ihm Glück, daß er den Spitzbuben also noch angehalten, der alle sein Silberzeug weggetragen, und Pantalon wird über diese nähere Erklärung sehr bestürzt; denn als er sagte, es habe nichts zu sagen, hatte er es von der Gefahr verstanden, in welcher man ihm gemeldet, daß sich sein und seines Freundes Sohn befänden. Das Theater verändert sich abermals und wird wie zu Anfange des ersten Aufzuges. Man erblickt den Doctor, seinen Sohn Mario und den Lelio beysammen. Der Doctor bezeigt ihnen seine Freude, sie außer Gefahr zu sehen. Pantalon kömmt dazu; er hinterbringt dem Doctor, was er wegen der Liebe des Mario zu seiner Tochter, und seines Sohnes zu Lucinden, erfahren; und nach dem, was er wegen des Vermögens ihrer gehoften Schwiegersöhne von ihm selbst gehört, hielte er es, setzt er hinzu, für das beste, wenn sie ihre alte Freundschaft durch eine doppelte Heyrath noch enger verknüpften, ohne auf die, welchen sie ihre Töchter bereits versprochen, länger zu warten. Der Doctor giebt seine Einwilligung; die zwey Väter klopfen an ihre Thüren und rufen Lucinden und Flaminien, die sich wieder besser befindet, heraus. Sie sind über diese Nachricht sehr erfreut; allein Scaramouche und Harlequin haben ihre Unterredung abermals mit angehöret, und machen sich fertig, ihnen bey der Gelegenheit neue Streiche zu spielen. Das Theater ändert sich und stellet den Garten an dem Hause eines Traiteurs vor; Mario, Flaminia, Lelio, Lucinde, Coraline, Pantalon und der Doctor treten herein, in dem Vorsatze, sich lustig zu machen. Sie rufen den Traiteur; Scaramouche erscheinet unter dieser Gestalt, und versichert sie, daß sie sich in einem Hause befänden, wo es ihnen an nichts fehlen solle, und wo man sie auf den Wink bedienen werde; er bittet sie, nur alles, was ihnen beschwerlich seyn könnte, abzulegen, und unter diesem Vorwande, bemächtiget er sich ihrer Degen, Stöcke, Hüte, Fecher, und was sonst Mannspersonen oder Frauenzimmer abzulegen pflegen, wenn sie sich zu Tische setzen wollen. Er verschwindet damit, und Harlequin,

als ein Petitmaitre gekleidet, tritt statt seiner herein, und sagt ihnen, da er gehört, daß sich eine Gesellschaft braver Leute hier in dem Garten lustig mache, so habe er geglaubt, daß es ihr nicht unangenehm seyn könne, wenn ein Mann von seinem Stande und seinen Verdiensten an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, sich gefallen liesse. Er fordert hierauf eine Prise Taback von ihnen; und nachdem er eines jeden von der Gesellschaft gekostet, findet er zwar keinen nach seinem Geschmacke, allein die Tabatieren kommen ihm ausserordentlich schön vor, und unter dem Vorwande, sie genauer zu betrachten, behält er sie alle bey sich. Er verspricht ihnen hierauf, sie einen ganz vortreflichen Taback kosten zu lassen, und bietet ihn auch wirklich in einer hölzern Dose nach der Reihe herum, und zwar kömmt er an den Pantalon zuletzt, der den Taback aus Gefälligkeit lobet. *Nun wohl,* sagt Harlequin, *ich schenke Ihnen den Taback und die Dose! Aber eben fällt es mir ein, daß ich noch eine kleine Verrichtung habe, die mir das Vergnügen nicht erlauben will, länger bey Ihnen zu bleiben.* Und hiermit will er fortgehen; man hält ihn aber zurück und sagt, daß es ihm zwar frey stehe fortzugehen, nur werde er so gut seyn, und vorher eines jeden Dose wieder heraus geben. *Sie scherzen,* antwortet Harlequin; *ich habe ja dem Herrn* (indem er auf den Pantalon weiset) *gesagt, daß ich sie ihm schenke.* Er versucht aufs neue sich loszureissen, da er aber sieht, daß man ihm allzusehr auf dem Halse ist, und daß er durchaus sein Geschenke wiedernehmen, und alle zu sich gesteckte Dosen herausgeben soll, so wird er zornig, und fragt, für wen man ihn ansehe, und ob man einen Mann, wie ihn, für einen Spitzbuben halten könne? Kurz, er bietet ihnen Trotz, und will sich mit einem jeden von ihnen den Hals brechen. Sie laufen alle nach ihren Degen und Stöcken, doch Scaramouche ist dem Unglücke, das daraus entstehen könnte, zuvor gekommen, und hat ihnen alle angreiffende Waffen weislich aus den Händen gerückt. Das Hausgesinde des Traiteurs kömmt auf ihr Schreyen dazu, so wie, zu Ende des dritten Aufzuges, das Hausgesinde des Pantalons, auf das Geschrey ihres Herrn dazukam; sie sind auf die nehmliche Weise, aber mit eben so wenig Nutzen bewaffnet, weil Harlequin Gelegenheit findet, sich während des Lerms davon zu machen, womit sich der vierte Aufzug beschließt.

Fünfter Aufzug. (Das Theater stellet ein Coffeehaus vor.) Alle die Personen, die sich in dem[1] Garten des Traiteurs lustig machen wollen, sind auf dem Coffeehause beysammen. Scaramouche kömmt als ein Juwelenhändler verkleidet herein, und stiehlt ihnen ihre Uhren, indem sie seine Waaren besehen und feilschen. Er gehet ab, und Harlequin kömmt an seiner[2] Statt, in einen Kaufmann verkleidet, der mit Lotterielosen handelt. Seine geschickte Hand hält Nachlese, und sammelt vollends alles ein, was dem Fleiße des Scaramouche entwischt war. Gleichwohl merkt niemand eher, daß er bestohlen worden, als bis Harlequin bereits weg ist; sie halten sich an den Herrn des Caffeehauses und an dessen Leute; es entstehen darüber Händel, und man schickt nach einem Commissar. Scaramouche kömmt in der Kleidung einer Gerichtsperson und Harlequin spielt die Rolle seines Schreibers. Indem der Commissar sein Interrogatorium hält, und alle auf ihn Acht geben, ist sein Schreiber bemüht, eine schöne Uhr von der Wand herab zu häckeln; allein es wird es jemand gewahr und der Schreiber, mit samt dem Commissar, machen sich mit der Flucht davon und werden verfolgt. Das Theater verändert sich und stellt ein Zimmer in dem Hause des Pantalon vor. Der Doctor tritt mit ihm herein; sie sagen, daß die Spitzbuben abermals entkommen, daß man es aber der Obrigkeit gemeldet, die deswegen Nachsuchung werde thun lassen. Mario und Lelio kommen dazu, und erzehlen ihnen, daß man die Schelme endlich doch ergriffen; man bringt sie geführt, und thut ihnen kund, daß sie sich aufs Rudern nur gefaßt halten sollen. Sie bitten um Gnade, sehen aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit sie zu erhalten. Auf einmal fängt Harlequin an zu schreyen: Feuer! Feuer! Man erschrickt, und jeder drengt sich, zu sehen wo es ist. Die Spitzbuben machen sich den Augenblick zu Nutze, und entkommen. Sie werden verfolgt und das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war. Harlequin und Scaramouche kommen in vollem Lauffe, der eine auf dieser, und der andere auf jener Seite, herein; sie treffen sich, und sagen, daß sie ihren Feinden zwar noch glücklich entkommen, daß sie aber allzu berühmt zu werden anfingen, und es also wohl nicht wagen dürften, in dem Lande länger zu bleiben; das beste wäre wohl, wenn sie mit einander wieder in ihr Vaterland, nach

[1] den [1758] [2] seine [1758]

Bergamo, reiseten. Sie gehen mit einander ab, und die Komödie hat ein Ende.

4) La Vengeance d'Arlequin, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erstenmal aufgeführt den 30 August 1747.

Personen. Der Doctor, Vater der Flaminia, die in dem Stücke aber nicht zum Vorschein kömmt. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Mario, in die Flaminia verliebt. Coraline. Pantalon, in die Coraline verliebt. Harlequin, gleichfalls in Coralinen verliebt. Scapin, Harlequins Freund und Coralinens Geliebter. Bauern. Ein Geist. Die Scene ist in einem Walde, und in einem Landhause des Doctors, welches nicht weit davon liegt.

Erster Aufzug. (Das Theater stellet einen Wald und auf der Seite ein Landhaus vor.) Mario eröffnet den Aufzug mit dem Doctor, bey dem er um seine Tochter Flaminia anhält. Der Doctor weigert sich, sie ihm zu versprechen, weil er dem Lelio, der sehr reich sey, sein Wort bereits gegeben habe. Mario verspricht, ihn in den Besitz eines Schatzes zu setzen, wenn er ihm seine Tochter geben wolle; der Doctor sagt sie ihm mit dieser Bedingung zu, und sie gehen mit einander ab, der Doctor den Schatz zu sehen, und Mario, ihm denselben zu weisen. Coraline tritt mit dem Harlequin auf, der ihr einen jungen Hasen schenken will, den er auf der Jagd geschossen; allein Coraline, wie sie sagt, liebt nichts als Rebhühner. Harlequin verspricht, ihr welche zu bringen; und nun erklärt sie ihm frey heraus, daß er sich nur vergebene Mühe mache, weil sie den Scapin bereits liebe. Harlequin spielt den Großsprecher, und will den Scapin umbringen, der eben dazu kömmt. Coraline geht ihm entgegen, und macht ihm tausend Liebkosungen, die Scapin, zu großem Verdrusse des Harlequins nicht ungeneigt aufnimmt. Coraline sagt zum Scapin, daß Harlequin ihr gemeinschaftlicher Feind sey; Scapin wirft ihr ihre Härte gegen seinen Freund vor, und da Coraline hinzu setzt, daß sie niemand anders als ihn, lieben und heyrathen wolle, so antwortet er ihr, daß er keine Lust zum heyrathen habe. Coraline gehet ab; schwöret ihm einen ewigen Haß, und drohet, sich wegen seiner Verachtung zu rächen. Harlequin beklagt sich über sein Unglück; Scapin

tröstet ihn, bietet ihm seinen Beystand an, und giebt ihm den Rath, Coralinen zu versprechen, daß er ihn, sie zu rächen, umbringen wolle, wenn sie sich entschlösse, ihn zu heyrathen; sie gehen mit einander ab. Mario kömmt mit dem Doctor wieder, dem er den Schatz gewiesen, und verspricht ihm denselben zu geben, so bald er ihn Flaminien heyrathen lassen. Der Doctor sagt, er solle auf den Abend nur zu ihm kommen, da er das nöthige mit ihm verabreden, und ihn an des Lelio Stelle annehmen wolle, den er gleichfalls, zu eben der Stunde, zu sich bestellt hat, und hiermit gehen sie wieder ab. Coraline tritt abermals auf, und sagt, daß sie entschlossen sey, den ersten den besten zu heyrathen, der sie an dem Scapin rächen wolle. Harlequin stellt sich ihr vor, und sie stößt ihn zurück; er verspricht ihr durch Lazzis und großsprecherische Gebehrden, den Scapin aus dem Wege zu räumen; sie ist es zufrieden, ihn mit diesem Bedinge zu heyrathen, verlangt aber vorher den Gegenstand ihres Hasses todt zu sehen. Harlequin giebt ihr durch neue Lazzis zu verstehen, daß er sie befriedigen wolle; sie geht ab und Scapin tritt auf. Er und Harlequin überlegen, wie sie Coralinen hinter das Licht führen wollen. Sie wollen sich einer gewissen Grube, die in dem Walde ist, dazu bedienen, in die sich Scapin für todt hinlegen soll. Scapin kriecht sogleich in diese Grube, und Harlequin begiebt sich weg. Pantalon tritt auf und sieht sich überall um, ob er nicht jemand wahrnehme; er sagt, daß er an einem Orte des Waldes, auf den er weiset, ein Kästchen verstecken sehen, worinn ein Schatz sey, und werde, wenn es Nacht geworden, ihn wegholen. Coraline kömmt dazu; Pantalon spricht mit ihr von Liebe; sie sagt ihm aber, daß sie keinen Alten heyrathen wolle. Nachdem ihr Pantalon das Schweigen eingebunden, gelobet er ihr, sie zur Besitzerin eines Schatzes zu machen, wenn sie ihn heyrathen wolle. Auf das Wort Schatz, giebt es Coraline näher. Pantalon verspricht, sie in der Nacht abzuruffen, da sie ihn denn mit einander hohlen wollten. Er geht ab, und Coraline sieht den Harlequin ganz freudig auf sie zu kommen; er rühmt sich den Scapin umgebracht zu haben, und Coraline verlangt den Leichnam zu sehen. Harlequin führt sie an die Grube, in die sich Scapin verkrochen; sie will ihn heraus ziehen; Harlequin redet es ihr aus; sie schimpft noch auf ihren todten Feind, und läßt es dabey bewenden. Harlequin verlangt die Erfüllung ihres Versprechens; sie will vorher wissen, ob er

reich ist; er sagt, nein; sie erklärt ihm, daß ihr Mann nothwendig Vermögen haben müsse; er droht ihr, sie gerichtlich anhalten zu lassen, ihr Wort zu erfüllen, weil er sein Wort erfüllt habe; sie antwortet, daß dieses für ihn der nächste Weg sey, sich hängen zu lassen, geht spöttisch fort und läßt ihn voller Verzweiflung stehen. Scapin kömmt aus der Grube wieder hervor, und giebt dem Harlequin mit einer Menge Lazzis zu verstehen, was er wegen des Schatzes gehört habe. Sie sehen, daß es Nacht wird, und begeben sich weg, die nöthigen Werkzeuge zu hohlen, um sich des Schatzes zu bemächtigen und denen vorzukommen, die den nehmlichen Anschlag darauf haben. Pantalon kömmt mit einer Schauffel, und einer Hacke; er hat Coralinen bey sich, die ihm mit Zittern folgt, und der er Muth einzusprechen sucht, da ohnedem der Mond nunmehr aufgehe und sie sich vor nichts fürchten dürften. Das Theater verändert sich und stellt einen tiefen Ort im Walde vor, der zum Theil von dem Monde erleuchtet ist, und wo hin und wieder ein Baum steht. Scapin erscheint mit einem Kästchen, und Harlequin mit eben solchen Werkzeugen, als man den Pantalon gesehen; er bezeigt sich sehr furchtsam; Scapin spricht ihm Muth ein; sie graben das Kästchen mit dem Schatze aus, legen das andere, das sie mitgebracht haben, an dessen Stelle, und bedecken es mit Erde. Es erscheint ein Geist, und giebt ihnen ich weis nicht was für ein Papier, auf welchem, wie er sagt, das Geheimniß stehen soll, wie sie in ihrem Unternehmen glücklich seyn können. Nachdem sie sich sehr erschrocken bezeigt, eilen sie mit dem Schatze, und dem Geschenke des Geistes davon. An ihrer Statt treten Pantalon und Coraline auf, die das Kästchen, welches Harlequin und Scapin für das rechte zurückgelassen, ausgraben; sie eröffnen es hastig, und es springt ein Schwein heraus, das den erschrockenen Pantalon übern Haufen rennt. Sie laufen voller Angst davon und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellt zwar noch den Wald und das Landhaus vor, aber von einer andern Lage, mit einem Felsen auf der andern Seite des Hauses.) Mario erscheint mit dem Doctor, der ihm sein Versprechen erneuert, und begiebt sich fort, den Erfolg davon zu erwarten. Lelio erscheinet gleichfalls und klopft bey dem Doctor an, der wieder ins Haus gegangen war, um ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern. Der Doctor kömmt, und ist, wie er ihn

erblickt, ganz verlegen; er sagt, die bewußte Heyrath könne noch nicht sobald zu Stande kommen, weil er noch gar keine Anstalten dazu gemacht. Lelio stellt ihm die Unnöthigkeit dieser Anstalten vor, und da ihn der Doctor kaltsinnig verlassen will, so geht er gerade zu in das Haus hinein, und der Doctor hat nicht das Herz, ihm zu folgen. Mario kömmt dazu, und da er den Lelio zu dem Doctor hineingehen sehen, so schließt er daraus, daß ihm dieser nicht Wort halte, und sagt, daß er gehen, und seinen Schatz an einen andern Ort bringen wolle. Der Doctor, voller Verwirrung und Mißvergnügen, begiebt sich in sein Haus. Coraline tritt mit dem Pantalon auf, sie sagt, daß er sie betrogen habe, und will ihm den Abschied geben. Dieser schwört, daß er den Räuber des Schatzes schon entdecken wolle; Harlequin kömmt dazu; Coraline macht ihm Liebkosungen, dem Pantalon zum Trotze, und nennt ihn ihren kleinen Mann. Pantalon will den Harlequin prügeln; Coraline setzt sich dargegen; Harlequin, da er sieht, daß sie seine Parthey nimmt, bekömmt Muth und jagt den Pantalon mit Schlägen vom Platze. Sobald der Alte fort ist, stößt Coraline den Harlequin, der sie umarmen will, von sich, und verbirgt ihm die Ursache, warum sie ihn so wohl aufzunehmen geschienen, im geringsten nicht. Scapin der alles mit angehört hat, und sich während der Scene versteckt gehalten, stellt sich auf einmal zwischen sie, und sagt zu Coralinen: *du sollst ihn doch heyrathen müssen, du magst wollen oder nicht.* Coraline, die ihn für todt hält, erschrickt ungemein; Harlequin stellt sich, als ob er gleichfalls sehr erschrecke, und sagt zu Coralinen, daß sie ja keinen Augenblick verlieren solle. Sie kann sich aber nicht entschliessen und Scapin drohet ihr, sie bis an ihren Tod zu verfolgen, wenn sie bey ihrer Weigerung verharre. Das Schrecken nimmt bey Coralinen zu, und da sie Scapin anfassen will, und zu ihr sagt: *heyrathe ihn gleich auf der Stelle!* so thut sie einen grossen Schrey und läuft davon. Harlequin und Scapin bleiben allein, und Scapin erklärt seinem Freunde das Geheimniß, welches ihnen der Geist mitgetheilet; er läßt ihn die Worte auswendig lernen, in welchen es bestehet, und darauf begeben sie sich weg. Der Doctor und Lelio treten auf; dieser macht jenem sehr lebhafte Vorwürfe, daß er ihm sein Wort nicht halten wolle; er schwöret, sich zu rächen und geht zornig fort. Mario, der dazu kömmt,

begegnet ihm nicht besser, er beschuldiget ihn, den Schatz, den er ihm gewiesen, entwendet zu haben, und verläßt ihn gleichfalls ganz wütend, mit der Drohung, daß es ihm das Leben kosten solle, wenn er ihm den Schatz nicht wieder heraus gäbe. Der Doctor geräth ganz ausser sich darüber; Pantalon kömmt dazu, und fragt ihn nach der Ursache; der Doctor vertraut ihm den Verdacht des Mario, und Pantalon vertraut ihm seinen, in Ansehung des Harlequins, und weiß ihn höchst wahrscheinlich zu machen. Der Doctor bittet den Pantalon, ihm beyzustehen, und sie werden einig, ihre Leute zusammen zu bringen, sich des Harlequins zu bemächtigen, und ihm das Geständniß abzubringen; sie gehen ab, um sogleich zum Werke zu schreiten. Scapin tritt mit dem Lelio auf, den er wegen des Doctors zu besänftigen sucht, von welchem er, wegen der erhaltenen Beleidigung, durchaus Genugthuung haben will. Scapin versichert ihm, daß es keiner harten Mittel bedürfen werde; Flaminia liebe ihn, und habe ihn (den Scapin) gebeten, ihrem Liebhaber beyzustehen; er habe es ihr versprochen, und werde sein Wort zu halten wissen. Hiermit führt er ihn mit sich fort; die zwey Alten treten mit einander auf, haben verschiedne Bauren bey sich und scheinen den Harlequin zu suchen. Coraline erscheint; sie ist von ihrem Schreck noch nicht wieder zu sich gekommen, und erzehlet ganz laut, daß Harlequin ihr zu Liebe, und weil sie ihm Hoffnung gemacht, ihn zu heyrathen, den Scapin umgebracht habe; itzo habe sie keinen Augenblick Ruhe, und werde ohne Unterlaß bald von dem Mörder, bald von dem Schatten des Ermordeten verfolgt. Diese Rede macht dem Doctor Hoffnung, den Harlequin wegen aller seiner Verbrechen bald bestraft zu sehen, und Pantalon naht sich Coralinen, mit Bitte, ihm doch näher zu erklären, was sie itzt von dem Scapin gesagt habe. Ueber den Namen Scapin, und bey der unvermutheten Erblickung des Pantalon, erhebt Coraline ein grosses Geschrey und läuft davon. Der Doctor und Pantalon bleiben und sagen, daß sie ihr möglichstes thun müßten, den Harlequin zu finden; in dem Augenblicke hören sie die Stimme dessen, den sie suchen; gleich darauf erblicken sie ihn; der Doctor, Pantalon und ihre Gehülfen verfolgen ihn und wünschen ihm höhnisch zu dem gefundenen Schatze Glück; er macht verschiedene Lazzis und leugnet es nicht ab; man will ihn zwingen, sich zu ergeben; er rettet sich hinter einen Felsen, und seine

Feinde, die ihn nicht wollen entkommen lassen, sind nicht wenig bestürzt, da sie statt seiner nichts als einen Affen finden, der auf sie zuspringt und sie in die Flucht treibt. Dieses muß für eine Wirkung des Geheimnisses angesehen werden, das der Geist ihn und den Scapin gelehrt. Dieser Affe beschließt den zweyten Aufzug, so wie das Schwein den ersten beschlossen.

Dritter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war.) Pantalon und der Doctor fangen den dritten Aufzug an; sie sind noch ganz erschrocken, und sagen, daß Harlequin ganz gewiß ein Zauberer seyn müsse. Scapin kömmt, und stellt sich, ohne ein Wort zu sagen, zwischen die beyden Alten, welches ihnen eine grosse Furcht einjaget, weil sie ihn auf das Wort der Coraline wirklich für todt halten. Scapin bringt sie aus dem Irrthume, und da sie dem Harlequin die Entwendung des Schatzes Schuld geben, so verspricht er, daß sie ihn wieder finden sollen, aber mit der Bedingung, daß der Doctor nicht mehr daran denken soll, seine Tochter an den Mario zu verheyrathen, der ohnedem Händel genug bekommen werde, da er bey den Gerichten verschiedentlich angegeben worden, daß er mehr als einem Frauenzimmer, mit welchem er es gehalten, die Ehe versprochen habe. Scapin versichert, daß er selbst mit den Leuten gesprochen, die wider den Mario zeugen würden, und erbietet sich sogar, sie zu dem Doctor zu bringen, wenn er es haben wolle. Der Doctor fasset ihn beym Worte, geht mit dem Pantalon herein, und Scapin bleibt allein auf der Bühne. Lelio kömmt; Scapin sagt ihm, daß es gut seyn werde, wenn er sich in einem Augenblicke bey dem Doctor einfände, weil Harlequin daselbst, so wie sie es mit einander abgeredet, in verschiedener Gestalt verschiedene Zeugnisse wider den Mario ablegen werde. Scapin sagt hierauf dem Lelio etwas ins Ohr, und sie gehen mit einander zu dem Doctor hinein. Das Theater verändert sich, und stellet das Zimmer in dem Hause dieses letztern vor. Man siehet den Herrn des Hauses, nebst dem Pantalon und dem Scapin hereintreten, der ihm eine Liste von den Zeugen giebt, und abtritt, sie hereinzubringen. So wie sie nun Pantalon, die Liste in der Hand, ruft, so kommen sie einer nach dem andern herein, oder vielmehr kömmt Harlequin zu verschiedenen malen unter verschiedenen Verkleidungen herein. (Diese Verkleidungen müssen als eine neue Wirkung des von

dem Geiste mitgetheilten Geheimnisses betrachtet werden.) Das Verhör wird von dem Mario unterbrochen, der eben, als Scapin abtritt, um den Harlequin unter einer neuen Gestalt wieder hereinzubringen, mit Coralinen dazu kömmt, und den Doctor, ohngeachtet ihn dieses Mädchen zurück zu halten gesucht, umbringen will. Lelio erscheinet, und nimmt die Vertheidigung des Doctors über sich, der nunmehr Muth faßt, und dem Mario Schuld giebt, daß er sich ja bereits mit mehr als einem Frauenzimmer versprochen habe. Mario leugnet es, und Pantalon sagt, daß man ihn leicht überzeugen könne, wenn man ihm die Zeugen vorstellte, die Scapin vorgeführt habe. Coraline sagt, daß dieses nicht möglich seyn könne, weil Scapin todt sey; der Doctor benimmt ihr ihren Irrthum, und ruft den vermeinten Toden, ihn mit dem Mario zu confrontiren. Anfangs scheinet Scapin ein wenig betroffen, er faßt sich aber bald wieder, und klagt den Mario an, der ihn dafür umbringen will. Harlequin kömmt eben zu rechter Zeit dazwischen, seinen Freund aus der Verlegenheit zu reissen; er bezaubert den Mario und macht ihn unbeweglich, welches abermals eine Wirkung von dem Schutze des Geistes ist. Endlich verspricht Harlequin die Helfte des Schatzes wieder herauszugeben, dessen Verlust den Mario so sehr aufgebracht, aber mit dem Bedinge, daß man die andere Hälfte ihm und dem Scapin lasse, und daß Coraline ihn, so wie Flaminia den Lelio heyrathe. Er droht ihnen allen, daß den, der sich seinem Willen nicht sogleich unterwerffen wolle, die Geister, die ihm zu Gebothe stünden, durch die Luft mit sich fortführen sollten. Man kann leicht denken, daß niemand Lust haben wird, sich dieser Gefahr auszusetzen; man geht daher alles ein; der Doctor erfüllt sein erstes dem Lelio gethanes Versprechen, und giebt ihm seine Tochter Flaminia; Coraline entsagt dem Scapin, und heyrathet den Harlequin, und die Komödie ist aus.

5) La Vengeance de Scaramouche; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erstenmal aufgeführt den 13. Sept. 1745.

Personen. Der Marquis. Der Doctor, Vater der Flaminia. Flaminia, mit dem Marquis versprochen. Silvia. Lelio, Vetter der Silvia, und Liebhaber der Flaminia. Pantalon, Haus-

hofmeister des Marquis und in Coralinen verliebt. Coraline und Harlequin, Bediente des Marquis. Scaramouche, ein anderer Bediente des Marquis und Liebhaber der Coraline. Verschiedene andere Bediente. Ein Genius, und zwey Gespenster. Die Scene ist in einer Stadt in Italien, und einem nahgelegenen Walde.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt ein Zimmer in dem Schlosse des Marquis vor.) Pantalon eröffnet den ersten Aufzug mit dem Harlequin und Scaramouche. Er befiehlt diesem lezteren, mit den Anstalten zur Hochzeit zu eilen, weil der Marquis mit der Person, die er heyrathen solle, angekommen sey. Scaramouche geht ab, und Pantalon befiehlt dem Harlequin, den Hegereitern des Marquis zu sagen, daß sie aufs geschwindeste einen Vorrath von Wildpret auf das Schloß bringen sollen. Sie gehen mit einander ab, und an ihrer Statt treten Coraline und Scaramouche, ihr Liebhaber, auf. Coraline erzehlt diesem, daß man ihr die Flaminia, die Tochter des Doctors und künftige Gemahlin des Marquis zur Aufsicht anvertrauet, und daß sie die Stelle einer Oberaufseherin bey ihr bekleiden werde. Scaramouche bezeigt ihr seine Eifersucht in Ansehung des Harlequins und des Pantalons; sie findet Mittel ihn zu beruhigen; er verläßt sie und Harlequin kömmt an seiner Statt; er macht der Coraline Liebkosungen, die sich darüber aufhält; der Haushofmeister kömmt dazu, und thut, als ob er der Coralinen etwas zu sagen habe, heißt seinen Nebenbuhler abtreten, und wird befolgt. Coraline thut, als ob sie ihn sehr liebenswürdig fände, und erhält von ihm ein Kästchen mit Silber. Harlequin, der sie belauscht hat, kömmt wieder herein, und drohet, dem Herrn des Hauses alles wieder zu sagen; Pantalon aber verdammet ihn zu Wasser und Brot, und er geht weinend fort. Sobald er weg ist, umarmt Pantalon Coralinen, und wird abermals von dem Scaramouche betroffen, der ihnen harte Vorwürfe macht; Scaramouche und der Haushofmeister werden mit einander handgemein, und Coraline läuft davon. Der Marquis kömmt auf den Lerm dazu, läßt sich die Ursache ihrer Schlägerey erzehlen, giebt dem Scaramouche Unrecht und befiehlt ihm, abzutreten. Scaramouche geht, mit drohenden Gebehrden gegen den Pantalon, ab, und mit diesem begiebt sich der Marquis auch bald weg, nachdem er ihm vorher alles anzuwenden befohlen, daß sein Hochzeitfest ja recht prächtig werde. Harlequin und Scaramouche kommen

wieder auf die Bühne; der erste weinet, weil er, wie er sagt, bereits vor Hunger sterbe; der andere weinet über die Untreue seiner Geliebten, und flucht auf seinen Nebenbuhler und auf seinen Herrn. Sie geloben einander wechselsweise Dienste, gehen ab und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellet einen Wald vor, in welchem man ein Grabmahl erblickt.) Scaramouche, um sich an seinem Nebenbuhler dem Pantalon, und an seinem Herrn, der ihn in Schutz genommen, zu rächen, kömmt einen Geist um Rath zu fragen, der, wie man ihm gesagt hat, seine Wohnung in dem Grabmahle habe, das sich in dem nahgelegenen Walde befindet. Der Geist erscheint, verspricht ihm zu helfen, schenkt ihm zwey Talismans, oder bezauberte Ringe, deren Eigenschaften er ihm erkläret, und verschwindet. Das Theater ändert sich, und stellt das Innere der Stadt vor. Man erblickt die Silvia mit ihrem Vetter, dem Lelio. Silvia, ob sie gleich als Mannsperson verkleidet ist, fürchtet dennoch sehr, der Marquis möchte sie erkennen, ehe sie den Anschlag, den sie im Sinne habe, ausgeführt. Sie giebt vor, auf sein Herz und seine Hand einen Anspruch zu haben, und kömmt ihres Theils, seine vorhabende Heyrath zu verhindern. Lelio, der sich in Flaminien verliebt hat, hat sich gleichfalls vorgenommen, sie nicht so ruhig vollziehen zu lassen. Die zwey Neuangekommenen treffen unter Wegens den Scaramouche, der den Lelio erkennt, ihn anredet und fragt, wer sein Reisegefährte sey. Lelio antwortet, es sey ein Goldstücker, den er bey dem Marquis in Dienste bringen wolle. Scaramouche, dem einer von seinen Talismans, dessen er sich statt eines Ringes bedient, die Wahrheit entdeckt, giebt dem Lelio zu verstehen, daß er sich nichts aufheften lasse, verspricht aber ihm und der Silvia seine Dienste und steckt ihr seinen zweyten Talismann an den Finger, der den Marquis sie zu erkennen verhindern werde. Hierauf führt er sie mit sich fort, sie seinem Herrn als geschickte Stücker vorzustellen, die ihm ihre Dienste anbieten wollten. Der Doctor tritt mit dem Pantalon auf, der ihm wegen der bevorstehenden Heyrath seiner Tochter Glück wünscht. Der Doctor zeiget ihm die Juwelen, die er der jungen Frau bestimme, und auf die neueste Manier habe fassen lassen. Scaramouche kömmt als ein Bettler, der nur einen Arm hat, dazu, und bittet sie um eine Gabe; er verläßt sie nach ver-

schiednen Lazzis, und der Doctor und Pantalon gehen ihren Weg nach dem Schlosse des Marquis. Das Theater ändert sich und stellt wie in dem ersten Aufzuge ein Zimmer in diesem Schlosse vor, wo man den Herrn des Hauses mit seiner Braut in Unterredung erblickt; er fragt sie um die Ursache ihrer Melancholie; sie antwortet, daß sie diese Ursache selbst nicht wisse, und verläßt ihn. Scaramouche tritt herein und meldet zwey berühmte Goldstücker bey dem Marquis, die der Ruf von seiner Pracht und bevorstehenden Vermählung hergelockt. Der Marquis befiehlt sie hereinzubringen; Scaramouche geht deswegen ab, und kömmt mit ihnen wieder zurück. Der Marquis nimmt sie in seine Dienste, und befiehlt dem Scaramouche, ihnen ein Zimmer anzuweisen, worauf sie Scaramouche mit sich abführt. Der Doctor kömmt, und will dem Marquis die Juwelen zeigen, die er seiner Tochter geben wolle, kann sie aber nicht finden. Pantalon, der mit ihm zugleich gekommen ist, vermißt desgleichen seinen Beutel, und da sie sich des einhändigen Bettlers erinnern, so argwohnen sie mit Grund, daß er ihnen die Juwelen und den Beutel gestohlen habe. Der Marquis tröstet sich dieses Zufalls wegen sehr leicht, und sagt, daß es seiner Frau darum an Juwelen nicht fehlen solle. Harlequin kömmt, und meldet weinend, daß der Schneider in dem Zimmer der Flaminia sey; der Marquis fragt ihn, warum er weine; er erzehlt seine Begebenheit; Pantalon sagt dem Herrn, daß er ein Taugenichts sey, der sich beständig betrinke, und seine Strafe haben müsse. Harlequin macht verschiedne Lazzis, seinen Hunger auszudrücken, und bewegt endlich den Herrn zum Mitleiden, daß er ihm zu essen zu geben befiehlt. Harlequin fährt mit seinen Lazzis fort, sie sind aber nunmehr von einer andern Art und drücken nichts als Freude aus; er springt dem Marquis um den Hals; der Marquis stehet auf, sich seiner unbequemen Umarmungen zu entwehren; Harlequin verdoppelt sie, und folgt ihm nach; und Pantalon und der Doctor folgen dem Harlequin gleichfalls. Coraline erscheinet und sucht den Vorwürfen und der Verfolgung des Scaramouche auszuweichen; er tritt mit ihr zugleich auf, und da sie sieht daß sie ihn nicht verhindern kann, mit ihr zu reden, so faßt sie den Anschlag ihn zu überschreyen, um ihn wenigstens so zum Stillschweigen zu bringen. Auf einmal erscheinet der Geist, der dem Scaramouche seinen Schutz versprochen hat, mitten unter ihnen, und droht sie wegen ihrer

Buhlerey und Frechheit zu strafen. Coraline, und Scaramouche selbst, erschrecken über diese unvermuthete Erscheinung und laufen davon, womit sich der zweyte Aufzug beschließt.

Dritter Aufzug. Der Marquis kömmt mit dem Pantalon, und sagt zu ihm, da die Hochzeit noch den Abend vor sich gehen solle, so sey es Zeit, daß er die Leute, welche die Anstalten dazu machen helfen, bezahle; er solle sie also, einen nach dem andern ruffen lassen, und ihnen ihren bedungenen Lohn geben; er solle keinem, setzet der Marquis hinzu, etwas abziehen, sondern ihnen vielmehr noch etwas zulegen, damit sie Theil an seiner Freude hätten. Er geht ab und Coraline kömmt und zanket mit dem Harlequin, der einen Kapaun entwendet; Pantalon befiehlt diesem Vielfrasse, den Arbeitsleuten zu sagen, daß sie ihren Lohn hohlen sollen; und zugleich heißt er ihm, in der Stube, wo er ihn ihnen austheilen wolle, alles zurecht zu machen. Harlequin geht ab, und läßt dem Haushofmeister und seiner Lieblingin alle Freyheit, einander Liebkosungen zu machen; sie machen sich den Augenblick auch wohl zu Nutze, und gehen bald darauf ab. Das Theater verändert sich, und stellt eine Stube mit einem Kleiderschranke vor; Harlequin ist beschäftiget, alles in Ordnung zu bringen; der Haushofmeister kömmt und befiehlt dem Harlequin, die Arbeitsleute herein zu bringen; Harlequin bringt den Scaramouche unter verschiednen Gestalten herein und dieser empfängt also, unter Springen und Singen, einzig und allein, was Pantalon unter eine grosse Anzahl von Personen auszutheilen glaubt, womit sich der dritte Aufzug endet.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war.) Pantalon schlägt Coralinen vor, sie aus den Diensten des Marquis zu bringen und sie zu heyrathen, sie ist es zufrieden und Pantalon geht ab. Scaramouche, der alles mit angehört hat, kömmt und verlanget den Vorzug, mit dem Zusatze, daß er bald eben so reich als sein Mitbuhler seyn werde; er verträgt sich mit ihr, umarmt sie, und geht mit ihr ab. Der Doctor und der Marquis erscheinen; der Schwiegervater hinterbringt seinem Schwiegersohne, daß Flaminia geschworen habe, ihn nicht eher zu heyrathen, als bis sie eine Gnade von ihm erlangt; der Marquis zeigt sich geneigt, ihr alles zu gewähren, und der Doctor ruft seine Tochter.

Flaminia kömmt, und sagt dem Marquis, daß ein Frauenzimmer von Stande ihre Zuflucht zu ihr genommen, damit er ihr mit seinem Ansehen wider einen Mann beystehen möge, den sie verklagen wolle, weil er sie zu heyrathen geschworen und nun sein Wort zu halten sich weigere; sie setzt hinzu, die Gnade, die sie von ihm verlange, bestehe darinn, sich dieser unglücklichen Person anzunehmen. Der Marquis verspricht alles, was man von ihm begehrt, und geht mit Flaminien und dem Doctor ab. Das Theater verändert sich und stellt das Zimmer der Coraline vor; sie sitzt an einem Tische, und hat neben sich einen grossen Koffer stehen und unterhält sich mit dem Scaramouche. Pantalon läßt sich an der Thüre vernehmen, und verlangt herein gelassen zu werden; Scaramouche versteckt sich in den Koffer; Coraline macht dem Pantalon die Thüre auf, der sehr vergnügt darüber ist, daß er mit ihr auf einen so guten Fuß stehe. Scaramouche läßt sich sehen; Pantalon erschrickt und thut einen lauten Schrey; Scaramouche kömmt ganz aus dem Koffer heraus; dieser macht drohende, jener erschrokene und furchtsame Lazzis; es erscheinen auf Befehl des Scaramouche zwey Gespenster; Pantalon läuft aus allen Kräften davon; Scaramouche verfolgt ihn, und so ist der vierte Aufzug zu Ende.

Fünfter Aufzug. (Das Theater wird abermals, so wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war.) Scaramouche fängt mit Coralinen den fünften Aufzug an, und sagt ihr, daß der Augenblick ihres Glücks nahe sey, und daß die Dienste, die er der Silvia und dem Lelio erwiesen, gnugsam belohnet werden würden, so daß sie es nicht werde bereuen dürfen, ihm den Pantalon aufgeopfert zu haben; er fügt hinzu, daß ihm Flaminia beyzustehen versprochen, und daß sie bereits wisse, was sie zu thun habe. Pantalon kömmt dazu und ruft dem Scaramouche, der sich davon macht, nach: Halt! Der Marquis kömmt dazu; Pantalon klagt den Scaramouche wegen Zauberey an; Scaramouche leugnet es nicht ab, sondern gesteht alles freymüthig zu. Der Doctor und Flaminia erscheinen mit Silvien, die sich das Gesicht mit einem Flore verdeckt hat. Silvia erinnert den Marquis an das Versprechen, das er der Flaminia ihretwegen gethan, und bittet ihn, sie zu den Richtern zu führen, bey welchen sie ihren Ungetreuen verklagen wolle. Der Marquis verspricht ihr aufs neue eid-

lich, sein Bestes zu thun, daß man ihr schleunige Gerechtigkeit widerfahren lasse; und nun entdeckt sie sich; er erkennt sie, und bleibt ganz verwirrt. Endlich wird alles beygelegt; er erbietet sich, sie zu heyrathen, und Lelio heyrathet die Flaminia. Man höret hinter dem Theater ein großes Lermen; alle Bedienten des Hauses, die von den Gespenstern, welche dem Scaramouche zu Gebothe stehen, beunruhiget worden, kommen, bey ihrem Herrn Hülfe zu suchen; Scaramouche verspricht ihnen Ruhe zu schaffen, nachdem ihn Coraline zu heyrathen versprochen, und die Komödie ist aus.

Vermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius,

gesammelt von Gotthold Ephraim Leßing.

Berlin, bey Ambr. Haude und Joh. Carl Spener. 1754.[1]

Vorrede.

Es würde schwer zu bestimmen seyn, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehn, welche die Natur entweder zu plumb oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde, und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden; zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bey dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich

[1] [XLVIII und 600 Seiten 8°; nach dem Meßkatalog erst zur Ostermesse 1755 erschienen.]

auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen den 6ten und 7ten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unbäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns seyn ließe, was es in der That ist; nichts? = = Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was sie prophezeyten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte;

England war es nicht. Eine Reise nur von etliche tausend Meilen sollte ihm tödlich seyn; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen seyn, wenn er nicht vorher gestorben wäre = = So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbiethig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer seyn, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande gebohren wird, der, ich will nicht sagen, der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darinne gewesen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissen=

schaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit bessern Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beynahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. = = Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben seyn. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte,*) haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftiget mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern

*) Man sehe in diesen vermischten Schriften. S. 146.

gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weis ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte[1] begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhiget, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen = = Ich will aufhören, Sie mit diesen traurigangenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle seyn, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinnst seine Minerva, und die Nothwendigkeit seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Musse und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu seyn pflegen = = Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? = = Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Be=

[1] habe [1754]

lustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabey auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweydeutigen Verdiensten allzusehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung, die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspector Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht seine, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller, grade weg, als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu biethen, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beysammen haben? = = Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Thiere

physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe = = Aus diesen letzterm Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar = = als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Gnug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. = = Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Sylbenmaaß sehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen sagen, bey was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Hr. Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht; und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es seyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es seyn, der auch andre, es zu glauben, nöthigte. Er setzte sich also, und schrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur Schade, daß er seine Ein=

bildungskraft nicht besser dabey anstrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er sich von dem Reime fortreissen ließ, und in sein ganz Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat so gar nicht mehr, als eine einzige schöne Zeile darinne gefunden; diese nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anspielung auf die grossen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinne zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend, und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein = = Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freylich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. = = Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit, auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. = = Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefehr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. = = = Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745. seinen Freygeist anfing, und ihn durch

zwey und funfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weis es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blat von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freylich kann sie nur bey denen von einiger Wirkung seyn, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. = = Hr. Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Theil von seinem Freygeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabacksdose bey sich trug. Die Uebersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nämlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freygeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es = = = und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen = = seinem guten Namen einigermaaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beynamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freygeist eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann

und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bey denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweyten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin heraus gab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachläßig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte niemanden und hatte nichts schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronicke der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hiesigen Freyheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbiethen. = = = Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K** zu ihm; Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freygeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit

hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. = = Ich bin rc.

Vierter Brief.

Vom 6. May.

Herr Mylius hat drey Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. = = Warum darf ich nun nicht gleich darzu setzen: kurz, es ist ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch sonst mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortrefliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutschen Moliere nennen sollten. Ein deutscher Moliere! und dieser mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! = = Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte seine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß sie ihm geriethen, wie = = wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geistlichen auf dem Lande zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte, und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen Hrn. Krieger. In seinen Geistlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja

sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortrefliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andre Stände eine solche Musterung könnte paßiren lassen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hr. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel: eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein Paar Freyer, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. - - Doch wie steht es um sein zweytes Lustspiel? Es heißt der Unerträgliche und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satyre seyn; muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben so schlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weis nicht ob so glücklich, oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nacheinander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinsel; es ist in Versen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begrif davon machen sollte. - - Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar und schimmernd. - - Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefehr die Schäferinsel seyn sollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer

einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; so bald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. = = Noch ein Wort von seinem *Zwischenspiele*. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. = = = Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spatziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortreflichsten Muster fehlte es dem Hrn. *Mylius* gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der *Sammlung auserlesener Schriften* dieses Sophisten, welche im Jahr 1745. bey Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. *Gottsched* machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bey dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italiänischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die *Kosmologie des Hrn. von Maupertuis*, und des *Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra* die vor-

züglichste Stelle. Beyde Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beyläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet &c. aufweisen konnte. = = Aus dem Italiänischen hat Hr. *Mylius* unter andern in den *Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters*, die Clitia des Machiavells übersetzt; und aus dem Englischen, Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweyten Bande der *hällischen Bemühungen* steht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wäßrichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London, in seinem letzten Jahre, durch die Uebersetzung von *Hogarths Zergliederung der Schönheit*, zu wissen gezeigt hat. Ja er ist so gar noch selbst, mitten unter den Engländern, ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nehmlich über ein neues Trauerspiel des Hrn. *Glover* einen Brief drucken, in welchem er sich *Christpraise Myll* nannte. Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverey und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon *Friedriche*

sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bey einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Hr. Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurtheilung des Hallerischen Gedichts, über den Ursprung des Uebels, in den ersten Stücken der hällischen Bemühungen, geflossen ist. Ich sage mit Fleiß, aus seiner Feder und nicht aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu seyn. Doch ich weis schon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Versöhnungsbock, in die Wüste schicken sollten. = = Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem so schimpflich kritisirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmuth, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundre ich = = seine Großmuth nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen = = Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in Ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrüßlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! = = „Nichts weiter? versetzte man. Wir glaubten, wie vortreflich wir unsre „Naturaliensammlungen würden vermehren können.“ = = Ey! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht so wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commißionair an,

der für Sie nach Amerika reisete, um die Lücken Ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? = = „Nicht viel anders!“ = = Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Compliment fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich Sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und = = „Was? hat man „mich unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?“ = = Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben*) meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe tauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender, sagt er, lasse man „ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche „die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und, „wenn es das Glück will, allerley physikalische und zur Natur„geschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten „Luftschiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. „Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, „Don Quixoden und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen „und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen „und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel „ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissen„schaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon „haben.“ = = Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen

*) Man sehe diese vermischten Schriften, Seite 280. u. folg.

wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. = = Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich denselben allzusehr nachhänge. = = = Lassen Sie uns vielmehr rc. = = =

* * * * * * *

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andre Materie, welche für den Leser wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiednen Monatsschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammen gesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich gnug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. = = Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Innhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen,[1] und mich seiner Gunst zu empfehlen.

[1] [in dem Inhaltsverzeichnis, das sogleich auf die Vorrede folgt.]

Pope ein Metaphysiker!

Danzig, bey Johann Christian Schuster.

1755.

[Pope ein Metaphysiker! von Lessing und Moses Mendelssohn gemeinschaftlich verfaßt, erschien nach dem Meßkatalog zur Michaelismesse 1755 in groß 8°, 2 Blätter und 60 Seiten stark, mit einer Titelvignette, welche vor einer Urne zwei Knaben und einen Faun darstellt, der sich eine bärtige Larve vor das Gesicht hält.]

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, veranlaßt worden; und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deßwegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publico Preiß giebt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht erhalten; so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die Akademischen Richter werden es am besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwieder sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen = = Sie hat *zwey* Verfasser, und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können, als unter diesem:

Compulerant - - greges Corydon et Thyrsis in unum.

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden seyn! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des *Popischen* Systems, welches in dem Satze *alles ist gut* enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes, der Hypothes seines Urhebers gemäß, bestimme.

Zweytens ihn mit dem System des Optimismus, oder der Wahl des Besten, genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popische System entweder zu behaupten oder zu verwerffen sey.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze: alles ist gut, enthalten ist. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu seyn scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus, Leibnitz und Spinosa, und unzählig andere, einmüthig bekennen: es sey alles gut; so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darinn enthalten seyn. Sie sind der Schluß, welchen jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philosophirt haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagende Fragen zu entscheiden wären; so würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabey seyn. GOtt hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es gut seyn: ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bey einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen GOttes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe seyn können?

Wenn ich also glauben könnte, der Concipient der Akademischen Aufgabe habe schlechterdinges in den Worten Alles ist gut ein System zu finden verlangt; so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort System in der strengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben soll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn, als an seine Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn, der falschen Worte ungeachtet durchstrahlet, wie es hier in den nähern Bestimmungen des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zu folge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange

eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß alles gut sey, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämissen in einer Conclusion liegen, deren zu eben derselben eine unendliche Menge seyn können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bey dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popischen Systems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen gefragt zu haben: wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht alle Zeit ein Dichter zu seyn. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph seyn könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand, herum geschwärmt; eben derselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre, in den philosophischen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte diese Ausflucht zu nichte. — — Wenn? Wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein System aufgeführet, welches eine ganze Akademie der Untersuchung werth erkennet? So sind also bey ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner seyn — — nicht zwey mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist beydes zugleich; er ist das eine, indem er das andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwohl suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung,

Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit eine Erklärung des Worts *System* voraus zu schicken. Doch ich bleibe bey der Bescheidenheit, die ich schon oben verrathen habe. Es ist so ungeziemend, als unnöthig, einer Versammlung von Philosophen, das ist, einer Versammlung systematischer Köpfe zu sagen, was ein System sey?

Kaum daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sey; wenn dieses Wort nicht auf so verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste hielte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede. Man weis, wie vieles die Worte *vollkommen* und *sinnlich* in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urtheilen will.

Ein *System* also und eine *sinnliche* Rede — Noch fällt der Widerspruch dieser zwey Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschliessen müssen, auf welchen es eben hier ankömmt; und für das System überhaupt, ein metaphysisches setzen.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also, und eine sinnliche Rede; beydes in einem — — Ob diese wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande, als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worinn bestehet das Wesen derselben? — — Darinn, daß sie nie bey der strengen Wahrheit bleiben; daß sie bald zu viel, und bald zu wenig

sagen — — Nur einem Metaphysiker, von der Gattung eines Böhmens, kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht, in beständigen Schlüssen, immer von dem leichtern, zu dem schwerern fort; er nimt sich nichts vorweg; er hohlet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art auseinander könnte wachsen sehen: so würde ihr Wachsthum eben dieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derselben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sclavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu setzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere seines gleichen anführen; so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seines gleichen, sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Sylbenmaaß, oder auch in Reime bringen könne; sondern ich leugne daß dieses in ein Sylbenmaaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht seyn werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe; und was alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden seyn, als auf die Popische.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinaufsteiget, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln, und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich; weiter aber auch nichts, als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter, und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre grossen Geister sollen immer die größten, und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder seyn. Es

schien ihnen nicht Ruhms gnug, Popen den vortreflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben so grosser Philosoph als Poet sey. Das ist: sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Popen als Poet um ein grosses erniedrigen. Doch das leztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das erstere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigstens zeigen wollen — — daß ein Dichter, als Dichter, kein System machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und sein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Popen selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten seyn. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefsinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wohl also in dieser Absicht thun? Er mußte, ohne Zweifel, alle dahin einschlagende Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit seyn können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich so gleich aus dem Grundsatze; andere sind mit gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten seyn, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann; wenn diese zwanzig Schlüsse nur untrüglich sind. Genug, daß er alles in einen Zusammenhang gebracht hat; genug daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke, als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bey den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen; alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System, und jene nach einem andern

auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneka, wenn er überall genau bey seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; eben so gewiß, als die Tugend, in den Liedern eines sich immer gleichen Epikurers, ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen lassen; Pope mag eine Ausnahme seyn. Er mag Geschicklichkeit und Willen genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeschränkt haben, die sich nach diesem System sinnlich vortragen lassen. Er mag die übrigen um so viel eher übergangen seyn, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht ist, alles zu erschöpfen.

Wohl! Es muß sich ausweisen; und es wird sich nicht besser ausweisen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeschriebenen Puncte halte. Diesen gemäß wird meine Abhandlung aus drey Abschnitten bestehen, welchen ich zuletzt einige historisch critische Anmerkungen beyfügen will.

Erster Abschnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popische System liegen müßte.

Man darf diese Sätze fast nirgends anders als in dem ganzen ersten Briefe, und in dem vierten, hin und wieder, suchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine systematische Mine machte, und ich zweifele ob man ausser folgenden Dreyzehn noch einen antreffen wird, welcher in dieser Absicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung nach welcher ich sie hersetzen will, ist nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget ist. Sondern es ist die, welcher Pope im Denken muß gefolget seyn; wenn er anders einer gefolgt ist.

Erster Satz.

Von allen möglichen Systemen muß Gott das beste geschaffen haben.

Dieser Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimt, und von einem andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best etc.

Das ist: wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichsten Systemen das beste erschaffen müsse. Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen; sondern, weil er seine übrigen Sätze aus dieser Bedingung folgert, so muß es hier eben das seyn, als wenn er gesagt hätte: da man nothwendig gestehen muß 2c.

Zweyter Satz.

In diesem besten System, muß alles zusammenhangen, wenn nicht alles in einander fallen soll.

1. B. Z. 45.

Where all must fall,[1] or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die lezte Helfte dieser Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es an statt not, all heissen müsse. Gesezt aber Pope habe wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber; verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen sey. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46.) and all that rises, rise in due degree. d. h. mit dem vorhergehenden zusammen genommen: Es muß alles in ein-

[1] [Die Originalausgaben des Popischen Gedichts haben full; Lessings Konjektur setzt eine falsche Lesart voraus. F. M.]

ander fallen, oder alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zusammenhang darinn, daß sich alles stuffenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er: (Z. 233.) wenn einige Wesen vollkommen werden sollen; so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, so bald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. Each System in gradation roll: (Z. 239.) Ein jedes System gehet stufenweise fort; sagt überhaupt eben dieses. Und eben diese allmälige Degradation nennt er die grosse Kette, welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen, und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief. Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Zeile 47. und folgende.)

Order is Heav'n's great Law; and this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehn, daß er mit dem Zusammenhange in der Welt keinen andern Begrif verknüpfe, als den wir eben auseinander gesetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen seyn. 1. B. Z. 47. 48.

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen; so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beyden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen seyn.

Man bedenke nunmehr wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Aus keiner andern Ursache, sagt Pope, mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet, wirklich werden, als, weil in der besten Welt alles in einander fallen oder zusammenhangen, und in einem gehörigen Grade sich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf.

Besser hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt; warum so ein Wesen, wie der Mensch, erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden? Auf das leztere noch näher zu antworten nimmt er (Brief 1. Zeile 251. und folgende) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hülfe, und sagt, daß dieses Verlangen eben so lächerlich sey als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit seinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geistes zu seyn begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160.) drücket er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anders sagen, als dieses, warum der Mensch nicht ein Gott, und die Erde nicht ein Himmel sey?

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1 Brief. Zeile 175.

All in exact proportion of the state.

und in der 71ten Zeile eben desselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, sagt Pope, kömmt es nur hauptsächlich darauf an, daß man beweise, der Mensch sey wirklich in der Welt in einen Zu-

stand gesetzt worden, welcher sich für sein Wesen und seinen Grad der Vollkommenheit schickt:

1 Brief. 49. 50. Zeile.

And all the question (wrangle e're so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Mensch ist so vollkommen als er seyn soll.

1. Brief. Zeile 70.

Man's as perfect as he ought.

Das heißt: der Zustand des Menschen ist wirklich nach seinem Wesen abgemessen, und daher ist der Mensch vollkommen. Daß aber jenes sey, erhelle klar, wenn man den Zustand, darinn der Mensch lebe, selbst betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

GOtt wirkt nach allgemeinen, und nicht nach besondern Gesetzen; und in besondern Fällen handelt er nicht wider seine allgemeine Gesetze um eines Lieblings Willen.

4. B. Z. 33. 34.

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws.

und Z. 119. ebd. B.

Think we like some weak Prince th' eternal Cause
Prone for his Fav'rites to reverse his Laws?

Diesen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beyspiele. Er scheint aber damit das System des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht, und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wohl so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütze oder gar schädlich, und daher den

göttlichen Absichten eigentlich zuwider sey: allein es sey genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Rathschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an: die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunter falle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe; und wie oft richte er nicht Ueberschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre? Ihrer Meinung also nach, können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeine Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genug thäten. Oder, fragen sie, sollte Gott eines Lieblings Willen[1] — — der wißbegierige Weltweise sey, zum Exempel, dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer speyen muß?

4. B. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebender Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das ist: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen.

4. B. Z. 110.

God sends not ill.

Pope hat dieses aus dem Vorhergehenden ohngefehr so geschlossen. Wenn das Uebel nur in besondern Fällen entsteht, und eine Folge aus den allgemeinen Gesetzen ist; Gott aber nur diese allgemeine Gesetze, als allgemeine Gesetze, für gut befunden, und zum Gegenstande seines Willens gemacht hat: so kann man nicht sagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches sie keine allgemeine Gesetze gewesen wären. Unser Dichter sucht diese Entschuldigung um ein grosses kräftiger zu machen, wenn er sagt, daß noch dazu dieses aus den allgemeinen Gesetzen folgende Uebel sehr

[1] [wohl nur verdruckt für] um eines Lieblings Willen [vgl. S. 421, Z. 17]

selten sey. Er hat hiermit vielleicht nur so viel sagen wollen, daß Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Uebel entstünden. Allein er drückt sich auf eine sehr sonderbare Art aus; er sagt: (1. B. Z. 143.) th' exceptions are few, und an einem andern Orte Nature lets it fall, das Uebel nehmlich. Ich werde diesen Punct in meinem dritten Abschnitte berühren müssen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeste Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze besteht, nach sich ziehen sollte.

1. Br. Z. 233.—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one step broken, the great scale's destroy'd.

und Z. 239—242.

And if each System in gradation roll
Alike essential to th' amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moralische Böse sind Folgen aus den allgemeinen Gesetzen, die Gott öfters zum Besten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelassen hat, als daß er durch einen besondern Willen seinem allgemeinen hätte zuwider handeln sollen.

1. Br. Z. 145. 146.

If the great end be human happiness,
Then Nature *deviats,* and can man do less?

4. Br. Z. 112. 113.

Or partial ill is universal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. Br. Z. 161. 162.

— all subsists by elemental strife
And Passions are the Elements of life.

Zehnter Satz.

Es ist nicht alles um des Menschen Willen geschaffen worden, sondern der Mensch selbst ist vielleicht um eines andern Dinges Willen da.

1. Br. Z. 57.

— man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown.

3. Br. Z. 24.

Made beast in aid of man, and man of beast.

Eilfter Satz.

Die Unwissenheit unsers zukünftigen Zustandes ist uns zu unserm Besten gegeben worden.

Wer würde ohne sie, sagt der Dichter, sein Leben hier ertragen können? (1. Br. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81.

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.

Anstatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, sagt Pope, hat uns der Himmel die Hofnung geschenkt, welche allein vermögend ist, uns unsre letzten Augenblicke zu versüssen.

Zwölfter Satz.

Der Mensch kann sich, ohne sein Nachtheil, keine schärfern Sinne wünschen.

Die Stelle, worinn er dieses beweiset, ist zu lang, sie hier abzuschreiben. Sie stehet in dem ersten Briefe, und geht von der 185ten Zeile bis zu der 198ten. Dieser Satz aber, und die zwey vorhergehenden, sind eigentlich nähere Beweise des fünften Satzes, und sollen darthun, daß dem Menschen wirklich solche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als sich für seinen Stand am besten schicken. Die Frage

wäre also beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieser Streitigkeit hauptsächlich ankömmt:

if God has placed him *(man)* wrong?

Dreyzehnter Satz.

Die Leidenschaften des Menschen, die nichts als verschiedene Abänderungen der Eigenliebe sind, ohne welche die Vernunft unwirksam bleiben würde, sind ihm zum Besten gegeben worden.

2. B. Z. 83.

Modes of self-love the Passions we may call.

Ebend. Z. 44.

Self-love to urge, and Reason to restrain.

und 1. Br. Z. 162.

Passions are the Elements of life.

Pope gesteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenschaften entstehen; allein auch diese gründen sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist: daß sie alle von einem wirklichen, oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben müssen.

2. Br. Z. 84.

'Tis real good, or seeming, moves them all.

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, daß alles gut sey; que tout ce qui est, est bien. Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Uebersetzer aus. Allein ist es wohl gut, sich auf diese zu verlassen? Wie wenn Pope nicht gesagt hätte, daß alles gut, sondern nur, daß alles recht sey? Wollte man wohl recht und gut für einerley nehmen? Hier sind seine Worte: (1. Br. Z. 286.)

— Whatever is, is *right.*

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht anthun, und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden,

right hier anstatt irgend eines andern Worts zu setzen. Wenigstens war er in dem vierten Briefe (Z. 382.) wo er diesen Ausspruch wiederholt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen seyn, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wohl nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß die Natur manche Uebel fallen lasse; so konnte er wohl sagen, daß dem ohngeachtet alles recht sey, aber unmöglich, daß alles gut sey. Recht ist alles, weil alles, und das Uebel selbst, in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn alles seyn, wenn diese allgemeinen Gesetze allezeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern, daß auch das französische bien, weniger sagt als bon, ja daß es fast etwas anders sagt; deßgleichen auch, daß das deutsche gut, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popische: es ist alles gut, oder tout ce qui est, est bien gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut seyn, und die vorgetragnen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden seyn. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Theil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreissen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweyten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweyter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitzischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann; so würde ich fragen: ob man durch diese

befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch, oder mehr die Leibnitzischen Sätze für poetisch habe erklären wollen?

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen, und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menschlichem, Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beybehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne stehen nur der Verbindung wegen da; und verschiedne sind allzuspeciell, und mehr moralisch als metaphysisch. Beyde Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig seyn.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibnitz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt. Was jeder besonders dabey gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er diesen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht sowohl für Leibnitzisch als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademischen Frage anstatt des Satzes: alles ist gut, nothwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollen, daß ein System darinn liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitzische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweyter Satz.

In dem besten System muß alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nehmlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen setzt diesen Zusammenhang darinn, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die Theils neben einander existiren, Theils auf einander folgen. Diese verschiednen

Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle, wie die Räder der Maschine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären liesse, warum alle übrigen so, und nicht anders neben ihm sind; und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreiffen können, und der mindeste Theil der Welt muß ihm ein Spiegel seyn, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demselben sind, so wie alle Zustände, in welchen die Welt war, oder je seyn wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt seyn müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte: die Schöpfung ist voll; so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitzen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander existirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu seyn. Etwas ganz anders aber versteht Pope unter seiner *full creation*, wie sich aus der Verbindung seiner Worte schliessen läßt.

1. Br. Z. 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nehmlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darinn besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwey verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerley Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerley Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von leer und voll in Ansehung der Schöpfung, als Leibnitz; und daher konnten sie beyde sagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben, als die blossen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß nothwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer seyn würde.

Leibnitz hingegen beweiset das nothwendige Daseyn des Menschen a posteriori, und schließt, weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerley Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nehmlich, Gott könne in der Welt blos deßwegen böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Rathschlüsse aufheben wolle. Nothwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen seyn, die Gott, der besten Welt unbeschadet, hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sey.

4. Br. Z. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieses oder oder zeigt genugsam, daß das Uebel in dem zweyten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beytrage, sondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibnitz von allem diesen? — Leibnitz behauptet, der allgemeine Rathschluß Gottes entstehe aus allen besondern Rathschlüssen zusammen genommen, und Gott könne, ohne der besten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen besondern Rathschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den allgemeinen Gesetzen der Natur, das ist, aus dem System der wirkenden Ursachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn bloß aus der

besten Verknüpfung der besondern Absichten, sind die allgemein wirkenden Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hievon die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig seyn können. Leibnitz sagt: wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen; da müssen nothwendig einige derselben wider einander stossen, und durch dieses Zusammenstossen müssen entweder Widersprüche entstehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren; allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der besten Welt unbeschadet, einige Uebel daraus hätte weglassen können, ohne etwas merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Uebel fliessen, lieber gewollt, und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer grössern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heran rücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders, als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibnitz weis von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimt, weil er keine allmälige Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke

in der Natur kann, nach seiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu seyn aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder welches eben so viel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen, und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, sowohl dem Raume, als der Zeit nach, anders wird, sobald das mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens System, entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer grössern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnitzens Meinung hingegen müssen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Aussenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt seyn. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkührlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen seyn. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen seyn, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig seyn, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popischen Sätzen und Leibnitzischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Unterschiede seyn? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der

übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerley zu halten; denn sonst würde es sehr leicht seyn, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben so wohl als Popen, zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht, so wird auch nothwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz anders, als eine Bestreitung des Leibnitzischen Systems von der besten Welt seyn. Die Gottschede sagen, sie werde daher auch etwas ganz anders seyn, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popischen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müsse mehr darauf bedacht gewesen seyn, das sinnlich Schöne aus allen Systemen zusammen zu suchen, und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen, oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerley Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwieder lauffen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweyter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmäligen Degradation der Vollkommenheit geordnet seyn müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz gegründet; so kann unsre Welt unmöglich die beste seyn. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keines Weges aber nach einer allmäligen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Thiere und Bäume, Insecten und Steine sind in der Welt wunderbar durch ein-

ander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Theilen der Welt zusammen klauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmälig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht Statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnitzische System geleitet, daß nehmlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet seyn müßen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, diesen Rang wirklich werden zu lassen, da doch ohnedem die Glieder derselben in dem unendlichen Raume zerstreut liegen, und nimmermehr in der allmäligen Degradation neben einander stehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo sich Pope selbst widerspricht! — Nach seiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müssen aus den allgemeinen Gesetzen manche besondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beytragen, und nur deswegen zugelassen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, seinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So sagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel also, die in der Welt zugelassen worden, sind nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben so wohl zugelassen worden, sind es nicht. Sind sie es aber, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nicht, wie hat er am Ende des ersten Briefes gleichwohl so zuversichtlich sagen können:

All discord, harmony not understood:
All partial evil, universal good?

Wie verträgt sich dieses entscheidende all, mit dem obigen or, or? Kann man sich einen handgreiflichern Widerspruch einbilden?

Doch wir wollen weiter untersuchen, wie er sich gegen das System, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man sehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem ersten Briefe

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzu setzt:

Th' Exceptions few.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht; (S. den 4. Brief Z. 119.) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder soviel als nöthig waren.

Man könnte sagen: Pope verstehe unter dem Worte *Exceptions* solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen, und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fliessen. Dieser giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwehlt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! Aber alsdann müßte sich das Wort *Exceptions* nicht auf *general laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by general Laws;
Th' Exceptions few etc.

Bezieht sich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas anders, als auf *general Laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundner und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser seyn würde, wenn sich *th' Exceptions few* nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er gleich vorher spricht, sondern

auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er sich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet, und folglich das Malebranchische System unvermuthet verworffen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nehmlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äusserte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. Wenn wir, sagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung. Ist es noch nöthig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht alles so stuffenweise hinaufsteigt, wie Pope annimt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen, ohne diese eingebildete Ordnung, durch einander vermengt sind? Eben so wenig werde ich die zweyte Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmälige Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht Statt gefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwey Ursachen des Uebels in der Welt, nach Popens Meinung, angeführt worden; eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreiffen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is universal good
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte *Nature lets it fall* habe ich so erklärt, als ob sie eben das sagten, was der Dichter mit den Worten *Nature deviates* sagen will. Diese nehmlich, wenn sie einen verständlichen Sinn haben sollen, können nichts anders bedeuten als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, manches hervorbringe,

was den göttlichen Absichten zuwider sey, und nur deswegen von ihr[1] zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviats, and can Man do less?

D. i. Wenn die Glückseligkeit des Menschen der grosse Zweck ist, und die Natur abweicht 2c. Eben diesen Gedanken nun, glaub ich, hat Pope durch Nature lets it fall, die Natur läßt es fallen, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten Or change admits, oder die Abwechslung läßt es zu? Kann nach Popens System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Theilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stöhren wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbey nichts; und ich möchte um so viel lieber wissen, was diejenigen dabey denken, die sich dem ohngeachtet ein Popisches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, eben diese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders sey, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es seyn? Wenigstens muß es ein ganz neues seyn, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen; indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie, hier und da in den Briefen, eben so wohl widersprochen wird.

Zum Beweise beruffe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die eben so wenig mit unserm vorgegebenen Popischen Systeme, als mit irgend einem andern bestehen kann. Es ist folgende:

Z. 259 und folgende.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body Nature is, and God the soul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the same
— — — — — —

[1] [vielleicht nur verdruckt für] von ihm

Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i. Alle Dinge sind Theile eines erstaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist. Er ist in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derselbe — — Er lebt in allem was lebt; er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet sich, ohne sich zu zertheilen — — Er erfüllt, umschränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottlose Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu dessen Vertheidigung wider den Herrn Crousaz gesagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe diese Stelle aus des Spinosa irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann sie unmöglich mit Spinosens Lehren bestehen. Die Worte

Whose body Nature is, and God the soul,

Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist, würde Spinosa nimmermehr haben sagen können; denn der Ausdruck, Seele und Körper, scheinet doch wenigstens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwey verschiedne Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meinung des Spinosa! Es hat aber andre irrige Weltweisen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinosismo eben so weit abstehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltnen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte Extends thro' all extent; Er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung? Wird diese Lehre einem andern als Spinosen zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten, als dieser beruffene Irrgläubige? Jedoch, wie gesagt, es stehet nicht zu glauben, daß Pope eben in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskrahmen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori, aus dem, was ein Dichter in solchen Fällen thun muß, erwiesen habe, — — bloß die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System geborgt, ohne sich um ihre Rich-

tigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, Theils in der Sprache der Spinosisten, Theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken all zu idealisch und all zu weit von dem Sinnlichen entfernt ist. Eben so wie sich Thomson, in seiner Hymne über die vier Jahrszeiten, nicht gescheuet hat, zu sagen: these as the changes - - are but the varied God. Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahirt gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabey entsagt haben. Da er dieses aber nicht gethan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen, und, ohne sie nach eignen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm so gar, in Ansehung seiner Quellen, auf die Spur gekommen zu seyn, wobey ich einige andre historisch critische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unsers Dichters wider die Beschuldigungen des Crousaz. Die Briefe, die er in dieser Absicht schrieb, erhielten Popens vollkommensten Beyfall. Sie haben mir, sagt dieser in einem Briefe an seinen Retter, allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so seltsam dieses auch klingen mag. Sie haben mein System so deutlich gemacht, als ich es hätte machen sollen, und nicht gekonnt habe —— Man sehe die ganze Stelle unten in der Note,*)

*) I can only say, you do him *(Crousaz)* too much honour and me too much right, so odd as the expression seems, for you have made my system as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural

aus welcher ich nur noch die Worte anführe: Sie verstehen mich vollkommen so wohl, als ich mich selbst verstehe; allein Sie drücken mich besser aus, als ich mich habe ausdrücken können.

Was sagt nun denn aber dieser Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geständnisse, so vollkommen eingesehen hat, von dem Systeme seines Helden? Er sagt: Pope sey durchaus nicht dem Hrn. von Leibnitz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — Wir wollen sehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnitzen. Und Pope könnte also doch wohl noch ein Leibnitzianer seyn, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton „nein! denn Pope „hat die Platonische Lehren in der gehörigen Einschränkung angenommen, „die Leibnitz auf eine gewaltsame Art ausgedehnt. Plato sagte: „Gott hat die beste Welt erwehlt. Der Herr von Leibnitz aber: „Gott hat nicht anders können, als die beste wehlen.“

Der Unterschied zwischen diesen zwey Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwey gleich ähnlichen und guten Dingen, eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen; Leibnitz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sey. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bey jeder freyen Wahl Bewegungsgründe zugesteht; wie Leibnitz bereits angemerkt hat. (Theodicee 1 Abth. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterschied selbst wegfalle; sondern ich will ihn schlechter Dings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben: Gott habe die Welt gewehlt, ob er gleich eine andre vielleicht eben so gute Welt hätte wehlen können;

body is the same still when it is glorified. I am sure i like it better, than i did before, and so will every man else. I know i meant just what you explain, but i did not explain my own meaning so well as you. You understand me as well, as i do myself, but you express me better, than i could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11 April 1739.

und Leibnitz mag gesetzt haben: Gott habe nicht anders können als die beste wehlen. Was sagt denn Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andre Art aus? Man lese doch:

Of systems possible, if 'tis confest
That Wisdom infinite *must* form the best etc.

„Wenn es ausgemacht ist, daß die unendliche Weisheit „von allen möglichen Systemen das beste wehlen muß ꝛc.“ — — Daß sie muß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freyheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bey dem ersten Schritte verlassen zu haben selbst glauben mußte! Ich komme zu der zweyten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt; und diese ist der Lord Schaftesbury, von welchem er sagt, daß er den Platonischen Satz angenommen, und in ein deutlicher Licht gesetzt habe. In wie weit dieses geschehen sey, und welches das verbesserte System dieses Lords sey, will die Akademie jetzt nicht wissen. Ich will also hier nur so viel anführen, daß Pope den Schaftesbury zwar offenbar gelesen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich besser würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verstanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapsody des Schaftesbury beweisen, welche Pope seinen Briefen eingeschaltet hat, ohne fast von dem Seinigen etwas mehr, als das Sylbenmaaß und die Reime hinzu zu thun. Statt aller aber, will ich nur diese einzige anführen. Schaftesbury läßt den Philocles dem Palemon, welcher das physikalische Uebel zwar entschuldigen will, gegen das moralische aber unversehnlich ist, antworten: The very Storms and Tempests had their Beauty in your account, those alone excepted, which arose in human Breast. „Selbst die Stürme und Ungewitter haben, Ihrem Bedünken nach, ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die „in der menschlichen Brust aufsteigen.“ Ist dieses nicht eben das, was Pope sagt:

If Plagues or earthquakes break not heav'n's design,
Why then a *Borgia* or a *Catiline*?

Doch Pope muß den Schaftesbury nicht verstanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieser freye Weltweise war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte sich weit vorsichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, so würden seine Gedanken einem System ungleich ähnlicher sehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen seyn. Schaftesbury zum Exempel, sagt: Man hat auf vielerley Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß sie irrt ꝛc. Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner sagt unser Lord: die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise; nie Kraftlos oder nachläßig; sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget.*) Leibnitz selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weis Pope hievon, der dem Schaftesbury gleichwohl soll gefolgt seyn? Auch sagt dieser: Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundursachen eine allgemeine Zusammenstimmung entspringt.**) Die Worte mannigfaltige und widerwärtige Grundursachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so

*) Much is alledg'd in answer, to shew why Nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble Endeavours; but o'erpower'd by a superior Rival, and by another Nature's justly conquering Force. *Rhapsody Part. 2. Sect. 3.*

**) 'Tis on the contrary, from this Order of inferiour and superiour Things that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilst from such various and *disagreeing Principles* a Universal Concord is established. Eben daselbst.

würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Schaftesbury einen vollkommenen[1] richtigen Begriff, den Pope, wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Consent and Correspondence in all. Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisiren, diese Uebereinstimmung ist ganz etwas anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir Schaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnitzen übereinzustimmen scheinet, daß ich mich wundre, warum man nicht längst beyder Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Schaftesbury, als das System des Pope zu untersuchen und gegen das Leibnitzische zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen, und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen, und das Sinnliche mit dem Abstracten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja auch für die, würde bey dem Schaftesbury mehr zu gewinnen gewesen seyn, als bey dem Pope, welche Leibnitzen gern, vermittelst irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Schaftesbury The Moralists, a Philosophical Rhapsody war bereits im Jahr 1709. herausgekommen; des Leibnitz Theodicee hingegen trat erst gegen das Ende des Jahrs 1710. an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meinen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibnitz erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte dieser von dem letztern nicht ein wenig seyn geplündert worden? Ich bitte die Akademie es überlegen zu lassen!

Und also hat Pope auch aus dem Schaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven*) entlehnt. Wo mag er sie wohl sonst her haben? Wo mag er besonders die her haben, die eine Leibnitzische Mine machen? Ich verstehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Systeme und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung

*) Eine beyläufige Erklärung der Vignette unsers Tittels!

[1] [vielleicht verdruckt für] vollkommen

Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buches de Origine mali, über welches Leibnitz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter seiner Theodicee findet. Er urtheilet davon, der Verfasser desselben stimme, in der einen Helfte der Materie, von dem Uebel überhaupt, und dem physikalischen Uebel insbesondre, sehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Helfte, vom moralischen Uebel, von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Hr. W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1702. herausgekommen.

Aus diesem nun behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert; und zwar so, daß er nicht selten, ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt, und sie bloß mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen, und die Vergleichung den Lesern, welche beyder Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem. 56.

Credendum vero est, praesens mundi Systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope. Ep. I. v. 46. 47.

Where all must fall or not coherent be
And all that rises, rise in due degree etc.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc avtomato.

Pope. Ep. I. v. 56. etc.

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole.
'Tis but a part we see and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tót aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberet. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieser Worte wird man in dem ersten Briefe des Pope wieder finden; besonders gegen die 157te und 233te Zeile. Die Stellen selbst sind zu lang, sie ganz herzusetzen; und zum Theil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popischen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope den metaphysischen Theil seiner Materie mehr zusammen geborgt, als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser[1] bewußt zu seyn scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund den D. Swift schreibt. Pope hatte seinen Versuch über den Menschen, ohne seinem Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände,

[1] [vielleicht nur verdruckt für] nichts bessern [oder] nichts bessers

ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte seinen Freund darinn nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: ich sollte meinen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte verlohren, daß Sie mich doch in dem zweyten würden erkannt haben*). Heißt dieses nicht ungefehr: ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervor zu leuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen; so hätten Sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen? — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen so grossen Philosophen gehalten habe, eben so wenig als sich Pope selbst dafür hielt. Denn würde er wohl sonst, gleich nach obiger Stelle, geschrieben haben: Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe, und ein Gespötte daraus mache**). Das will viel sagen! Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen.

*) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those Essays, you saw me in the second.

**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philosopher till i pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9ten Theile der Popischen Werke, der Knoptonschen Ausgabe von 1752. auf der 254 Seite stehet.